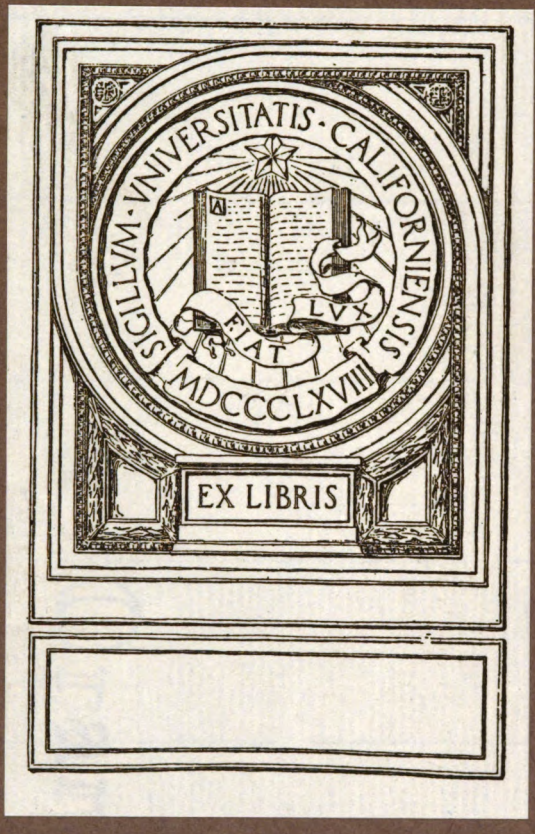
UC-NRLF

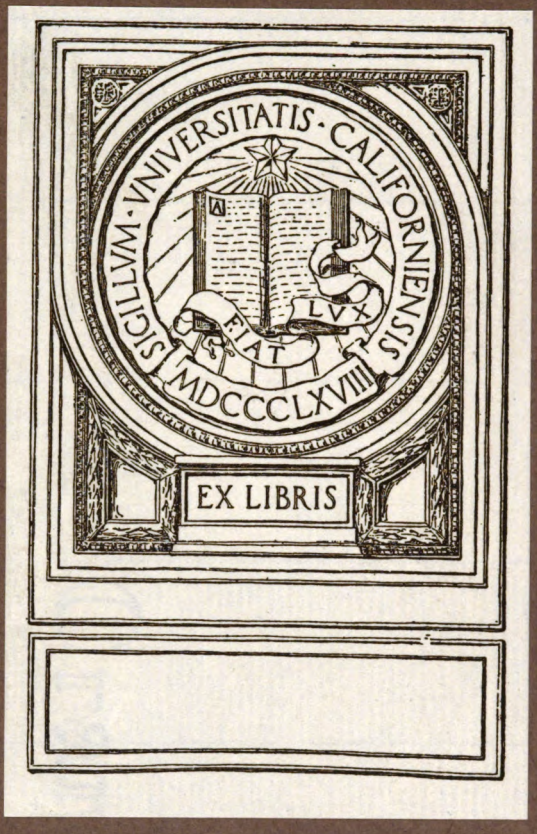
BERKE
LIBRAR
UNIVERSITY OF
CALIFORNIA

ANTHROPOLOGY LIBRARY



BERKE
LIBRAR
UNIVERSITY OF
CALIFORNIA

ANTHROPOLOGY LIBRARY



Volk und Rasse

Illustrierte
Vierteljahrsschrift für deutsches Volkstum

4. Jahrgang 1929

J. F. Lehmanns Verlag, München

GNI
V6
v. 4

Inhaltsverzeichnis

des 4. Jahrganges, 1929.

Heft 1 S. 1—64; Heft 2 S. 65—128; Heft 3 S. 129—192; Heft 4 S. 193—252.

Verfasserverzeichnis.

	Seite
Beninger, E., Die eiszeitlichen Kulturen in Europa. Mit 3 Abb.	222
Boeck, Chr., Ein Dichter nordischer Art. Mit 1 Abb.	102
Brurein, W., Von deutscher Baukunst	174
Bryn, H., Seelische Unterschiede zweier Spielformen der nordischen Rasse. Mit 2 Abb.	158
Ebeling, F., Sturmzeichen für das mitteleuropäische Deutschtum	25
Darré, W., Zur Förderung der Rassenhygiene	54
Ergebnis des Preisausschreibens für nordische Ahnentafeln mit Bildern	53
Günther, H. F. K., Die Entnordung der keltischen Stämme. Mit 2 Abb.	164
Mjöen, J. A., Rassenkreuzung beim Menschen II. Mit 4 Abb.	72
Petersen, E., Die Wandalen im Spiegel der ostdeutschen Bodenfunde. Mit 17 Abb.	34
Polland, R., Die rassische Zusammensetzung der Bevölkerung Steiermarks. Mit 7 Abb.	16
Reche, O., Bemerkungen zum Aufsatz „Sturmzeichen für das mitteleuropäische Deutschtum" von F. Ebeling	44
—, Der gegenwärtige Stand unserer Kenntnisse von der Rassenkunde der Friesen. Mit 19 Abb.	129 u. 193
—, Die Wiedereindeutschung Mecklenburgs unter bevölkerungsstatistischem Gesichtspunkt	13
—, Nordgermanisches in der Bevölkerung des polnischen Staates. Mit 11 Abb.	78
—, Zum Preisausschreiben für nordische bebilderte Ahnentafeln. Mit einer Ahnentafel	66
Schulz, W., Germanen und Kelten in Mitteldeutschland. Mit 11 Abb.	91
Steinhäuser, M., Süddeutsche Kolonisten in Schleswig und Jütland	169
Tackenberg, K., Die Bastarnen	232
Tirala, L. G., Die Lebensfrage des deutschen Volkes	86
Veeck, W., Ein Beitrag zur frühzeitigen Besiedlung Württembergs	216
Weber, L., Wie Parzival unser ward	31
Witte, H., Von mecklenburgischer Geschichte und vom mecklenburgischen Menschen	1
Wulz, G., Das Bürstenbindergewerbe in Alt-München	46

Buchbesprechungen.

Abele, Zur Siedlungsgeschichte des württembergischen Höhengebietes am Limes und östlich desselben in deutscher Zeit. (Zeiß)	183
Ammann, In und um Flandern. (B. K. Schultz)	183

Seite

Aus Oberschlesiens Urzeit. (Petersen) 246
Der bayerische Vorgeschichtsfreund. (Much) 63
Belloc, Die Juden. (Reche) 249
Bleyer, Das Deutschtum in Rumpfungarn. (Rüdiger) . . . 247
Bohnenberger, Über die Ostgrenze des Alemannischen. (Zeiß) . 184
Bumüller, Leitfaden der Vorgeschichte Europas. (Zeiß) . . . 184
Capelle, Das alte Germanien. (Much) 115
Clauß, Österreichische und Salzburgische Emigranten in der Ansbacher und Gunzenhauser Gegend (Essen) 184
—, Von Seele und Antlitz der Völker und Rassen. (Augur.) . . . 58
Darré, Das Bauerntum als Lebensquell der nordischen Rasse. (Mielke) 108
Deutsche Volkheit. (Zeiß) 62
Deutsches Einheits-Familienstammbuch. (Reche) 123
v. Düring, Psychische Grenzzustände bei Kindern und Jugendlichen. (Moser) 181
Ernst, Geschichten von deutscher Art. (Moser) 185
Fehrle, Publius Cornelius Tacitus, Germania. (Much) . . . 114
Fetscher, Erbbiologie und Eugenik. (Reche) 250
Frenzel, Die Totenstadt von Burk bei Bautzen. (Tackenberg) . . 251
Göth, Sagen aus Südwestmähren. (Karasek) 185
Gravert, Die Bauernhöfe der Kremper- und Kollmar-Marsch. (B. K. Schultz) 111
Grönbech, Nordische Mythen und Sagen. (Zeiß) 252
Grothe, Die deutsche Zips. (Haushofer) 113
Gründel, Die Menschheit der Zukunft. (Tirala) 179
Güthlein und Ritz, Das Feuchtwanger Heimatmuseum. (Zeiß) . . 185
Gusmann, Wald- und Siedlungsfläche Südhannovers und angrenzender Gebiete etwa im 5. Jahrh. n. Chr. (Zeiß) 185
Häberle, Die Zunftaltertümer des Museums der Stadt Ulm (Zeiß) . 186
Hahne, Totenehre im alten Norden. (Zeiß) 59
Helbok, Siedelungsgeschichte und Volkskunde. (Lüers) . . . 59
Henke, Blutprobe im Vaterschaftsbeweise. (Reche) 251
Hildebrandt, Stadt und Rasse. (Hesch) 55
Hinrichs, Niedersachsen in Wort und Bild. (B. K. Schultz) . . 192
His, Geschichte des deutschen Strafrechts bis zur Karolina. (Zeiß) . 60
Hohlbaum, Das Paradies und die Schlange. (Moser) . . . 60
Jacob, Alte badische Handwerkskunst. (Zeiß) 60
Karsten, Die Germanen. (Zeiß) 124
Kießling, Deutsche Sippennamen. (Zeiß) 60
Kleine, Herbe Jugend. (Moser) 186
Lange, Verbrechen als Schicksal, Studien an kriminellen Zwillingen. (Moser) 182
Leibbrandt, Die Auswanderung aus Schwaben nach Rußland 1816 bis 1823. (Essen) 186
Lienhart, Elsässische Ortsneckereien. (Panzer) 119
Losch, Die Brautwerbungssage der deutschen Spielmannsdichtung. (Much) 187
Lundborg, Rassenkunde des schwedischen Volkes. (Heidrich) . . 125
Moepert, Die Anfänge der Rübezahlsage. (Zeiß) 188

745318

Seite

Muckermann, Rassenforschung und Volk der Zukunft. (Moser) . 61
Norwegische Königsgeschichten. Bd. 1. (Zeiß) 61
Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde. (Zeiß) 64
Peßler, Plattdeutscher Wortatlas von Nordwestdeutschland. (Mielke) 56
Peterka, Rechtsgeschichte der böhmischen Länder. (Zeiß) . . . 61
Pfeifer, Das Siedlungsbild der Landschaft Angeln. (Zeiß) . . . 62
Pfister, Schwäbische Volksbräuche, Feste und Sagen. (Zeiß) . . 62
Pinck, Verklingende Weisen (Lothringer Volkslieder). (Zeiß) . . 252
Raduſch, Das Geheimnis des Blutes. (Moser) 62
Sachſenröder, Familien- und Heimatbuch. (Reche) 124
Sartori, Westfälische Volkskunde. (Lüers) 188
Scheidt, Einführung in die rassenkundliche Abteilung. (Hesch) . . 189
Schneider, Germanische Heldensage. Bd. 1 (W. Schultz) . . . 189
Schremmer, Schlesische Volkskunde. (Lüers) 190
Schröder, Altgermanische Kulturprobleme. (W. Schultz) . . 126
Sprater, Die Urgeschichte der Pfalz. (Zeiß) 191
Stolz, Die Ausbreitung des Deutschtums in Südtirol. (Zeiß) . . 191
Strzygowski, Altslawische Kunst. (Zeiß) 177
Sturm, Das Deutschtum in Litauen. (B. K. Schultz). . . . 191
Teudt, Germanische Heiligtümer. (W. Schultz) 127
v. Trauwitz-Hellwig, Urmensch und Totenglaube. (W. Schultz) . 245
Uhſadel, Soziologische Verhältnisse kinderreicher Großstadtfamilien. (Moser) 181
Unsere Heimat. (B. K. Schultz) 128
v. Verſchuer, Sozialpolitik und Rassenhygiene. (Hesch) . . . 121
Walther, Schwäbische Volkskunde. (B. K. Schultz) . . . 192
Weifert, Weißkirchner Familiennamen. (Zeiß) 112
Winthuis, Das Zweigeschlechterwesen bei den Australiern und anderen Völkern. (Spannaus) 128
Wolff, Die Helden der Völkerwanderungszeit. (Zeiß) . . . 64

Jahrgang Heft 1 Januar (Eismond) 1929

v.4
MAY 1 1929

Volk und Rasse

Schriftleitung: Prof. Dr. Otto Reche, Leipzig u. Dr. phil. H. Zeiß, München

J. F. Lehmanns Verlag / München

Bezugspreis jährlich M. 8.—, Einzelheft M. 2.—

Inhalt:

Von mecklenburgischer Geschichte und vom mecklenburgischen Menschen. Von Archivdirektor Dr. Hans Witte, Neustrelitz . . . . . Seite

Die Wiedereindeutschung Mecklenburgs unter bevölkerungsstatistischem Gesichtspunkt. Von Prof. Dr. Otto Reche, Leipzig . . . . . „ 1

Die rassische Zusammensetzung der Bevölkerung Steiermarks. Von Professor Dr. Rudolf Polland, Graz . . . . . „ 1

Sturmzeichen für das mitteleuropäische Deutschtum. Von Diplomkaufmann Friedrich Ebeling, Berlin . . . . . „ 2

Wie Parzival unser ward. Von Dr. Leopold Weber, München . . . . . „ 3

Die Wandalen im Spiegel der ostdeutschen Bodenfunde. Von Dr. Ernst Petersen, Breslau . . . . . „ 3

Bemerkungen zum Aufsatz „Sturmzeichen für das mitteleuropäische Deutschtum" von F. Ebeling. Von Prof. Dr. Otto Reche, Leipzig . . . . . „ 4

Das Bürstenbindergewerbe in Alt-München. Von Dr. Gustav Wulz, München „ 4

Ergebnis des Preisausschreibens für nordische Ahnentafeln mit Bildern „ 5

Kleine Beiträge . . . . . „ 5

Buchbesprechungen . . . . . „ 5

Die Tide

Niederdeutsche Heimatblätter

¼jährlicher Bezugspreis Rm. 2.—

Jahresabonnenten erhalten eine Originalradierung kostenlos.

Nach Prof. Scheidt-Hamburg: Die führende Zeitschrift Niederdeutschlands

Aus den zahlreichen Urteilen:

Universitätsprofessor Dr. Josef Nadler-Königsberg: „An dieser Zeitschrift muß man seine helle Freude haben. Die übersandten Blätter haben mich außerordentlich anregend beschäftigt.

Probehefte und Bestellungen vermittelt jede gute Buchhandlung, sowie der

Friesen-Verlag, A.-G. / Bremen / Postfach 461

Volk und Rasse

Illustrierte Vierteljahrsschrift für deutsches Volkstum

Herausgeber: Prof. Aichel (Kiel); Dr. Bächtold (Basel); Prof. Dethleffsen (Königsberg i. Pr.); Prof. Fehrle (Heidelberg); Prof. Fischer (Berlin); Prof. Hambruch (Hamburg); Prof. Helbok (Innsbruck); Prof. Lehmann (Altona); Dr. Lüers (München); Prof. Mielke (Hermsdorf b. Bln.); Prof. Mollison (München); Prof. Much (Wien); Prof. Panzer (Heidelberg); Dr. Peßler (Hannover); Prof. J. Petersen (Berlin); Prof. Sartori (Dortmund); Prof. W. M. Schmid (München); Prof. Schultz (Königsberg); Prof. Schultze-Naumburg (Saaleck); Prof. Thurnwald (Berlin); Prof. Wahle (Heidelberg); Prof. Wrede (Köln); Dr. Zaunert (Wilhelmshöhe).

Schriftleitung der Zeitschrift: Universitätsprofessor Dr. Otto Reche, Gautzsch bei Leipzig, Ring 35, und Dr. Hans Zeiß, München 51, Holzkirchnerstraße 2.

Verlag: J. F. Lehmann, München SW. 4, Paul Heyse-Straße 26.

Jährlich erscheinen 4 Hefte. Bezugspreis jährlich M. 8.—, Einzelheft M. 2.—.

Postscheckkonto des Verlags München 129.

Postsparkasse Wien 59594. — Konto bei der Bayerischen Vereinsbank München. — Konto bei der Kreditanstalt der Deutschen e. G. m. b. H. Prag II, Krakauerstraße 11 (Postsparkassenkonto der Kreditanstalt: Prag 62730). — Schweizerische Postscheckrechnung Bern III 4845. Schwed. Postscheckkonto Stockholm 4167.

4. Jahrgang Heft 1 Januar (Eismond) 1929

Der Verlag behält sich das ausschließliche Recht der Vervielfältigung und Verbreitung der in dieser Zeitschrift zum Abdruck gelangenden Originalbeiträge vor.

Von mecklenburgischer Geschichte und vom mecklenburgischen Menschen.

Von Archivdirektor Dr. Hans Witte, Neustrelitz.

Durch die Tat eines Mannes ist Mecklenburg in das helle Licht der Geschichte hineingestellt worden. Als der Sachsenherzog Heinrich der Löwe durch seinen Sieg über den Obotritenfürsten Niclot (1160) dem jahrhundertelangen Kampf um das Südgestade der Ostsee die Entscheidung gab, da war nicht nur eine Zeitwende neuen deutschen Geschehens weit über das engere Gebiet dieses Kampfes hinaus angebrochen, da begann auch für unser Mecklenburg die wirkliche Geschichte.

Was immer wir vorher an Schicksalen unseres Landes erfahren — sei es aus meist zusammenhanglosen Aufzeichnungen von Geschichtschreibern, die sämtlich ihren Wohnsitz außerhalb unseres Landes hatten; sei es aus dem Nachlaß älterer Geschlechter, den mühselige Spatenarbeit dem Erdboden entriß; sei es durch die nicht weniger mühevolle und nicht selten bedenkliche Deutung alter Namen — dies alles gehört doch noch der Vorgeschichte an. Erst als mit dem Siege des Deutschtums die Kunst des Schreibens ihren Einzug in das Heidenland hielt, erst von da an konnte es im Lande selber zu schriftlichen Aufzeichnungen kommen, konn-

ten mecklenburgische Urkunden und allmählich auch eine mecklenburgische Geschichtschreibung ergiebigere Kunde geben von dem, was in unserem Lande vorging.

Einer der größten und stolzesten Augenblicke deutscher Vergangenheit, da das heidnische Wendentum niedergerungen vom Deutschtum am Boden lag, war also die Geburtsstunde der mecklenburgischen Geschichte und — wir dürfen es wohl schon vorgreifend sagen — auch des mecklenburgischen Menschen. Anderseits ist mit der Befestigung und dem Ausbau des Werkes Heinrichs des Löwen, selbst wenn man sie nur in der Beschränkung auf unser mecklenburgisches Land betrachten wollte, keineswegs lediglich mecklenburgische Geschichte gemacht worden; ward doch damit der Grund gelegt für die Sicherstellung eines erweiterten Lebensraumes unsers deutschen Volkes.

So ist an der Schwelle der mecklenburgischen Geschichte diese von der deutschen Geschichte kaum zu sondern. Das Ineinandergreifen ist so innig, daß im Zusammenhang der deutschen Dinge keinenfalls gemißt werden kann, was zu jenen Zeiten in unserer engeren Heimat geschah. Es ist geradezu grundlegend für die Weiterentwicklung deutschen Wesens.

So ist es auch geblieben, als zu den zwei um das Südgestade der Ostsee ringenden Völkern, den Deutschen und Wenden, sich als drittes die Dänen gesellten. Schon zu Zeiten Heinrichs des Löwen war das Streben der Dänen nach Eroberung und Besitz im südbaltischen Slavenland deutlich genug und auch keineswegs ganz erfolglos. Doch der gewaltige Sachsenherzog wußte sie in Schranken zu halten. Erst durch seinen Sturz wurde die Bahn für die Dänen frei. Die Schicksalsfrage der südbaltischen Lande wurde noch einmal gestellt. Nicht mehr handelte es sich jetzt darum, ob diese Lande in Zukunft deutsch oder wendisch sein sollten. Das Wendentum war gebrochen und ohne jede Möglichkeit einer Wiederauferstehung. Jetzt handelte es sich nur noch um Deutsch oder Dänisch.

Zweimal hat Mecklenburg mit einigen Nachbarländern die Dänenherrschaft über sich ergehen lassen müssen. Zweimal hat es an ihrer Abschüttelung mitgewirkt, am glanzvollsten bei der kühnen Gefangennahme des Dänenkönigs Waldemar II. und an dem Siegestage von Bornhöved, dessen siebenhundertste Wiederkehr wir im vorigen Jahre feiern durften. Auch dies zugleich eine hervorragende Tat deutscher Geschichte, eine Wegebereitung deutscher Zukunft, der dadurch die Ostsee auf unabsehbare Zeit wiedererschlossen und ein unermeßliches Ausbreitungsgebiet eröffnet wurde.

So hat Mecklenburg — gerade im Beginne seiner Geschichte — lange im Brennpunkt weltgeschichtlicher Kämpfe und Entwicklungen gestanden. Aber die Welle sieghaften Vordringens des Deutschtums gen Osten rollte in raschem Lauf über unser Land hinweg. Bald hörte es auf, Grenzmark des Deutschtums gegen die Völker des Ostens zu sein. Je weiter die Woge des Deutschtums gen Osten vordrang, je mehr Länder sie deutscher Sprache und Gesittung zurückgewann, um so mehr wurde Mecklenburg zu einem innerdeutschen Binnenland, dessen unverrückbare Ostseegrenze allein noch am Rande blieb. Um so fremder wurde es auch den großen Kämpfen um die Erweiterung des deutschen Lebensraumes, aus denen es selber ja erst vor kurzem herausgeboren war. Es wurde zu einem abgeschiedenen, stillen Winkel, in dem ein in sich zurückgezogenes, selbstgenügsames Wesen immer mehr überhand nahm, je mehr das Reich von seiner Höhe herabsank und schließlich gar zu einem Schemen verblaßte.

Dynastische Landesteilungen, die sich immer und immer wiederholten bis in die neuesten Zeiten hinein, innere Fehden, unnütze Grenzkriege mit den Nach-

barn, endlose Streitigkeiten der Landesherrschaft mit den Ständen füllen fortan die Blätter der mecklenburgischen Geschichte mit erschütternder Eintönigkeit. Gewiß ist auch da manches Größere eingestreut: der wiederholte Griff nach den Kronen des Nordens, der — unter Albrecht dem Großen besonders nachdrücklich — doch stets an der Machtlosigkeit des kleinen Landes scheitern mußte. Die Gründung der Universität Rostock gehört auch dazu, eine geistige Großtat, die dem in mancher Hinsicht rückständigen Norden weit über Mecklenburgs Grenzen hinaus Licht spendete. Mecklenburgs Teilnahme an der Reformation wäre hier zu nennen. Nicht zu vergessen sei auch der erfolgreiche Versuch, das Staatswesen nach vorgeschrittenen Gesichtspunkten zu leiten, wie ihn Wallenstein in den kurzen Jahren seiner mecklenburgischen Herzogswürde unternahm; wobei nur zu bedauern ist, daß die ihm gelungene Zähmung der widerborstigen Landstände niemals auch nur mit einem annähernden Erfolg von einem Fürsten des eingeborenen Obotritenhauses versucht worden ist, und daß alles, was seine kluge Verwaltung an Heilsamem schuf, alsbald nach der Wiedereinsetzung der alteingesessenen Fürsten mit Stumpf und Stiel ausgerottet wurde.

In den Befreiungskriegen und wo immer um den Bestand Deutschlands die ehernen Würfel rollten, hat der Mecklenburger seinen Mann gestanden. Er brauchte nur herausgerissen zu werden aus der selbstgenügsamen Abgeschiedenheit und dem Einerlei seiner engen heimatlichen Verhältnisse, der Einzelne wie die Gesamtheit, um an seiner Stelle Dinge zu vollbringen, die sich über den Durchschnitt erhoben und der Gesamtentwicklung deutschen Wesens förderlich waren.

Schon der große Friedrich hat mit scharfem Blick die kriegerischen Fähigkeiten erkannt, die unverbraucht im mecklenburgischen Stilleben schlummerten. Seine Werber wußten sie für die Sache Preußens nutzbar zu machen. Wie viele Mecklenburger haben, wenn auch mehr oder weniger widerstrebend, seine Schlachten schlagen helfen und so am Aufbau eines neuen, waffenstarken Deutschlands mitgearbeitet! Was damals — bei vielen wenigstens — noch erzwungene Leistung war, ward freiwillige, selbstverständliche Hingabe in den Befreiungskriegen und später im Ringen um das zweite deutsche Kaiserreich. Überall dort ist bestes mecklenburgisches Blut geflossen. Und wer zählt die mecklenburgischen Opfer des Weltkrieges, deren Gebeine auf allen seinen Schauplätzen in Europa, Afrika, Asien und unter den Fluten der Meere ruhen? Wie könnten wir ihrer, die sich in der Blüte der Jugend oftmals mit vollem Bewußtsein opferten, je gedenken ohne die Hoffnung, daß — trotz allem — auch ihre Aufopferung nur eine Saat war für etwas kommendes Größeres, heute unsern Blicken noch Verborgenes, für ein drittes, großdeutsches Reich! So findet auch am Ende mecklenburgischer Geschichte, wie an ihrem Anfang, die unlösbare Verbundenheit mit dem Erleben des gesamten großen Vaterlandes überwältigenden Ausdruck. Zwischendurch dann die Zeiten stiller Zurückgezogenheit in die engen Grenzen; ein Kleben an altüberlieferten Formen, von denen man sich nicht zu trennen vermag, so klar alle Einsichtigen ihre heillose Überalterung erkennen. Im landesgrundgesetzlichen Erbvergleich von 1755 hat man versucht, diese Formen des Ständestaats zu verewigen. Und über eine fast unglaubliche Zeitspanne ist es gelungen! Sie stehen ja noch in unser aller frischer Erinnerung! Und wäre nicht die furchtbare Weltkatastrophe über uns hereingebrochen, wer weiß, ob wir nicht heute noch unter dem Regiment der „getreuen Stände" ein geruhsames Leben fristeten.

So ist Mecklenburg schließlich zu einer Art von historischem Museum geworden, worin das, was man in anderen Ländern längst zu den Toten ge-

worfen hatte, noch fröhlich weiterlebte. Alle die dem modernen Menschen schwerverständlichen Einrichtungen und Lebensäußerungen des Ständestaats, durch den ja auch die anderen Länder hindurchgegangen waren, konnte man bei uns an der Quelle studieren und sich in ihren Geist versenken. Und wer wollte — namentlich als Historiker — bestreiten, daß auch dies einen gewissen Wert hat?

Wie die Geschichte anderer kleinerer Gemeinwesen, zeigt auch die Geschichte unseres Landes ihre Höhepunkte da, wo sie nahezu restlos in einem starken Strome gesamtdeutschen Geschehens unterzutauchen scheint. Die Zeiten der Zurückgezogenheit bieten dem Geschichtschreiber geringeren Reiz. Die enge Verbundenheit der Teile mit dem Ganzen kommt dadurch zu augenfälligem Ausdruck. Diese Verbundenheit hat uns das gewaltige Geschehen dieser letzten Zeit besonders eindringlich erleben lassen. Völlige Abtrennung würde Verkümmerung bedeuten, vielleicht sogar Tod!

Daseinsmöglichkeit der Glieder, das lehrt uns die Betrachtung der Landesgeschichte immer wieder, ja selbst Daseins*berechtigung* besteht nur im Rahmen des großen nationalen Ganzen. Sich ihm einzufügen und unterzuordnen, wie es Selbsterhaltung und Pflicht gleichmäßig heischen, darin haben deutsche Stämme öfters gefehlt. Der deutsche Erbfehler des Partikularismus ist auch heute noch nicht tot. Die Not dieser letzten Zeit wäre nicht umsonst durchlitten, wenn sie uns Deutsche endlich zusammenhämmerte zu einer wirklichen, stahlgehärteten Einheit.

Der Träger dieses geschichtlichen Lebens, wie ich es eben mit knappen Strichen umrissen habe, ist in dem hier landschaftlich begrenzten Rahmen der *mecklenburgische Mensch*. Ein ganz alltäglicher Begriff für uns. Aber wollen wir ihn näher erklären, so stehen wir vor Schwierigkeiten. Kein Zweifel, es handelt sich um den Menschen, der den Mecklenburg genannten Erdenraum in einer langen Reihe von Geschlechterfolgen bis auf den heutigen Tag bevölkert hat. Aber woher ist dieser Mensch gekommen? Ist er unserer Scholle entsprossen oder ist er eingewandert? Sind die Geschlechterfolgen, die nacheinander unser Land bewohnten, als eine durch die Jahrhunderte oder gar Jahrtausende in sich stets gleichgebliebene Masse anzusehen? Oder hat es im Laufe der Zeiten Wandelungen gegeben, ist vielleicht sogar der Faden der Entwicklung jäh durchrissen worden? Hat es nicht auch Unterschiede in der Bevölkerung der verschiedenen Teile des Landes gegeben?

Eine Fülle von Fragen, die zu beantworten wir uns nicht — wie vorher — auf die eigentliche Geschichte beschränken dürfen: Vor- und Urgeschichte müssen hier mithelfen. Die Forschungen der letzten Jahrzehnte haben hier manches Gestrüpp hinweggeräumt, das früher den freien Blick hemmte. Nach ihnen kann es nicht mehr bezweifelt werden, daß Mecklenburg zu *den* Gebieten des westlichen Ostseebeckens gehört, die als Wiege des Indogermanentums und damit auch des Germanentums anzusehen sind. Sicher ist soviel, daß Mecklenburg in der jüngeren Steinzeit von Menschen indogermanischer Art bewohnt wurde.

Ureinwohner (Autochthonen) waren sie aber nicht. War doch Mecklenburg in noch weiter zurückliegender Urzeit ganz und gar von Inlandeis bedeckt gewesen, eine Besiedlung also erst nach Verschwinden dieses Eises möglich. Deshalb haben wir die Indogermanen, die in der jüngeren Steinzeit Mecklenburgs Boden im Besitz hatten, als Neusiedler anzusehen, die, aus dem Gebiet der Kalkhöhlen Frankreichs zwischen Seine und Maas stammend, auf den Ostseeinseln und in Schonen eine neue Heimat gefunden und sich später von hier aus weiter ausgebreitet hatten — u. a. auch über Mecklenburg.

Als den ersten Vortrupp wird man das Volk bezeichnen müssen, welches Kossinna nach dem Fundort, an dem unser Altmeister Lisch sie zum ersten Male feststellte, die „Dobbertiner" genannt hat[1]).

Die „Dobbertin"-Schicht hat sich noch nicht über den Stand eines primitiven Jäger- und Fischerdaseins erhoben, kennt noch keine Töpferei; die jüngeren Indogermanen wachsen über diese Zivilisationsstufe hinaus, treiben Ackerbau und Viehzucht, und legen „Hünengräber" an.

Bestimmte Anzeichen scheinen darauf hinzudeuten, daß beide Zivilisationsstufen während eines Teiles der jüngeren Steinzeit nebeneinander unser Heimatland bewohnt haben. Aber die höhere Zivilisation war die weitaus überlegene und sicher in rasch fortschreitender Weise überwiegende. Sie zieht natürlich auch unser stärkstes Interesse auf sich, weil von ihr das Germanentum abstammte, das etwa mit der Bronzezeit — also seit 2000 v. Chr. — als Bevölkerung unseres Landes anzusehen ist.

Durch Jahrtausende ist Mecklenburg in germanischer Hand gewesen. Der schwierigen und umstrittenen Frage, welche Germanenstämme es waren, die hier ihre Wohnsitze hatten, kann bei der Knappheit des Raumes nicht eingehend nachgegangen werden. Da die Anwesenheit der Germanen trotz so langer Dauer doch nur vorübergehend war, steht die Stammesfrage für unsere Zwecke auch nicht in vorderster Linie. Erst mit dem Auftreten schriftlicher Quellen hellenisch-römischer Herkunft läßt sich diese Frage überhaupt stellen. Und da sind es — mit allem Wenn und Aber — immer wieder die Warnen und Reste der Teutonen, die als Bewohner der Hauptmasse unseres Landes erscheinen, Semnonen und Langobarden, die von Süden und von Westen über seine Grenzen herübergreifen.

Die große Völkerwanderung hat dann mit den Ländern des germanischen Ostens auch Mecklenburg von seinen germanischen Bewohnern entleert. Von Osten her rückten slavische Stämme in die weiten geräumten Länder nach. Um das Jahr 600 n. Chr., vielleicht ein wenig früher, muß ihre Niederlassung in Mecklenburg erfolgt sein.

Mecklenburg bietet in der Folgezeit das Bild eines reinslavischen Landes. Aber sind nicht vielleicht doch Germanenreste in ihm zurückgeblieben?

Von einer Erneuerung der Urgermanentheorie, die das Germanentum in dichten Massen sitzenbleiben ließ, nur überdeckt und niedergehalten von einer slavischen Herrenschicht, nach deren Vernichtung das Land mit einem Schlage wieder germanisch, wieder deutsch war, — davon kann natürlich keine Rede sein, weder für Mecklenburg, noch für andere schicksalverwandte Länder des Ostens. Auch Bretholz hat sie für die Sudetenländer trotz unablässigen Bemühens nicht ins Leben zurückzurufen vermocht. Sie ist ein für alle Mal erledigt. Aber die Frage nach etwa zurückgebliebenen Resten der in ihrer großen Masse abgewanderten Germanenstämme muß überall gestellt werden. Haben wir doch für einige Gegenden bestimmte Zeugnisse vom Verbleiben solcher.

Wie steht es nun in Mecklenburg? Zum Jahre 512 berichtet Procop gelegentlich der Rückkehr der Heruler in ihre nordische Heimat von den „unbewohnten Flächen, die gegen die Ostsee und die Warnen lagen". Die Warnen waren damals also noch nicht abgezogen und saßen im Ostseegebiet, wahrscheinlich an

[1]) Über sie neuerdings W. Karbe in den Meckl.-Strelitzer Heimat-Blättern 1927 Heft 1 S. 4 ff. und R. Beltz in der Zeitschrift Mecklenburg 1927 Heft 3 S. 105.

Mecklenburgs Küste. Später sind sie aber ausgewandert; wir finden sie mit Teilen der Angeln im Verbande der Thüringer: „Lex Angliorum et Werinorum hoc est Thuringorum". Auch der archäologische Befund läßt die Entleerung Mecklenburgs von seinen germanischen Bewohnern mit vollkommener Deutlichkeit erkennen. Die Frage der Germanenreste ist damit für Mecklenburg natürlich nicht entschieden. Aber sehr stark gegen das Vorhandensein solcher in nennenswerter Zahl spricht die Tatsache, daß kein einziger Ortsname bisher in Mecklenburg nachgewiesen worden ist, der sich eindeutig von der Urgermanenbevölkerung unsers Landes herleiten ließe. Wenn Wismar ein germanischer Name sein sollte, was sich kaum mit voller Sicherheit erweisen lassen wird, weil er sich auch aus dem Slavischen herleiten läßt, so müßte bei der Küstenlage des Ortes auch mit skandinavischer Herkunft gerechnet werden. Der deutsche Name der Hauptburg des Landes, der später zum Landesnamen wurde, ist eine wörtliche Übersetzung des slavischen Namens Wiligard = große Burg, Mecklenburg. Man hat den Flußnamen Warnow, der auch als Ortsname vorkommt, von dem schon genannten Germanenstamm der Warnen herleiten wollen. Aber der Name läßt sich ganz zwanglos slavisch ableiten als Rabenfluß oder Rabenort.

Daß man bisher keinen Beweis für das Vorhandensein von Germanenresten unter der Slavenüberflutung Mecklenburgs finden konnte, kann gewiß nicht zwingend beweisen, daß es solche Reste bei uns nicht gegeben hat. Aber daß sie beträchtlich gewesen wären, wird man nicht annehmen dürfen.

Immerhin bleibt eine gewisse Unsicherheit bestehen, zumal es in Mecklenburg bisher niemanden gegeben hat, der des Slavischen in einer Weise mächtig war, wie es für eine solche Durchprüfung des Ortsnamenbestandes erforderlich ist. In den Sudetenländern ist vor kurzem diese Aufgabe in glänzender Weise durch Ernst Schwarz gelöst worden. Es regt sich wie von selber die Frage und der Wunsch, ob nicht auch für unser Mecklenburg sich eine sprachlich wie historisch gleich gut vorbereitete Kraft finden könnte, die das letzte Wort in dieser uns so am Herzen liegenden Sache spräche.

Bis dahin werden wir uns bescheiden müssen und angesichts des bisher nicht erbrachten Nachweises irgendeines Urgermanenrestes auf unserem Boden doch die Möglichkeit der Erhaltung solcher — wenn auch jedenfalls nur in bescheidenen Ausmaßen — nicht von vornherein ablehnen.

Soviel aber steht fest: In der Entwicklung des mecklenburgischen Menschen kommt es hier zu einem Abreißen des Fadens, der danach aus anderem Stoffe neu eingefädelt werden mußte. Mögen wirklich einige Reste der vorgeschichtlichen Germanen hier sitzen geblieben, vom nachrückenden Slaventum überdeckt und aufgesogen sein, mögen sie ihr Blut der Slavenmasse, in der sie versanken, mitgeteilt haben — diese noch nicht einmal festgestellte Ausnahmeerscheinung kann den Gegensatz in keiner nennenswerten Weise abschwächen, in dem der mecklenburgische Mensch des beginnenden sechsten und der schon ziemlich deutlich erkennbare des elften Jahrhunderts einander gegenüberstehen: der erstere als Germane, der zweite als nicht weniger ausgesprochener Slave. Die Brücke eines möglicherweise vorhandenen kleinen germanischen Restbestandes, die vom einen zum andern führen könnte, ist nur einem schwachen, schwankenden Steglein über eine Kluft zu vergleichen. Auch wenn man hinzurechnet, was durch Handel und Wandel über die damals nicht allzuferne Grenze (namentlich durch den blühenden Menschenhandel), durch Krieg, vorübergehende Ausbreitung deutscher Herrschaft oder Missionstätigkeit hinzugekommen sein muß, so kann es sich alles in allem nur um einen deutschen

Einschlag handeln, der die slavische Art des damaligen mecklenburgischen Menschen kaum merklich zu beeinträchtigen vermochte.

Die Slaven aber, die etwa von 600 bis 1160 das Mecklenburger Land bevölkerten, waren keine ganz einheitliche Masse. Im Westen saßen, wie bekannt, die Obotriten nebst einigen kleineren stammverwandten Völkerschaften, im Osten die Liutizen oder Wilzen, deren Gebiet sich weiterhin über Teile Pommerns und der Mark erstreckte. Bei oft hervortretendem starkem politischen Gegensatz waren es doch nur nicht allzuschwer ins Gewicht fallende Stammesunterschiede.

Der Zusammenbruch der Slavenherrschaft in Mecklenburg bedeutet im Gegensatz zu ihrem Anfang kein Abreißen der Entwicklungslinie des mecklenburgischen Menschen, sondern nur eine Wendung. Allerdings eine sehr starke, die in allmählicher Steigerung eine völlige uneingeschränkte Rückkehr zum deutschen Wesen bewirkte. Die Wenden haben nach ihrer entscheidenden Niederlage nicht das Land geräumt, wie es vor ihnen die Germanen ohne Niederlage getan hatten. Mag ein Teil, wie die Quellen berichten, unter der Wucht der Ereignisse nach Pommern und zu anderen östlicheren Slavenvölkern entflohen, mochten viele in den schweren Entscheidungskämpfen gefallen oder sonst durch die Kriegsnöte zugrunde gegangen sein, — der Rest aber, vielleicht sogar der Grundstock des Wendenvolkes ist im Lande geblieben, samt seiner angestammten Dynastie, die Heinrich der Löwe ja bald nach seinem Siege in den größten Teil des Obotritenerbes wieder eingesetzt hatte. Hier hat noch Niclots Sohn, Pribislav, versucht, von seinem dezimierten Volke zu retten, was noch zu retten war, es vor dem Untergang in der drohenden deutschen Überflutung zu bewahren.

Es ist ihm nicht gelungen. Der entfesselte Strom einer neuen Entwicklung ging über ihn hinweg, und schon seine nächsten Nachfolger und Erben haben sich widerstandslos von ihm treiben lassen, ihn sogar absichtlich und planmäßig gefördert. In einer kurzen Zeitspanne, die für eine so grundlegende Wandelung geradezu unglaublich erscheint, macht Mecklenburg, soweit die lateinischen Urkunden einen Einblick ermöglichen, den Eindruck eines so gut wie völlig deutschen Landes!

Die scheinbar unbegreifliche Schnelligkeit dieses Umschwungs hat zu den abenteuerlichsten Erklärungsversuchen geführt: zur Urgermanentheorie, die ich oben schon berührte, laut der das erhalten gebliebene Germanentum nach Vernichtung der übergelagerten Slavenschicht von selber wieder in Erscheinung tritt. Ferner zur Ausrottungstheorie, die behauptet, die siegreichen Deutschen hätten, was immer sie an slavischer Bevölkerung im Lande vorfanden, restlos umgebracht und ausgetilgt. Eine Barbarei, deren blutrünstigen Wahnwitz man seinen Vorfahren nicht anhängen sollte. Eine nochmalige Widerlegung erübrigt sich.

Sie ist schon hinreichend durch die Tatsache erbracht, daß noch Jahrhunderte nach dem Sturz der Wendenmacht Menschen mit slavischer Sprache in Mecklenburg gelebt haben, im längsterwiesenen Fall der Jabelheide bis ins 16. Jahrhundert hinein.

Nun darf man aber den Spieß nicht umdrehen und behaupten, wie es vor kurzem noch Jegorov getan hat — falls die mir nur aus Literaturanzeigen gewordene Kunde zutreffen sollte —, die Wandelung des mecklenburgischen Menschen vom Wenden zum Deutschen sei im Grunde nur durch eine innere Bevölkerungsumlagerung des südbaltischen Gebiets ohne nennenswerte Zuwanderung aus deutschen Gegenden herbeigeführt worden. Mit anderen Worten: der Meck-

lenburger sei eigentlich nichts anderes als ein Wende mit deutscher Sprache und allenfalls mit einer nicht sehr beträchtlichen Beimischung deutschen Blutes. Das wäre ein Rückfall in die Germanisationstheorie, die wir doch ebenfalls als längst erledigt ansehen dürfen.

In Wirklichkeit ist der in Mecklenburg vollzogene Umschwung vom Slaventum zum Deutschtum mit so elementarer Kraft, mit solchem Nachdruck und unbeschadet einer längeren Erhaltung einiger Wendenreste auch mit solcher Schnelligkeit vor sich gegangen, daß er ohne Zufluß beträchtlicher deutscher Bevölkerungsmassen als Träger dieser Wandelung schlechterdings nicht zu erklären wäre.

Und von solchem Zufluß deutscher Menschen reden doch auch die Quellen überall, wenn man sie nur richtig zu lesen versteht. Braucht man auch nicht an den phantastisch großen und dichten Massen festzuhalten, mit denen ältere Darstellungen die Lande des wiedergewonnenen Ostens überströmen lassen — ein bescheidener, durch eine längere Reihe von Jahren anhaltend rinnender Strom führt auch allmählich zu einer Ansammlung von Kräften, die, zumal bei entschiedener kultureller Überlegenheit, den völkischen Charakter einer Landschaft von Grund aus umzugestalten vermag.

Ein solcher Strom deutscher Einwanderung hat sich aber ohne jeden Zweifel nach Heinrichs des Löwen bahnbrechender Tat in unser Land ergossen. Wir erfahren das aus gleichzeitigen Zeugnissen, namentlich aus Helmold. Und diese Zeugnisse finden ihre Bestätigung durch das urkundliche Auftreten von Teutonici an vielen Stellen, wo es bis 1160 nur Slaven gegeben hatte; ferner in dem Auftauchen einer Menge deutscher Ortsnamen innerhalb der kurzen Zeitspanne weniger Jahrzehnte und in Gegenden, wo zuvor ausschließlich slavische Ortsnamen anzutreffen waren. Und als später die Zu- und Familiennamen entstanden, zeigte deren weitaus überwiegende Masse nach Form und Prägung deutschen Charakter. Mecklenburgs Bevölkerung war eben damals, als die Zunamen in die feste Gestalt von Familiennamen übergingen — also gegen 1375 — weitaus überwiegend deutschsprachig. Die Erhaltung wendischer Sprach- und Volksreste kommt nur noch in einer nicht sehr bedeutenden Minderzahl wendisch geprägter Familiennamen zum Ausdruck.

Dies alles wäre völlig unerklärlich, wenn nicht eine immerhin nicht unbeträchtliche deutsche Einwanderung sich seit 1160 in das bis dahin slavische Land ergossen hätte. Man soll diese Einwanderung weder überschätzen, wie es früher geschehen ist, noch unterschätzen oder gar hinweginterpretieren. So stark war sie selbstverständlich nicht, daß sie schon um 1171 den ganzen Westen bis zum Schweriner See zu einem ausschließlich deutschsprechenden Gebiet hätte machen können. Das ist irrtümlich aus Helmold herausgelesen worden. Gesagt hat er das nicht.

Aber dieser äußerste Westen Mecklenburgs hatte durch die deutsche Einwanderung schon damals den Charakter einer Sachsenkolonie gewonnen, was das Vorhandensein eingesessener Wenden neben den zugewanderten Deutschen natürlich in keiner Weise ausschließt. Das hat Helmold gesagt. Und das ist in der kurzen Zeitspanne von etwa zehn Jahren immerhin ein Erfolg von bewundernswerter Größe. Ein Erfolg, der ohne das Einströmen einer beträchtlichen deutschen Einwanderung in so kurzer Zeit unmöglich hätte erzielt werden können.

Daß tatsächlich bereits 1171 deutsches Leben am Gestade des Schweriner Sees schon kräftige Blüten trieb, bestätigt auch die damals vollzogene Einweihung der Schweriner Domkirche und die gleichzeitige Umnennung des an hohem Seeufer

gelegenen Slavenortes Liscowe zum deutschen Hundorf (Altavilla der lateinischen Urkunde).

Es gibt noch eine andere Ortsumnennung in Mecklenburg, die das Schicksal unsers Wendentums wie mit einem Schlaglicht beleuchtet. Und diesmal ist es eine wirkliche wörtliche Übersetzung. Der Ort Wulfsahl im Amte Neustadt wird noch 1392 mit slavischer Namensform urkundlich erwähnt als Volzendoupe. 1396 erscheint er zum ersten Male und danach ausschließlich in der wörtlich übersetzten deutschen Form Vulveshole = Wolfshöhle, heute Wulfsahl. Man muß also damals in dieser Gegend noch wendisch verstanden haben. Es ist die gleiche Schlußfolgerung, die wir aus den in wendischer Sprache geprägten Familiennamen Mecklenburgs zu ziehen genötigt sind und zwar annähernd für die gleiche Zeit.

Steht Liscowe-Hundorf ziemlich am Anfang der Wiedereindeutschung Mecklenburgs, so kennzeichnet Volzendoupe-Wulfsahl ihren endgültigen Erfolg, ihren längst entschiedenen Sieg, der durch das Vorhandensein einiger über das Land versprengter Überbleibsel des Wendentums nicht mehr aufgehalten oder gar in Frage gestellt werden konnte. Ein weiteres starkes Jahrhundert hat dann genügt, auch diese letzten fortlebenden Reste der Wendensprache völlig verschwinden zu lassen.

Im Westen Mecklenburgs war, wie wir sahen, dieser Prozeß des Verschwindens der Wendensprache schon im 12. Jahrhundert in vollem Gange. Östlich des Schweriner Sees hat die stärkere deutsche Einwanderung, die ihn auch hier herbeiführte, erst im 13. Jahrhundert begonnen, am spätesten in dem von der Mark Brandenburg aus besiedelten Lande Stargard. Überall aber ist der Erfolg der gleiche gewesen: ein in verhältnismäßig kurzer Zeit herbeigeführter völliger Sieg deutscher Sprache und Art.

Aus dem weltgeschichtlichen Ringen des Deutschtums mit dem Slaventum ist also der mecklenburgische Mensch der geschichtlichen Zeit hervorgegangen. Das Deutschtum hat auf der ganzen Linie gesiegt. Aber die Frage des mecklenburgischen Menschen ist damit weder eindeutig entschieden, noch ist endgültig ausgemacht, ob er als Slave mit deutschem Einschlag oder als Deutscher mit slavischem Einschlag anzusprechen ist.

Grundlegend war zweifellos die seit mehr als einem halben Jahrtausend im Lande ansässige und eingewurzelte slavische Masse. Über sie hat sich der deutsche Zuzug gelagert als etwas neu Hinzugekommenes. Mag immerhin in vorslavischer Urzeit das Land schon durch Jahrtausende germanisch gewesen sein, aus dieser Urzeit leitet kein lebendiger Zusammenhang in die neuangebrochene deutsche Zeit hinüber, im höchsten Falle von der Slavenmasse längst verarbeitete, unkenntlich gewordene Germaneneinschläge.

Wer daraufhin den Mecklenburger von heute als einen Slaven mit deutschem Einschlag ansprechen wollte, könnte außer der vorstehenden, reichlich formalistischen Begründung nichts Stichhaltiges beibringen. Entscheidend aber ist letzten Endes doch nicht das früher Dagewesensein, sondern die Nachhaltigkeit der Kraft, mit der sich eine Art der andern gegenüber durchsetzt. Und im allgemeinen drückt wohl die siegreich gebliebene Art dem schließlich entstandenen Mischungsprodukt den Stempel auf.

Über die Mischung kommen wir natürlich nicht weg. In welchem Zahlenverhältnisse beide Bestandteile, der deutsche und der slavische, zueinander gestanden haben, darüber Bestimmtes zu sagen, ist äußerst schwer und gewagt. Soviel

nur wird sich mit Sicherheit sagen lassen, daß eine Zeitlang nach 1160 die Zahl der Slaven die der eingewanderten Deutschen noch überwog. Erst allmählich und durch den anhaltenden Zuzug je länger, je mehr, haben die Deutschen das zahlenmäßige Übergewicht gewonnen. Das Zahlenverhältnis ist also kein ein für allemal feststehendes, sondern ein sich fortgesetzt zugunsten des Deutschtums verschiebendes — auch da noch, wo die deutsche Zuwanderung nur noch als ein schwaches Bächlein rann. Und ganz aufgehört hat sie wohl nie.

Zu dem bald erreichten Übergewicht der Zahl kam die große Überlegenheit der Deutschen auf allen Gebieten der Kultur, ihre schon im 13. Jahrhundert ausschlaggebende Stellung in allen Verhältnissen des öffentlichen Lebens. Die Zugehörigkeit zum Deutschtum bedeutete zugleich Zugehörigkeit zur bevorzugten, in allen Dingen maßgebenden Schicht. Das hat dem Deutschtum einen ständigen Zuzug aus der Slavenbevölkerung verschafft.

War auch, wer so ins deutsche Lager hinüberwechselte, zunächst nur Slave mit angenommener deutscher Sprache, so steigerte sich die innere Angleichung mit jeder Geschlechtsfolge durch ständiges Zusammenleben und Blutmischung bis zu völligem Verschwinden jeden Unterschiedes oder gar Gegensatzes. Das rasche Anwachsen des deutschen Übergewichts bis zur Alleinherrschaft, das im Grunde doch ziemlich schnelle Verschwinden der Wendensprache läßt sich nur so erklären.

Inzwischen hat der (wenn auch stark vermindert) anhaltende Zuzug deutscher Bevölkerung, die natürlicherweise stärkere Vermehrung des herrschenden ellbogenstarken Kolonistentyps den längst überwiegend deutschen Charakter der Blutmischung immer mehr hervortreten lassen. Als nach der furchtbaren Verwüstung des Dreißigjährigen Krieges zum Wiederaufbau geschritten wurde, waren es vielfach Zuwanderer aus Schleswig-Holstein und noch nördlicheren Gegenden, die einen Teil der Lücken ausfüllten. Die bis dahin in unserm Lande völlig fehlenden Familiennamen auf -sen (Paulsen, Petersen, Hansen usw.) sind durch diesen Siedlungsvorgang bei uns heimisch geworden. Der ohnehin schon unbedingt vorherrschend deutsche Charakter des mecklenburgischen Menschen ist dadurch weiter verstärkt worden. Jahrhunderte hindurch haben sich Handwerker aus allen deutschen Gebieten in Mecklenburg niedergelassen. Ebenso wandernde Händler, von denen einzelne freilich aus Italien stammten. Glashüttenarbeiter kamen aus Thüringen oder Schleswig-Holstein. Auch war die Seßhaftigkeit der Bauern lange nicht so groß, wie man meist annimmt.

Die neuzeitliche Verbesserung des Verkehrs und die Einigung Deutschlands haben die verschiedenen deutschen Länder in engere und regere Verbindung gebracht und dadurch in gleicher Richtung gewirkt. Ein Gegengewicht allerdings ist neuerdings durch das Schnitterunwesen entstanden, das neben der vorübergehenden eigentlichen Schnitterzuwanderung doch auch ein merkliches Seßhaftwerden slavischen Zuzugs bewirkt hat.

*

Ich eile zum Schluß! Die Wendensprache ist verschwunden. Aber die wendischen Menschen haben darum doch weitergelebt, haben sich fortgepflanzt, mehr oder weniger vermischt mit dem im Lande vorherrschenden deutschen Bevölkerungsgrundstock. Sind Wenden ohne wendische Sprache auch jetzt noch in Mecklenburg vorhanden und erkennbar? Läßt sich überhaupt der wendische Teil aus der Gesamtheit des mecklenburgischen Menschen jetzt oder für frühere Zeiten herauslösen?

Für frühere Zeiten habe ich es versucht — in erster Linie mit Hilfe der letzten Lebensäußerung der wendischen Sprache nicht lange vor ihrem völligen Verschwinden, d. h. der in wendischer Sprache geprägten Familiennamen (Wendische Bevölkerungsreste in Mecklenburg, 1905). Man wird aber nicht behaupten können, daß die dort festgestellten Familiennamen wendischer Prägung, also z. B. die Jalas, Karnatz, Susemihl, Techen, Ventzan und wie sie sonst heißen, heute noch Wenden mit deutscher Sprache bezeichnen müßten. Der seit der Prägung dieser Namen — also etwa seit 1375 — verflossene lange Zeitraum hat zu so starken Mischungen mit deutschem Blut, hat zu so innigem Einleben und Verwurzeln in deutscher Kultur und in deutschem Denken geführt, daß davon gar keine Rede sein kann. Immerhin wäre es interessant, die anthropologischen Merkmale der Träger solcher Familiennamen einer Prüfung zu unterziehen, zumal im Hinblick auf die Möglichkeit von Rückschlägen, wie sie ja dann und wann eintreten.

Da die bei uns verbliebenen, in unserm Volk aufgegangenen Wendenreste in jeder sonstigen Hinsicht vollkommen deutsch geworden sind: in Sprache, Kultur, Denken und Volksbewußtsein, so könnte jetzt in der Tat ja nur noch die Anthropologie auf in unserm Volke etwa noch vorhandene Reste oder Spuren wendischer Körperlichkeit Hinweise geben.

Aber wohlgemerkt, Wenden mit deutscher Sprache können und werden wir nicht finden, weil auch etwa aufgefundene Träger wendischer Körperlichkeit außer der Sprache auch in jeder anderen Hinsicht so vollständig und tief in deutschem Wesen verwurzelt sind, daß man sie nur noch Deutsche mit Zügen wendischer Körperlichkeit nennen könnte.

Was ist aber wendische Körperlichkeit? Ist es wirklich schon möglich, diesen Begriff mit einiger Sicherheit zu handhaben und die Unterschiede zum deutschen Typus des mecklenburgischen Menschen scharf herauszuarbeiten? Trotz allem, was darüber mit mehr oder weniger Bestimmtheit mündlich oder gedruckt in Erscheinung tritt, dürfen wir uns doch nicht verhehlen, daß wir in diesen Dingen noch in den allerersten Anfängen stecken und erst über ein sehr dürftiges Beobachtungsmaterial verfügen.

Da die Slaven gleich den Germanen nordischen Ursprungs sind, kann in der Vorzeit ihre körperliche Erscheinung nicht allzu verschieden gewesen sein[1]). So erscheint der Versuch einer Scheidung der körperlichen Merkmale gewagt.

Dazu drängt sich die Frage auf: Waren die Wenden, als sie sich auf Mecklenburgs Boden ausbreiteten und dort die Herrschaft ausübten, überhaupt noch eine anthropologisch einheitliche Masse? Wären sie es gewesen, so hätten sie nur einen ausgesprochen nordischen Charakter tragen können.

Abgesehen von germanischen Einschlägen, von deren Möglichkeit schon gesprochen wurde, ist nun angesichts der regen nordisch-slavischen Beziehungen, die auf altslavischem Boden immer deutlicher in Erscheinung treten, mit der weiteren Möglichkeit zu rechnen, daß, namentlich in der wendischen Adelsschicht, eine Mischung mit nordischem Blut stattgefunden haben kann. Durch beides würde der von Hause aus nordische Charakter der Urslaven noch eine Verstärkung gefunden haben.

[1]) Vgl. R. Asmus, Die Schädelform der altwendischen Bevölkerung Mecklenburgs (Archiv für Anthropologie 1902) und Fritz Trost, Ein Beitrag zur Niedersachsenfrage Mecklenburgs (Mecklenburg, Zeitschr. des Heimatbundes Mecklenburg 1927 Nr. 1).

Anderseits besteht aber auch die entgegengesetzte Möglichkeit, daß gleich anderen Slavenstämmen auch die Wenden bei ihrem Einrücken in Mecklenburg schon mit finnisch-ugrischen oder turk-tatarischen Elementen (besonders Avaren) vermischt waren. Aus dieser Mischung wären dann die dunkleren Bestandteile ins Wendenvolk geraten, die man heute bei uns landläufig als wendisch ansieht. Diese wären dann also überhaupt nicht wendischen Ursprungs, sondern lediglich durch Blutmischung aufgepropft.

Das alles sind Dinge, die sich natürlich vorerst nur vermutungsweise andeuten lassen, aber doch wohl der Erwägung wert sind.

Ich komme nun auf die anfangs gestellten Fragen zurück und kann sie nur dahin beantworten, daß der mecklenburgische Mensch in seiner heutigen Prägung im wesentlichen erst aus der Zeit nach 1160 datiert. Nachwirkungen aus früheren, zum Teil sehr viel früheren Zeiten auf ihn, sind nicht nur möglich, sondern unzweifelhaft vorhanden.

Damit ist schon gesagt, daß vom mecklenburgischen Menschen als einer sich stets gleichbleibenden Masse in keiner Weise die Rede sein kann. Die ersten Bewohner unsers Landes sind von außen in mehreren verschiedenartigen Schüben eingewandert. Infolge der Völkerwanderung riß die Entwicklungslinie ab. Nur dünne Fäden leiten vielleicht hinüber zur slavischen Neubesiedlung um 600. Nach 1160 erfolgte eine scharfe Wendung der Entwicklungslinie; die deutsche Wiederbesiedlung schuf den mecklenburgischen Menschen deutscher Prägung.

Dieser wandlungsvolle Entwicklungsgang schließt es aus, daß der mecklenburgische Mensch eine anthropologische Einheit sein kann. Es gibt Unterschiede in der Körpergestaltung unserer Bevölkerung, deren Erforschung nach Art, örtlicher Verteilung und Herkunft noch in den Anfängen steckt.

Haben nun also beim Werden des mecklenburgischen Menschen nichtdeutsche, vor allem slavische Einflüsse in unbestreitbarer Weise mitgewirkt, so ist darum doch dieser mecklenburgische Mensch ein vollgültiger Deutscher, um kein Haar geringer als andere deutsche Stämme oder landschaftlich gesonderte Volksteile. Auch andere deutsche Volksteile haben im Laufe der Jahrtausende mehr oder weniger fremde Bestandteile in sich aufgenommen. Aber diese sind dort wie bei uns nicht nur durch Annahme der deutschen Sprache rein äußerlich dem deutschen Lebenskreise angegliedert worden; sie sind darüber hinaus durch vielhundertjährige und sogar längere fortgesetzte Blutmischung, durch ebensolange innerliche Teilnahme an allem, was deutsches Volk erlebt und erlitten, geschaffen und erdacht hat, und nicht zuletzt durch ein starkes, unzerstörbares Bewußtsein der Zusammengehörigkeit ganz und gar äußerlich wie tiefinnerlich die Unsern geworden — unzertrennbar mit dem deutschen Leben und Wesen verwachsen.

Wohl gibt es heute noch Mecklenburger, für die sich slavischer Ursprung nachweisen oder wahrscheinlich machen läßt. Sie sind nicht die Schlechtesten unter uns. Aber die slavischen Bestandteile reinlich aus dem mecklenburgischen Volke herauszusondern, ist gleichwohl heute und schon längst ein Ding der Unmöglichkeit. Es gibt keinen einzigen Mecklenburger, von dem man sagen könnte, daß er, abgesehen von der von allen geredeten deutschen Sprache, ganz und gar als Slave zu betrachten sei. Es gibt sogar keinen einzigen Mecklenburger slavischer Herkunft, der nicht zugleich zu einem beträchtlichen, im allgemeinen sogar weitaus überwiegenden Teile Deutscher wäre. Dagegen gibt es eine große, ge-

weiß stark überwiegende Zahl von Mecklenburgern, bei denen von irgendeiner merklichen slavischen Beimischung kaum oder gar nicht die Rede sein kann.

Sind wir also der Herkunft und auch den anthropologischen Merkmalen nach keine völlig einheitliche Masse, so sind wir weitaus überwiegend nach der Herkunft, alle aber in Sprache, Fühlen und Denken deutsch, nur deutsch!

Das muß heute mit allem Nachdruck gesagt werden, wo die ohne alles eigene Verdienst und Würdigkeit lediglich durch unser großes Unglück und den noch größeren Haß unserer Feinde emporgekommenen kleineren Slavenvölker unersättlich von weiterem Raub deutschen Bodens träumen.

Für solche Träume hat Mecklenburg — mag es immer vor vielen Jahrhunderten vorübergehend slavisches Land gewesen sein — nur schärfste und allerbestimmteste Ablehnung. Nur im deutschen Kulturkreise und im deutschen Staat, in die er hineingeboren ist und in die er gehört, kann und will der mecklenburgische Mensch leben und wirken.

Die Wiedereindeutschung Mecklenburgs unter bevölkerungsstatistischem Gesichtspunkt.

Von Prof. Dr. Otto Reche, Leipzig.

An vorstehenden Aufsatz von Herrn Archivdirektor H. Witte über die mecklenburgische Geschichte möchte ich einige Gedanken anknüpfen, die vielleicht manches zur Aufhellung der damaligen bevölkerungspolitischen Vorgänge beitragen können. Die überaus schnelle Wiedereindeutschung Mecklenburgs und vieler anderer ostelbischer Gebiete ist nicht restlos zu verstehen, wenn man nicht den Versuch macht, eine gewisse Vorstellung von den in Frage kommenden Bevölkerungsmengen zu gewinnen, ein Gedankengang, der, so viel ich weiß, bisher noch nicht beachtet worden ist.

Es ist jedem Völkerkundler bekannt, daß Völker niedriger Wirtschafts- und Zivilisationsstufe zur Beschaffung ihrer Ernährung einen unendlich viel größeren geographischen Raum brauchen, als wirtschaftlich weiter fortgeschrittene. Nun finden wir noch heute fast überall in slavischen Gebieten als Folge der noch meist ziemlich primitiven Landwirtschaft und der damit verbundenen ungenügenden Ausnutzung des Bodens eine überraschend geringe Besiedelungsdichte, die für das ganze europäische Rußland z. B. auf rund 20 Einwohner auf den Quadratkilometer zu schätzen sein wird, und dabei ist die Bevölkerung der Städte noch miteingerechnet; für das flache Land wird man also noch weniger ansetzen müssen! Es ist selbstverständlich, daß in den Zeiten des Einsickerns der Slaven in das von den Germanen östlich der Elbe freiwillig aufgegebene Land und noch Jahrhunderte später die slavische Wirtschaft noch ganz erheblich primitiver gewesen ist als heute; damals wird daher im weit östlich gelegenen Ursprungsland des slavischen Volkstumes der Quadratkilometer vielleicht bestenfalls nur 8 bis 10 slavische Bewohner haben ernähren können; also ganz allgemein wird die Bevölkerungsdichte der slavischen Gebiete noch viel geringer gewesen sein als heutzutage. Für die früher germanischen von den Slaven in Besitz genommenen Länder wird man aber aus den verschiedensten Gründen auf eine noch dünnere Besiedelung schließen müssen: vor allem war ja das eigentliche

Heimatsgebiet der Slaven bei einer derartig geringen Bevölkerung kein Land, das einen großen Überschuß an Menschen hätte abgeben können oder müssen, zumal auch Auswanderscharen nach dem klimatisch günstigeren Süden gingen. Ganz allmählich werden unternehmungslustigere Horden nach Westen gezogen sein und werden in dem leeren Lande zunächst nur die ertragreichsten Böden besiedelt haben, die aus der Zeit der höher stehenden germanischen Landwirtschaft noch brach lagen. Allzuviel Bodenfläche wird das aber nicht mehr gewesen sein, denn der Urwald wird in der Zeit des Verlassenseins der Gebiete so manchen früheren Acker überwuchert und den größten Teil des Landes eingenommen haben. Wir wissen ja noch aus späteren Zeiten, wie ausgedehnt beispielsweise die Urwälder in Schlesien waren. Die Siedelungen der eingedrungenen Slaven werden daher weit über das Land verstreut gelegen haben. Also auch der Wald wird eine Ursache geringer Besiedlungsdichte gewesen sein. Endlich waren auch die damals sehr ausgedehnten Überschwemmungsgebiete der Ströme und Flüsse und die zahlreichen Sümpfe und Moore (man denke an die vielen erst spät kultivierten Bruchs) kaum oder gar nicht besiedelbar. All diese Umstände werden die Bewohnerzahl auf höchstens 4 je Quadratkilometer herabgesetzt haben.

Für das damalige Mecklenburg wird man aber eine noch geringere Bevölkerung annehmen können: es hat weite landwirtschaftlich wenig nutzbare Strecken (und ist ja auch heute noch verhältnismäßig dünn besiedelt) und gehörte außerdem zu den am weitesten vom Zentrum der slavischen Ausbreitung entfernt gelegenen Gebieten, die naturgemäß am spätesten und mit den geringsten Siedlermengen von den Slaven erreicht wurden. Bedenkt man, daß Sibirien (trotzdem größere Städte vorhanden sind und in den fruchtbareren Distrikten zahlreiche russische Bauern seßhaft wurden) wohl nur eine Bevölkerungsdichte von $\frac{1}{4}$ auf den Quadratkilometer hat, daß die südamerikanischen Waldgebiete sicher nicht einmal $\frac{1}{4}$ Einwohner auf den Quadratkilometer besitzen, so wird der Rechenfehler nicht allzugroß sein, wenn wir — unter Berücksichtigung aller Umstände — die Bevölkerungsdichte Mecklenburg-Schwerins für die Slavenzeit mit höchstens 3 einschätzen; ist diese Zahl richtig, so würde das rund 13 200 Quadratkilometer große Land damals eine Bevölkerung von nur rund 40 000 Menschen gehabt haben, unter denen aber wahrscheinlich sich noch einige Tausend im Lande gebliebene Germanen befanden. Diese Zahl wurde durch die Kriege vermindert, viele Slaven sollen auch weiter ostwärts ausgewichen sein und die im Lande verbliebenen werden sich zu einem erheblichen Teil in weniger zugängliche Gebiete zurückgezogen haben; in schwer erreichbaren Mooren haben sie sich ja stellenweise noch recht lange gehalten. So wird also das Land nach dem Sieg der Deutschen ein außerordentlich menschenleeres Gebiet gewesen sein, das förmlich zur Einwanderung aufforderte, zumal es an recht dicht besiedeltes germanisches Land grenzte, das in der Lage, und vielleicht sogar in einer gewissen Zwangslage, war, Menschen abzugeben; kein Wunder, daß sich Mecklenburg bald mit Deutschen füllte, daß die von der sowieso nie zahlreichen Slavenbevölkerung übriggebliebenen kümmerlichen Reste schnell zur Bedeutungslosigkeit hinabsanken, daß also Mecklenburg in ganz überraschend kurzer Zeit wieder zu deutschem Siedelungsboden wurde und auch noch heute fast überall eine auffallend einheitliche germanische Bevölkerung aufweist; wären größere Mengen Slaven im Lande sitzen geblieben, so würden die Spuren der im Slaventum enthaltenen dunkelfarbigen und kurzköpfigen Elemente sehr viel häufiger in der Bevölkerung zu finden sein.

Es lohnt sich vielleicht überhaupt einmal, die nach der Völkerwanderungszeit

von den Slaven in Besitz genommenen Strecken deutschen Kulturbodens darauf zu untersuchen, wie stark die slavische Bevölkerung gewesen sein wird; ich glaube, man wird zu überraschend geringen Zahlen kommen! Man wird selbstverständlich jedes einzelne Gebiet unter Berücksichtigung des damaligen Siedelungslandes und der sonstigen Verhältnisse untersuchen müssen. Würde sich, entsprechend der obigen Berechnung, gar eine Bevölkerungsdichte von nur 3 für das ganze Gebiet als richtig herausstellen, so hätte es auf ostdeutschem Kulturboden (es sei das gesamte Ostelbien einschließlich Westpreußen, Posen und Schlesien, aber mit Ausnahme von Ostpreußen, dazugerechnet) auf dem großen Areal von rund 175 000 Quadratkilometern eine Bevölkerung von nur 530 000 Personen gegeben, also nicht mehr, als heute in der einen Stadt Breslau etwa zusammenwohnen! Diese geringe Besiedelung gibt uns eine weitere Erklärung dafür, daß selbst die slavischen Territorialfürsten mit allen Mitteln Siedler heranzogen, um das Land aufzufüllen, und so wird es auch verständlich, daß der nötige Raum für die zahllosen neukommenden Siedler vorhanden war. Die Zuwanderer übertrafen offenbar die einheimischen Slaven sehr bald bedeutend an Zahl; ohne das wäre in all diesen Gebieten, trotz der überaus starken kulturellen Überlegenheit der Deutschen, die schnelle Wiedereindeutschung wohl kaum zustande gekommen; es war ein fast leeres Land, in dem die Ostlandfahrer sich niederließen!

Selbstverständlich stellen die hier vorgenommenen Berechnungen nur einen ersten Versuch dar; die Zahlen bedürfen einer Korrektur. Aber ich würde nicht überrascht sein, wenn sich meine Ansätze für die Bevölkerungsdichte zur Slavenzeit als noch zu hoch herausstellen sollten.

Ernst Moritz Arndt und das Volkstum.

„Mußte Goethe, der feine Patrizierſohn, in eine andere Welt hinabsteigen, um, Zeitströmungen und einem universalen, alles umspannenden Triebe nach Erkenntnis seelischen Lebens folgend, dem warmen Ton volkstümlicher Klänge zu lauschen, so war die Welt des kleinen Volkes die Sphäre, der Arndt schon durch Geburt und Herkommen angehörte ... Wo er immer Äußerungen des volkstümlichen Lebens gegenübertrat, zeigt sich diese warme Liebe zum Kleinen und Kleinsten. Er faßte sie immer mit den zarten Händen des Fühlenden, nie mit den kalten des Wissenden, wie etwa Voß ihnen gegenüber die vornehme Reserve des Rationalisten bewahrte. Nie zeigt sich ein mitleidiges Lächeln über das „rückständige Volk“ ... immer fühlt er sich heimisch in der Welt der Kleinen, immer fühlt er das warme Herz des Volkes, das in seinen Gestaltungen schlägt, das fest und innig mit ihnen verwoben ist, dem sie mehr sind als tote Form. Immer hat er die Achtung vor ihnen als vor etwas Ehrwürdig-Altem, Bodenständig-Gewordenem.“

Aus: Dr. Kurt Heckscher, Die Volkskunde des germanischen Kulturkreises. (An Hand der Schriften E. M. Arndts und gleichzeitiger wie neuerer Parallelbelege dargestellt). Verlag: Martin Riegel, Hamburg.

Die rassische Zusammensetzung der Bevölkerung Steiermarks.

Von Professor Dr. Rudolf Polland, Graz.

Die Erkenntnis, daß ebenso wie die Kultur des gesamten Abendlandes auch die Kultur unseres deutschen Volkes gegenwärtig in ihrem Fortbestande ernstlich bedroht erscheint, mindestens aber eine schwere Krise durchzumachen hat, führte in Steiermark zur Gründung eines Kulturschutzbundes, der sich die Aufgabe stellte, die Kulturgüter des deutschen Volkes im allgemeinen sowie die der steirischen Heimat im besonderen mit allen Kräften vor Verfall und Entartung zu schützen und ihre gedeihliche Entwicklung durch gemeinsame zielbewußte Zusammenarbeit aller heimischen Kulturträger zu fördern und zur Geltung zu bringen. Notwendige Voraussetzung zur Erreichung des gesteckten Zieles ist, daß wir über die Art und den Grad unserer Kultur Klarheit gewinnen. Nun ist aber Kultur nichts an sich bestehendes, sondern eine Leistung des Menschen, und zwar seine Höchstleistung, die ihn eben erst zum Menschen gemacht hat. Der Kulturschöpfer, der Kulturträger ist also der Mensch; daher ist für die Kenntnis der Kultur einer Bevölkerung die Kenntnis des Menschenmateriales, aus dem sie sich aufbaut, mit anderen Worten die Kenntnis ihrer Rassenzusammensetzung unbedingt notwendig.

Wir müssen also die Tatsache festhalten, daß sowohl der materielle wie der geistige Kulturbesitz der verschiedenen Menschengruppen — Stämme, Völker, Rassen — mindestens zum Teil durch die morphologischen, physiologischen und seelischen Eigenschaften dieser Gruppen, d. h. also durch ihre Leibesbeschaffenheit, die Funktionen ihrer Organe und durch ihre Denk- bzw. Anschauungsart bedingt ist. Ich verweise da auf den ausgezeichneten, zahlreiche Beispiele enthaltenden Artikel „Natur- und Kulturgeschichte des Menschen in ihren gegenseitigen Beziehungen", den Prof. O. Reche im Heft 2, 1928, dieser Zeitschrift veröffentlicht hat. Jede Beschäftigung mit Kulturforschung bleibt daher ohne sichere Grundlage, wenn sie nicht zu allererst die körperliche und geistige Wesensart der Schöpfer und Träger der betreffenden Kulturform klar erfaßt hat. Und so hat auch die Beschäftigung mit der Kultur des Steirervolkes die Untersuchung der anthropologischen Struktur der Bevölkerung Steiermarks zur Voraussetzung.

Der Natur unseres Themas entsprechend soll das Problem hier nicht so sehr vom historisch-ethnographischen, als vielmehr vom anthropologisch-rassischen Standpunkt aus behandelt werden; wir wollen also gestützt auf die heute geltenden Lehren und Ergebnisse der Anthropologie und Rassenkunde die Bevölkerung der grünen Mark unter die Lupe nehmen und sie nach ihren biologischen Merkmalen und Eigenschaften zu unterscheiden und einzuordnen trachten.

Die Lösung dieser Aufgabe wird einigermaßen dadurch erschwert, daß verwertbare anthropologische Untersuchungen speziell über Steiermark spärlich sind; da es sich aber um ein Gebiet handelt, das ethnographisch von den angrenzenden Alpenländern nicht scharf abgegrenzt ist, so sind auch die Untersuchungen über die anderen Länder ohne weiteres mitzuverwerten, ja müssen sogar sinngemäß berücksichtigt werden. Das wesentliche über die Rassenkunde des deutschen Volkes und Europas überhaupt darf bei den Lesern dieser Zeitschrift als bekannt voraus-

gesetzt werden; Werke wie die von Günther, Hentschel, Kern, Kraitschek, Pöch, Reche — um nur einige von den neueren Autoren zu nennen — haben darüber ein reiches wissenschaftliches Material gebracht, auf dem wir weiterbauen können.

Von den neuen, dem heutigen Stande der Rassenkunde Rechnung tragenden Schriften kann vor allem die „Anthropologie der österreichischen Bevölkerung" von dem leider zu früh dahingegangenen Gustav Kraitschek als verläßliches Quellenwerk dienen. Manches lehrt uns auch Günthers Rassenkunde, beachtenswerte Einzelheiten finden wir in verschiedenen Schriften von Weisbach, Zuckerkandel, Toldt, Reche u. a. — schließlich haben uns auch eigene Anschauung und einige wenn auch recht bescheidene Untersuchungen manches gezeigt, so daß sich aus alledem doch ein, wenn auch nicht in allen Punkten endgültiges Bild wird gestalten lassen.

Wie der Bundesstaat Österreich überhaupt, so ist auch Steiermark überwiegend von „Kurzköpfen" bewohnt; der durchschnittliche Kopfinder, d. h. das Längen-Breiten-Verhältnis des Schädels, ist für unser Land mit 82,9 bestimmt worden. Der Grad der Kurzköpfigkeit ist jedoch viel geringer als in anderen kurzköpfigen Ländern; diese relative Langköpfigkeit ist eine Folge des nordrassischen Einschlages, denn die ebenfalls langköpfige Mittelmeerrasse spielt bei uns keine Rolle. In Steiermark und Kärnten sind die Kurzköpfe von höherem Wuchs als die Langköpfe, unsere Langköpfigen sind aber durchschnittlich nicht kleinwüchsiger als die Langköpfe in anderen Bundesländern, was beweist, daß die Kurzköpfigkeit bei uns vorwiegend auf dinarischen Rasseneinfluß zurückzuführen ist, da sich diese Rasse bekanntlich durch hohen Wuchs auszeichnet.

Die kurzköpfigen Deutsch-Steirer haben durchschnittlich eine größere Kopflänge als die dinarischen Serbokroaten (18,6—18,7 cm : 18,2—18,3 cm); ein Kennzeichen dinarischer Rasse sind die vielen „hohen Kurzköpfe" mit zwar langen, im oberen Anteil aber doch auch breiten Gesichtern.

An der Grenze gegen das slovenische Gebiet findet sich der Ost- (oder ostbaltische) Typus, der vielfach auch im gewöhnlichen Sprachgebrauch als der „slavische" bezeichnet wird und auch in Kärnten oft vorkommt. In Mittelsteiermark prägt sich der Ost-Typus ebenfalls häufig auf den Gesichtern aus, wobei im allgemeinen der Charakter der Bevölkerung eine nordisch-dinarische Mischung darstellt; der ostrassische Einfluß stammt z. T. von den Kroaten, die zur Zeit der Türkenherrschaft in ihrem Heimatlande in einigen Dörfern Oststeiermarks besonders aber im Burgenland angesiedelt wurden; im großen und ganzen herrscht bei den Kroaten allerdings die dinarische Rasse mit ihren dunklen Farben vor.

Günther erwähnt an einer Stelle, daß die Bevölkerung des Ennstals und dessen Umgebung im Durchschnitt dunkler sei als die Bewohner der östlicheren Gebiete, und führt dies auf die Beimengung dinarischer Rassenbestandteile zurück; dinarische Rassenmerkmale sind dort zweifellos und in guter Ausprägung vorhanden, doch fand ich in der dortigen Bevölkerung und namentlich auch im Salzkammergut erbeingesessene Familien von fast rein nordischem Rassengepräge, und die stark hervortretende Ähnlichkeit der Familienangehörigen legt Zeugnis ab für große Rassenreinheit. Das Vorkommen solcher Familien in abgelegenen Tälern, namentlich im Gebiete von Hallstatt, läßt den Gedanken aufkommen, ob es sich dort nicht vielleicht um Abkömmlinge keltischer Stämme

handelt; denn die urſprünglichen Kelten waren ſicher ein Zweig der nordiſchen Raſſe.

Die alpinen Raſſebeſtandteile ſpielen, vielleicht im Gegenſatz zu früheren Zeiten, gegenwärtig keine beſonders hervorragende Rolle, wenigſtens nicht in dem Sinne, daß der wohlausgeprägte Raſſentypus mindeſtens mit ſeinen wichtigſten Merkmalen auffallend häufig in unſerer Bevölkerung vertreten wäre.

Trotzdem ſind die einzelnen Merkmale und Eigenſchaften dieſer Raſſe entſprechend den Vererbungsgeſetzen in zahlreichen Miſchungen erhalten geblieben;

Abb. 1. Familie Pf. aus Mittelſteiermark. Augen blau bis blaugrau, Haare blond bis hellbraun (nordiſch-dinariſch). Polland phot.

dieſer oder jener, für die Alpinen kennzeichnende Zug, körperlich oder ſeeliſch, iſt an einer Großzahl Steirer zu beobachten. Ich möchte aber dabei ausdrücklich hervorheben, daß namentlich im Geſamtcharakterbild, in der Gemütsart und Geiſtesverfaſſung, der „Mentalität", wie man heute gerne ſagt, das Alpine eigentlich ganz zurücktritt.

Schon in die Bronzezeit hinein fällt eine ſtarke Ausbreitung von Völkern mit dinariſchen Raſſenelementen in den Alpenländern; in der Hallſtattzeit drangen ſie neuerlich bis nach Südweſtdeutſchland vor.

In dieſer Zeit und zur Zeit der La Tène-Eiſenkultur eroberten dieſe Gebiete mit vorwiegend dinariſcher Bevölkerung die nordiſchen Kelten. Sie kamen das Donautal herab, gelangten von dort aus nach Steiermark und Kärnten und ſetzten bekanntlich ihre Züge bis Thrakien und Kleinaſien fort, wo man ſie als Galater kannte. Auf dieſen Wanderungen kam es natürlich zu mannigfachen Kreuzungen mit den anſäſſigen Volksſtämmen von alpiner und dinariſcher Raſſenzugehörigkeit, und das war auch in unſeren Landen der Fall.

Die keltiſche Vorherrſchaft wurde um 200 v. Chr. von germaniſchen Stämmen abgelöſt; ſchon früher waren einzelne germaniſche Gruppen durch-

gezogen, ſpäter entſtanden förmliche Germanenreiche, ſo das der Oſtgothen in Pannonien, das die ſteiriſchen Gebiete mitumfaßte. Ungefähr um 600 nach Chr. ſetzte das Vordringen der Slaven ein; ſie zogen, von Oſten kommend, längs der Drau, Save und Mur die Alpentäler aufwärts und gelangten bekanntlich bis zum Toblacherfeld. Dieſe Slaven, die damals in Steiermark und Kärnten eindrangen und längere Zeit ſeßhaft waren, dürften aus oſtbaltiſchen, nordiſchen und dinariſchen Elementen beſtanden haben. Anfangs hatten ſie ſicher noch eine nordiſche Oberſchicht, während der längeren Dauer der

Abb. 2. Oſtſteiermark (Raabtal). Augen grau, Haare dunkelblond (dinariſch-nordiſch). Polland phot.

Abb. 3. Cilli, Unterſteiermark. Augen ſehr dunkelbraun, Haare dunkelbraun (dinariſch, mit oſtiſchem Einſchlag?). Polland phot.

Beſiedelung ſchlug bei der fortgeſetzten Kreuzung mit der einheimiſchen Bevölkerung die dinariſche und die alpine Raſſe immer mehr durch. Später drang in dieſes Gemiſch fortgeſetzt durch lange Zeit, ja bis in die Gegenwart hinein, langſam immer mehr neues dinariſches Blut ein, bis es das heute vorhandene Übergewicht bekam und der ganzen Bevölkerung ſeinen deutlichen Stempel aufprägte.

Aus dem bisher Feſtgeſtellten geht vor allem hervor, daß in der Raſſenzuſammenſetzung der ſteiriſchen Bevölkerung neben der nordiſchen Raſſe, die gewiſſermaßen das kulturelle Fundament auch in unſerem Lande darſtellt, vor allem die dinariſche in Betracht kommt; dieſe beiden Raſſen ſind in unſerem Volke innigſt gemiſcht, ſo daß es heute noch, wo es an ausreichendem Unterſuchungsmaterial mangelt, ſchwer fällt, den Hundertſatz feſtzuſtellen, mit mit dem dieſe beiden Raſſen am Aufbau der Bevölkerung beteiligt ſind: ſie dürften ſich aller Wahrſcheinlichkeit nach die Wage halten, eher dürfte das dinariſche Element überwiegen. Es beſteht darin wohl eine große Ähnlichkeit mit der ſüdbayriſchen Bevölkerung, die ſich auch in allen Gebieten des Volkstums äußert. Dieſes bajuwariſche Weſen tut ſich z. B. in jenen monumentalen Formen des Barockbaues kund, der uns bei vielen öſterreichiſchen

Kloſterbauten entgegentritt. Kraftvoll, heiter, oft derb wie das ganze Weſen dieſer Menſchen iſt auch ihre Sprache; wie wohl kein anderer deutſcher Dialekt eignet ſich der bayriſch-ſteiriſche zu kraftvoller Redeweiſe mit ihren anſchaulichen, oft humorvollen, oft auch derben, nicht ſelten übertreibenden Wendungen. (Man denke z. B. an die prächtigen Mundartdichtungen unſeres Dr. Kloepfer.) Zugrunde liegt aber alledem deutſch-nordiſches Weſen, das nur durch den ſtarken dinariſchen Einſchlag in der gekennzeichneten Weiſe abgewandelt erſcheint.

Abb. 4. Gaſtwirt aus der Oſtſteiermark. Augen blaugrau, Haare braun (dinariſch-nordiſch; mit oſtiſchem Einſchlag?). Polland phot.

Abb. 5. Graz. Augen blau, Haare blond (vorwiegend nordiſch). Polland phot.

Zur Gewinnung von einer Art Typus der Bevölkerung Steiermarks (ſoweit das überhaupt möglich iſt) müſſen wir alſo daran feſthalten, daß in dieſer der nordiſchen Raſſe, die in Mittel- und namentlich in Norddeutſchland unbedingt vorherrſcht, andere Raſſen in beträchtlicher Menge beigemiſcht ſind. Der rein nordiſche Typus in ſeiner klaſſiſchen Ausprägung findet ſich nur ganz ſelten und ſtammt auch dann nur ſelten von ebenſolchen Eltern ab, iſt alſo nur ſelten wirklich reinblütig, ſondern meiſt durch eine zufällig günſtige Vereinigung elterlicher Erbeinheiten entſtanden. Doch iſt der nordiſche Einfluß in der Miſchlingsbevölkerung noch ſehr bemerkbar: das zeigt u. a. die Tatſache, daß bei uns die kleinen Kinder überwiegend blond ſind. Wenn viele von ihnen auch ſpäter nachdunkeln, ſo beweiſt doch ihr anfänglich blondes Haar den Einſchlag einer blonden Raſſe.

Ferner finden wir in unſeren Bergtälern oft große, langgliedrige Geſtalten mit hellen Augen, blondem oder rötlichem Barte, aber braunem Haupthaar. Die Geſichtszüge ſind nordiſch, wenn auch die gegen die Spitze zu etwas verdickte, manchmal auch gebogene Naſe den dinariſchen Einſchlag erkennen läßt. Die Köpfe ſind mittellang, das Hinterhaupt oft gut gewölbt, was man bei uns wohl immer als Zeichen nordiſcher Blutbeimiſchung deuten kann. In anderen

Gegenden stehen wieder die dinarischen Merkmale im Vordergrund, während die alpinen stark zurücktreten, die ostischen und vollends die mittelländischen kaum zu bemerken sind.

Was nach Kraitscheks Ausführungen für die deutschösterreichische Bevölkerung in ihrer Gesamtheit gilt, das gilt in vielleicht noch höherem Maße auch für die Bevölkerung Steiermarks: ihre Hauptmasse besteht aus der nordischen und der dinarischen Rasse. Zu einem zusammenfassenden, einheitlichen Urteil über den biologischen, besonders aber über den Kulturwert

Abb. 6. Mittelsteiermark. Augen sehr hell, mit „nordischem Blick", Haare blond, stark behaart (nordisch-dinarisch). Polland phot.

Abb. 7. Wäscherin mit Kind. Untersteiermark. Augen und Haare dunkelbraun, Haut bräunlich (dinarisch). Polland phot.

dieser Rassenmischung zu kommen, ist nicht ganz leicht, und die Meinungen verschiedener Beobachter weichen in manchen Punkten voneinander ab. Kraitschek hält in seiner überaus wohlwollenden Weise unsere vorherrschend nordisch-dinarische Bevölkerung für eine recht günstige Rassenmischung, die oft sowohl körperlich als seelisch sehr harmonische Ergebnisse bewirkt; andere, besonders auch einige, die Gelegenheit hatten, diese Bevölkerung in langer, enger Berührung genau kennen zu lernen, kommen nicht zu einem restlos günstigen Urteil. Da die Gestalts- und Gesichtsmerkmale der beiden Rassen sich ganz gut miteinander vertragen, macht in der Tat ein nordisch-dinarischer Mischling körperlich meist keinen unharmonischen Eindruck. Die oft kräftig ausgeprägte, stark vorspringende Nase verleiht dem Gesicht einen kühnen, energischen, nicht selten bedeutenden Ausdruck; die großen Gestalten, mehr dem athletischen Typus zuneigend, sind von kraftvoller Männlichkeit, oft allerdings recht grobknochig, mit großen Händen und Füßen. Namentlich bei der Bauernbevölkerung und in den unteren Schichten ergeben sich daraus ungeschlachte, eckige Haltungen und Bewegungen, die „rauhe Kraft" symbolisieren.

Die steirischen Männer stellen sohin im allgemeinen den Typus kraftvoller Männlichkeit, verbunden mit einer gewissen Derbheit in Aussehen, Haltung und

Bewegung dar. Unter den Frauen, namentlich denen des Unterlandes, finden sich ebenfalls viele große Gestalten, schlank, mit langen Armen und Beinen; da bei ihnen nicht selten das etwas grobe Knochengerüst eckig hervortritt, die Hände und Füße ziemlich groß sind, nähern sich diese Typen manchmal dem „Mannweib", besonders wenn sie reichlichere Körperbehaarung (Beine!) und Bartanflug aufweisen. Die lange, entweder mehr fleischige oder gekrümmt vorspringende knochige Nase in einem länglichen Gesicht, das die Backenknochen etwas hervortreten läßt, macht die Gesichter meist weniger anziehend als bei den weichen, rundlichen Formen der ostnordischen Frauen mit den kleinem Näschen und dem kleinen vollen Mund, so daß solche vorwiegend dinarisch betonte Frauengesichter mit den schmalen Lippen einen herben, harten Zug bekommen; die Gesichter der älteren Bergbauernweiber sind dann wie aus Holz geschnitzt, mit fast männlichen Zügen und wenig weiblicher Anmut.

So ergibt sich ein Eindruck, besonders stark für den Fremden aus rassisch anders zusammengesetzter Umgebung, daß in Steiermark eher die Männer das „schöne Geschlecht" genannt zu werden verdienen, die Frauen hingegen im Durchschnitt an spezifisch weiblichen Reizen ärmer sind als in vielen anderen Gebieten; dazu kommt noch die außerordentliche Verbreitung des Kropfes, der mindestens in der weniger aufdringlichen Form des sog. „Bläbhalses" die wenigsten Mitglieder der weiblichen bodenständigen Bevölkerung Steiermarks verschont und eine wirklich schlanke, edle Halsform nicht zustandekommen läßt.

Das Gesagte gilt wohlgemerkt nur für die wirklich im steirischen Gebiet seit vielen Geschlechtern wohnende, bodenständige, vorwiegend ländliche Bevölkerung. In den Städten, vor allem in der Landeshauptstadt Graz, sind seit vielen Jahrzehnten anhaltend so viele landfremde Elemente zugewandert, daß sich dort das Rassenbild wesentlich verwickelter gestaltet und insbesondere in Graz, das als „Pensionopolis" seit langem Menschen aus allen Teilen der ehemaligen Monarchie angezogen und festgehalten hat, finden wir heute schon das richtige Großstadtchaos mit den verschiedensten Mischtypen, die sich einer genaueren Rassenanalyse entziehen. Aber auch hier sind in der körperlichen Erscheinung gewisse Merkmale der dinarischen Rasse auffallend stark vertreten, und ich möchte hier ganz der Vermutung Reches beipflichten („Die Bevölkerung der österr. Alpen"), daß bei der Mischung nordischer und dinarischer Elemente anscheinend gewisse Merkmale der dinarischen Rasse im Erscheinungsbild vorherrschen, so vor allem die kurze, hohe Kopfform und die starke Ausprägung der Nase, während von der nordischen Rasse die helleren Farben die größere Durchschlagskraft zeigen.

Hinsichtlich der seelischen Eigenschaften findet sich zwischen Dinarier und Germanen viel Übereinstimmendes. Auch der Dinarier hat Sinn für Ordnung, zeigt Entschlossenheit und männliche Tatkraft und ist imstande, heldisches Wesen zu verstehen und sich dafür zu begeistern. Dabei ist er lebhafter, wärmer, weniger zurückhaltend als der Nordische, ja sein weiches Gemütsempfinden kann sogar ins Rührselige, Tränenfeuchte übergehen, wie es typisch bei den untersteirischen Slaven wahrzunehmen ist. So sehen wir den Steirer mit warmer Liebe am angestammten Heimatboden hängen und stets bereit, den Kampf um die Heimaterde aufzunehmen und mit größter Zähigkeit durchzufechten. Zwar haben sich in den Abwehrkämpfen der Nachkriegsjahre gegen die Serben die Steirer nicht ganz so bewährt wie die rassisch recht ähnlichen Kärntner; daran war aber vor allem einmal die Oberleitung schuld, bei der so mancher Nicht-

steirer, ja Rassenfremder eine unheilvolle Rolle gespielt hat, und dann scheint in der Kärntner Bevölkerung der nordische Geist eben doch eine größere Rolle zu spielen als in der des damals zunächst betroffenen untersteirischen Gebietes, wo viele vorwiegend dinarische Menschen mit den rasseverwandten Südslawen liebäugelten, zumindest als echte Bastarde im entscheidenden Augenblick nicht wußten, auf welche Seite sie sich schlagen sollten. Ich führe diese geschichtliche Erinnerungen an, weil sich in solchen Zeiten der Hochspannung auch die Rassenseele in ihrer Eigenart am besten zeigt.

Die Tapferkeit, der trotzige Kampfesmut, gepaart oft mit wildem Draufgängertum, die den Menschen der steirischen Rassenmischung zum vollwertigen Krieger, zum unverzagten Wächter an der Grenzmark des deutschen Volkes machen, haben allerdings auch eine Kehrseite, wertvoll in kriegsbewegten Zeiten, äußern sie sich im Frieden nicht selten als unsachlicher Eigensinn, Unnachgiebigkeit um jeden Preis, Widersetzlichkeit, Unlenksamkeit, ja in Neigung zu Gewalttätigkeit und unbändiger Raufluſt. Infolgedessen sind schwere Körperverletzungen und Totschlag in den Dörfern und Landorten Steiermarks an der Tagesordnung; der Zustand vollends, der auch heute noch in den Jagdgebieten unserer Waldgegenden zwischen den zur festgefügten Wilderergemeinschaft zusammengeschlossenen Gebirgsbewohnern, Holzknechten usw. und dem Jagdpersonal herrscht, gemahnt manchmal geradezu an die Blutracheſitten der albanischen Dinarier.

Zu dieser Sinnesart fügt sich passend ein übersteigertes Ehrgefühl mit übergroßer Empfindlichkeit, die sich aus den nichtigsten Anlässen gekränkt fühlt, ein Charakterzug, der auch in den gebildeten Ständen zu finden ist. Kommt dazu noch ein gewisses Mißtrauen gegen alle Fremden, „Zugereisten", so kann man daraus ermessen, daß namentlich der Nichteinheimische im Anfang manche Schwierigkeiten zu überwinden hat, um im Verkehr mit dem echten Steirer den rechten Ton zu treffen und keine Empfindlichkeit zu verletzen. Hingegen ist der Steirer, einmal gewonnen, ein treuer Freund; Freundschaftsverbände haben dauernden Bestand und treten für ihre Mitglieder in jeder Weise ein; es ist geradezu auffallend, in welchem Maße sich bei uns z. B. die einstigen Mittelschulkollegen zu 30- und 40jährigen Maturafeiern, oder die Burschenschafter zu Stiftungsfesten zusammenfinden und wie sie stets in der langen Zeit die Kameradschaft gepflegt haben.

Diesem, allerdings nur in groben Zügen hingeworfenen Charakterbild, läßt sich entnehmen, daß die dinarisch-nordische Rassenmischung Steiermarks doch viele Vorzüge und Mängel gemeinsam hat mit den stärker nordisch bedingten deutschen Stämmen. Da vieles dafür spricht, daß schon bei der Entstehung der dinarischen Rasse nordisches Blut im Spiele war, so wäre der nicht allzu große Abstand zwischen den beiden Rassen leicht zu verstehen. Das Kantige, Eckige im Körperbau und Charakter, das der bodenständige, erdverwurzelte steirische Landmann aufweist, mag zwar nicht allseits als ansprechend empfunden werden, gibt aber dem Steirervolk — wie auch unseren anderen Südalpenvölkern — jene Eigenart, die es zum tapferen, standhaften Grenzwächter, zum Schutzwall für das Binnendeutschtum so recht fähig macht.

So darf man zusammenfassend wohl sagen, daß wir in Steiermark eine Bevölkerung vor uns haben, die bei bewußter Förderung und Durchsetzung ihrer wertvollen Eigenschaften alle Gewähr dafür bietet, daß sie bei der von allen Anschlußfreunden hüben und drüben erstrebten Einigung des deutschen Volkes

in einem Staate einen wertvollen Teil des Volksganzen und eine treue Hüterin des Deutschtums im Südosten bilden wird.

Die künstlerische Eigenart und die Kunstschöpfungen der aus Steiermark hervorgegangenen Künstler auf allen Gebieten finden schon heute nicht nur in Gesamtösterreich, sondern auch im „Reiche" draußen ihre volle Würdigung und Wertschätzung. An der beachtenswerten Stellung, welche die Bewohner der steirischen Lande unter den kulturschaffenden Völkern einnehmen, hat gewiß das Blut der nordischen Rasse einen wesentlichen Anteil. Daß dieses nicht nur in der Bevölkerung Deutschösterreichs überhaupt, sondern auch in der Bevölkerung Steiermarks immer noch in reichem Maße vorhanden ist, haben die rassenkundlichen Forschungen wohl einwandfrei ergeben. Es kann in diesem Zusammenhange der Hinweis darauf nicht unterdrückt werden, daß dieser, besonders für die Erhaltung des Kulturniveaus zweifellos sehr wichtige, ja unentbehrliche nordische Rassenanteil in seinem Bestande vielleicht etwas gefährdet erscheint durch eine geradezu gesetzmäßige Erscheinung, die von Lenz und anderen hervorgehoben wird. Es ist das verhältnismäßig zahlreichere Aufsteigen nordischer oder vorwiegend nordischer Volksbestandteile in die höheren, besonders die akademisch gebildeten Schichten, eine Erscheinung, die wir überall in Mitteleuropa finden. Diese gehobenen Schichten zeigen leider überall eine geringe Fortpflanzung und neigen daher zum Aussterben. Dadurch muß es allmählich zu einer Veränderung in der Rassenzusammensetzung der Bevölkerung kommen, indem die echten Langköpfe und die breiten Langköpfe abnehmen und der Hundertsatz der reinen Kurzköpfe verschiedener Rassenzugehörigkeit eine Zunahme erfährt.

Ein Überhandnehmen dieser Erscheinung wäre insofern bedauerlich und für die Kulturzukunft unseres Volkes nicht gleichgültig, weil es gerade dieser nordische Bluteinschlag ist, der unserer ganzen Nation eine gewisse Einheitlichkeit gibt, der sie befähigt, trotz aller Rassenmischung doch eine kulturelle Einheit zu bilden, nicht bloß äußerlich, sondern auch innerlich, seelisch. Nur infolge des gemeinsamen Blutes ist es möglich, daß alle jene, die nicht durch die verwirrenden Einflüsse der Zeit, die ihnen z. T. bewußt aufgedrängt werden, steuerlos geworden sind, sich an denselben Idealen begeistern.

Daher möchte ich auch nicht schließen, ohne den Wunsch und die Mahnung auszusprechen, daß alle jene, die berufen sind, irgendwie an der zukünftigen Gestaltung der Geschicke unseres Volkes mitzuwirken, auch der Rassenzusammensetzung der Bevölkerung ihr Augenmerk zuwenden mögen. Nur so kann es verhindert werden, daß teils durch ungünstige Auslese, teils durch verminderte Fortpflanzung wertvoller Schichten, teils aber auch durch fortgesetzte wahllose Aufnahme weniger günstigen Rassenmaterials sich die anthropologische Zusammensetzung unserer Bevölkerung derart verändert, daß sie nicht mehr imstande sein wird, die von ihren Vorfahren geschaffenen Kulturgüter unversehrt zu bewahren und organisch weiter zu entwickeln.

Benütztes Schrifttum. Günther, Hans: Rassenkunde des Deutschen Volkes. Kraitschek, Gustav: Anthropologie der österr. Bevölkerung. Kraitschek, Gustav: Rassenkunde. Kraitschek, Gustav: Beiträge zur Rassenmischung in Mitteleuropa (Mitt. d. AnthropGes. in Wien 1912, 1914). Ploy, Mitt. d. AnthropGes. in Wien 1908. Reche, Otto: Die Bevölkerung der österr. Alpen (Die österr. Alpen, Verlag Franz Deuticke, 1928 S. 283). Reche, Otto: Volk und Rasse, H. 2, 1928 (Natur- und Kulturgeschichte usw.). Weisbach, Messungen an Soldaten (Mitt. d. Militär-Sanitäts-Komitees 1892, Mitt. d. AnthropGes. in Wien 1894, 95, 98, 1900). Zuckerkandl, Otto: Mitt. d. AnthropGes. in Wien 1883, 44, 88.

Sturmzeichen für das mitteleuropäische Deutschtum.

Von Diplomkaufmann Friedrich Ebeling, Berlin.

Im östlichen und südöstlichen Europa siedeln außerhalb der Grenzen des Reiches und Deutschösterreichs und der Rußlanddeutschen rund 7 Millionen Deutsche, die sich nach der Zerreißung Ostdeutschlands, Österreichs und Ungarns auf elf verschiedene Staaten verteilen. Ihr Schicksal ist um so gefährdeter, als sie vor slawischer Unterwanderung durch keine Staatsgrenzen geschützt werden und kein einheitliches Ganze bilden, sondern als mehr oder weniger große Streusiedlungen rings vom Slawentum umgeben sind. Unter noch ungünstigeren Verhältnissen leben die Deutschen, die nicht einmal geschlossene Siedlungsgebiete bilden, sondern in Mischsiedlungen Tür an Tür mit den slawischen Nachbarn wohnen, was zumeist in den Städten der Fall ist. Das Schicksal dieser Deutschen ist — von anderen Faktoren abgesehen — in erster Linie von ihrer Bevölkerungsbewegung abhängig, wobei auch die Frage der Über- oder Untervölkerung von Bedeutung ist. Ausschlaggebend für die Entscheidung, ob ein Raum übervölkert ist, ist nicht die gewöhnlich übliche Zahl der Bewohner. Z. B. wäre das Vorkriegsdeutschland auch mit 132 Einwohnern pro qkm nicht als übervölkert anzusehen gewesen. Der Fall ist erst durch Abtrennung der wichtigsten Nahrungs- und Rohstoffüberschußgebiete eingetreten. Übervölkert ist ein Raum also, wenn seine Bodenschätze in Verbindung mit der Kultivierungs- und Zivilisierungsfähigkeit seiner Menschen nicht mehr ausreichen, die ihn bewohnende Einwohnerzahl zu ernähren. Da die zur Steigerung der Ertragsfähigkeit des Bodens notwendigen menschlichen Charaktereigenschaften bei den Deutschen sehr hoch, bei den Slawen dagegen nur gering ausgebildet sind, gestattet der deutsche Raum eine höhere Bevölkerungsziffer als der slawische. Wenn nun aber der Lebensspielraum eines Volkes im umgekehrten Verhältnis zur Volksvermehrung steht, setzt ein Wanderdruck des Volkes mit hohem Bevölkerungszuwachs und kleinem Lebensspielraum in das Gebiet mit umgekehrten Verhältnissen ein.

Die Untersuchung über die zukünftige Gestaltung des europäischen Auslandsdeutschtums erschöpft sich also nicht mit der Frage, wie hoch der Geburtenüberschuß der Deutschen ist, sondern in welchem Verhältnis er zu dem der betreffenden Gaststaaten steht. Doch auch die Zahlen der Geburten allein geben ebensowenig einen brauchbaren Anhalt für die künftige Entwicklung wie die Höhe des Geburtenüberschusses. Sehr wichtig ist die Beurteilung der Sterbeziffern. Zwischen Geburten und Sterbefällen besteht ein eigenartiger Zusammenhang, der auf folgende Formel gebracht werden kann: Je höher die Zahl der Sterbefälle ist, desto höher ist der Geburtenüberschuß! Diese Feststellung steht keineswegs im Widerspruch zu dem Hinweis der Bevölkerungsstatistik auf die niedrige Sterblichkeit z. B. im Deutschen Reiche, die allein den Geburtenüberschuß auf einer Höhe hält, die noch über der von neun europäischen Staaten liegt. Im Gegenteil bestätigt diese Tatsache die oben ausgesprochene Behauptung, was durch die nachstehende Tabelle bewiesen wird.

Die aufgeführten Beispiele können beliebig vermehrt werden. Steigende Zivilisation ruft Verringerung der Sterbefälle und zugleich der Geburten hervor. Verringerung der Sterblichkeit wiederum erhöht zwar den Geburtenüberschuß,

drückt aber gleichzeitig ebenfalls die Zahl der Geburten herab. Denn mit dem Sinken der Sterblichkeit tritt die Überalterung eines Volkes ein. Der Altersaufbau verschiebt sich zugunsten der höheren, von der Fortpflanzung ausgeschlossenen Jahrgänge. Zudem ist die niedrige Sterblichkeit nur eine zeitlich begrenzte Erscheinung. Denn einmal tritt der Zeitpunkt ein, an dem Zivilisation und medizinisches Wissen den Alterserscheinungen machtlos gegenüberstehen. Je höher der Bevölkerungsanteil der über 60 Jahre Alten ist, desto mehr muß schließlich die Sterblichkeit steigen. Dann aber verschwindet der Geburtenüberschuß, und der Sterbeüberschuß tritt an seine Stelle.

Auf je 1000 Einwohner entfallen	Geburten	Todesfälle	Geburtenüberschuß
Deutsches Reich (1927) . .	18.3	12.0	6.3
Schweiz (1926)	18.2	11.7	6.5
Schweden (1926)	16.9	11.8	5.1
Durchschnitt	17.6	11.8	6.0
Bulgarien (1925)	37.0	19.2	17.8
Rumänien (1925)	35.4	21.2	14.2
Spanien (1926)	29.9	19.0	10.9
Durchschnitt	34.1	20.0	14.1

Betrachtet man die Verhältnisse der Deutschen Ost- und Südosteuropas unter diesen Gesichtspunkten, so zeigt sich, daß ihre Lage auch da recht ungünstig ist, wo Geburtenziffern und Geburtenüberschuß auf das Tausend der Bevölkerung gerechnet an sich noch eine stattliche Höhe aufweisen, was bei den Deutschen Siebenbürgens und Ungarns der Fall ist. Eine Ausnahme bildet allein Deutsch-Südtirol, wo sich die Zahlen der deutschen Bevölkerungsbewegung auf gleicher Höhe wie die der Italiener bewegen und auch von einer Überalterung der Deutschen keine Rede sein kann, da die Sterbefälle mit 16,7 v. T. noch über dem Durchschnitt von 22 europäischen Staaten liegen. Wir können also, wenn wir von der Entdeutschung auf kulturellem Gebiete absehen, über die Zukunft der Tiroler beruhigt sein, da auch eine italienische Unterwanderung im großen Ausmaße kaum zu befürchten ist. Leider ist dieselbe Feststellung für kein anderes deutsches Siedlungsgebiet zutreffend. Es wurde schon gesagt, daß die Geburtenziffern der Siebenbürger Sachsen und der Deutschen in Ungarn eine immerhin beachtliche Höhe aufweisen. Aber sie werden von denen der Staatsbevölkerung weit übertroffen, so daß mit einer weiteren Verschiebung des deutschen Bevölkerungsanteiles schon in wenigen Jahren gerechnet werden muß. Die Senkung des deutschen Prozentsatzes wird einmal durch die größere Vermehrung der das deutsche Siedlungsgebiet bewohnenden Slawen, bzw. Magyaren herbeigeführt und andererseits infolge starker Unterwanderung des deutschen Raumes durch den Druck des benachbarten Bevölkerungsüberschusses, für den der deutsche Boden mit seiner dank höherer Kultur größeren Tragfähigkeit einen starken Anziehungspunkt darstellt.

Rein äußerlich betrachtet sind auch die deutschen Geburten in der Tschechoslowakei mit 20,4 v. T. höher als im Reiche, doch nähern sie sich bereits stark der

Schicksalszahl 20,0 v. T., bei der die Bevölkerungszunahme nach den Berechnungen der Wissenschaft aufhört. Auch sind die Verhältnisse in den einzelnen Gebieten innerhalb des tschechischen Staates recht uneinheitlich und stimmen nur darin überein, daß sie seit 1880 einen viel stärkeren Rückgang der deutschen Geburtenziffern aufweisen, während sich die der Tschechen zwar auch in einer absteigenden Linie bewegen, diese aber weniger steil als die deutsche verläuft. Während die deutschen Geburten auf das Tausend bezogen in Böhmen mit denen der Tschechen fast gleichen Schritt halten, bleiben sie in Tschechisch-Schlesien etwas und in Mähren sowie in der Slowakei erheblich hinter ihnen zurück. In Karpatho-Rußland dagegen, das vor dem Kriege zu Ungarn gehörte, stehen die Deutschen absolut und relativ an der Spitze und zwar sogar vor den Ukrainern, die ihrerseits im Gesamtdurchschnitt der Tschechoslowakei die weitaus höchsten Geburtenziffern aufweisen, ohne indessen die Nationalitätengliederung damit in Zukunft beeinflussen zu können. Trotz der recht günstigen Geburtenziffern in Böhmen und Karpatho-Rußland steht das Deutschtum im gesamten Staatsgebiet der Tschechoslowakei hinter den Magyaren (28,3 v. T.) und Tschechen (25,3 v. T.) mit 20,4 v. T. weit zurück. Die absolute Zahl der deutschen Geburten betrug im Jahre 1925 nach den „Mitteilungen" des Statistischen Staatsamtes in Prag knapp ein Siebentel der Gesamtgeburten.

Wenden wir uns dem Deutschtum in Osteuropa zu, so müssen wir zwischen den Rußlanddeutschen und den Deutschen innerhalb des deutschen Siedlungsraumes — d. s. Posen, Polnisch-Westpreußen, Oberschlesien und die baltischen Länder — unterscheiden. Bezüglich der in Rußland in geschlossenen Siedlungen lebenden Deutschen kann mit Genugtuung festgestellt werden, daß sich ihre Geburtenziffern mit denen der Russen auf gleicher Höhe bewegen. Vor dem Kriege führte diese Tatsache zu einer starken Auswanderung, da der Raum trotz relativ dünner Bevölkerung infolge der zurückgebliebenen Wirtschaftsmethoden keinen genügenden Lebensspielraum bot. In der Republik der Wolgadeutschen hat die Vermehrung wieder so kräftig eingesetzt, daß die Zahl der Deutschen in diesem Gebiet trotz der Dezimierung durch Revolution, Hungersnot und Abwanderung fast die Vorkriegshöhe erreicht hat. Selbst im Hungerjahr 1921 betrug die Geburtenziffer der Deutschen noch 42 v. T.

Weit schlechter liegen die Verhältnisse im übrigen europäischen Lebensraum, wo die deutschen Geburten die oben erwähnte Schicksalszahl 20 wesentlich unterschreiten. Zwar gibt es in Polen keine nach der Nationalität gegliederte Statistik der Bevölkerungsbewegung, wohl aber enthalten die amtlichen Mitteilungen des Warschauer Statistischen Zentralamtes vom Jahre 1927 für Posen und Pommerellen (Polnisch-Westpreußen) eine solche nach der Konfession. Da sich nach derselben Quelle die Zahl der Deutschen mit der der evangelischen Bevölkerung fast deckt, sind größere Fehler ausgeschlossen. Mit Überraschung wird man erfahren, daß die Zahl der Geburten auf das Tausend der Bevölkerung für die evangelische Bevölkerung nur 16,8 beträgt, während sie nach der preußischen Statistik von 1911 zwar auch wesentlich unter der der polnischsprechenden Bevölkerung lag, aber mit 29,7 v. T. noch eine beachtliche Höhe aufwies. Die Geringfügigkeit der deutschen Geburten läßt sich aus den politischen und wirtschaftlichen Bedrückungen der Deutschen dieser Gebiete erklären, da die Bewohner angesichts des über ihren Häuptern schwebenden Damoklesschwertes der Ausweisung vor Familienzuwachs zurückschreckten. Andererseits gestattet sie den Schluß, daß sich die Polen bei ihrer Deutschenvertreibung wesentlich von bevölkerungspoli-

tischen Gesichtspunkten haben leiten lassen. Offensichtlich sind vor allem Deutsche im fortpflanzungsfähigen Alter ausgewiesen worden, um auf diese Weise ein allmähliches Aussterben der Zurückgebliebenen zu erreichen. Leider liegt eine Altersstatistik für dieses Gebiet nicht vor, jedoch bestätigt das Verhältnis der Zahl der schulpflichtigen Kinder zur Gesamtzahl der Deutschen diese Annahme, die schließlich überhaupt die einzige stichhaltige Ursache für ein so erhebliches Absinken der deutschen Geburtenziffern unter die Zahlen der reichsdeutschen Ostprovinzen sein kann. Selbstverständlich verschlechtert die niedrige Geburtenzahl das ziffernmäßige Verhältnis zu der polnischen Bevölkerung beträchtlich. Haben schon Ausweisung und polnische Unterwanderung eine Verschiebung des deutschen Anteiles von rund 45 (1910) auf höchstens 15 v. H. (1924) bewirkt, so wird in Zukunft die mehr als doppelt so hohe polnische Geburtenziffer langsam aber sicher in gleicher Weise fortwirken.

Gesamtzahlen in Tausend

	Tschechoslowakei		Ungarn		Siebenbürgen		Posen u. Pommerellen		Litauen		Lettland		Estland	
	Deutsche	Slaven	Deutsche	Ungarn	Deutsche	Rumänen	Deutsche	Polen	Deutsche	Litauer	Deutsche	Letten	Deutsche	Esten
Geburten . . .	68.4	387.6	13.5	208.4	5.6	82 9	7.1	85.9	0.44	53.7	1.05	28.0	0 24	18.7
Sterbefälle . .	47.2	168.5	9.8	145.0	4.1	51.1	6.0	41.5	0.27	30.0	1.12	20.7	0.33	16.0
Geburt.- / Sterbe- über- schuß	21.2	219.1	3.7	63.4	1.5	31.8	1.1	44.4	0.17	23.5	— 0.07	7.3	—0.09	2.7
in vom Tausend der Bevölkerung														
Geburten . . .	20.4	33.1	24.4	29.2	25.2	34.4	16.8	36.0	15.2	31.4	14 9	20.6	13 3	19.3
Sterbefälle . .	14.1	17.2	17.7	20.3	15.8	21.2	14.3	17.7	9.4	17.7	15.8	15.3	18.1	16.5
Geburt.- / Sterbe- über- schuß	6.3	15.9	6.7	8.9	9.4	14.2	2.5	19.3	5.8	13.7	— 0.9	5.3	— 4.5	2.8

In den Baltenländern sind die deutschen Geburtenziffern sogar so niedrig, daß sie den europäischen Rekord brechen, den Schweden inne hat. Sie betragen in Litauen 15,2, in Lettland 14,9 und in Estland 13,3 v. T. Zwar sind die deutschen Minderheiten in den drei Staaten nur klein. Da sich die Staatsvölker aber in den letzten zehn Jahren vom deutschen Einfluß, der ungleich stärker als das Nationalitätenverhältnis war, befreit haben, andererseits die Deutschen im Baltikum politisch eine Brücke nach dem Osten darstellen, ist es sehr zu bedauern, daß ihre Geburtenziffern die Bedeutungslosigkeit noch weiter verstärken werden. Denn die entsprechenden Zahlen der Staatsvölker liegen auch hier erheblich über den deutschen. Litauen übersteigt mit 31,4 v. T. sogar den europäischen Durchschnitt, während Lettland und Estland ihn unterschreiten.

Im Gegensatz zu den Geburtenziffern könnte man nach oberflächlichen Begriffen die Zahl der auslandsdeutschen Sterbefälle günstig nennen, da sie in allen behandelten Ländern unter der der Staatsbevölkerung liegen und fast durchweg unter dem europäischen Gesamtdurchschnitt bleiben. Aber nach den allgemeinen Darlegungen kann die niedrige Sterblichkeit — so erfreulich sie menschlich ist — bevölkerungspolitisch unmöglich als Vorzug gewertet werden. Denn sie

ist eine der hauptsächlichsten Ursachen für die niedrige Geburtenziffer, mithin für geringen Geburtenüberschuß, den sie nur vorübergehend günstig, sehr bald aber ungünstig beeinflussen muß. Wie die Geburten, so schwankt auch die deutsche Sterblichkeit in der Tschechoslowakei in den einzelnen Gebieten, und zwar logischerweise finden wir in Karpatho-Rußland den hohen Geburten entsprechend eine hohe Sterblichkeit, die allerdings von den Ukrainern übertroffen wird. Trotzdem steht der deutsche Geburtenüberschuß erheblich über dem der übrigen Rassen; er kann indessen an der Nationalitätengliederung dieses Gebietes nicht viel ändern, da die Deutschen nur etwa 1,5 Prozent der Bevölkerung ausmachen. Während sich die deutsche Sterblichkeit in Böhmen und Mähren mit der tschechischen etwa die Wage hält, liegt sie in der Slowakei weit unter ihr. Trotzdem beträgt der deutsche Geburtenüberschuß nur 9,2, der tschechische aber 16,2 v. T. In Schlesien treffen wir zwar die niedrigste Sterblichkeit der Deutschen des ganzen Staates an, die aber die tschechische übersteigt. Die Erklärung dafür liegt in der vorangegangenen geringen Sterblichkeit, wodurch sich der Altersaufbau zuungunsten der Deutschen verschoben hat. Von 100 Deutschen Tschechisch-Schlesiens sind 10,1, von 100 Tschechen aber nur 6,3 über 60 Jahre alt. Im gesamten Staatsgebiet der Tschechoslowakei steht der deutsche Geburtenüberschuß an letzter Stelle. Ohne Berücksichtigung des durch die niedrigere Sterblichkeit bedingten ungünstigen Altersaufbaues und des daraus folgenden weiteren Rückganges des Geburtenüberschusses muß damit gerechnet werden, daß der deutsche Anteil an der Gesamtbevölkerung in 25 Jahren statt jetzt 23,6 nur noch 19,9, in 100 Jahren bestenfalls sogar nur noch 10 v. H. betragen wird.

Trotz des geringen deutschen Geburtenüberschusses in Ungarn, der mit 6,7 gegen 8,9 v. T. unter dem der Magyaren liegt, ist der gleiche Vorgang hier nicht zu befürchten, obwohl das Deutschtum auch in Ungarn wiederum den größten Anteil an Personen über 60 Jahre aufweist. Jedoch lassen Geburtenziffern und Sterblichkeit nicht den Schluß der Überalterung zu. Ebenso darf auch den Siebenbürgener Sachsen, die sogar einen Geburtenüberschuß von 9,4 v. T. besitzen, dem Gesamtrumänien mit 14,2 v. T. gegenübersteht, eine verhältnismäßig gesunde Bevölkerungsbewegung nachgesagt werden. Bei der stärkeren Vermehrung der Rumänen besteht für die deutschen Siedlungen allein die Gefahr der Unterwanderung, wie sie schon in den letzten Jahrzehnten zu beobachten gewesen ist.

Ungleich größere Sorge bereitet uns wiederum der deutsche Osten. Die niedrige Geburtenziffer in den ehemals preußischen Gebieten Polens erträgt keine hohe Sterblichkeit. Schon die Zahl 14,3 v. T. genügt, um den Geburtenüberschuß auf 2,5 gegen 19,3 v. T. der polnischen Bevölkerung herabzudrücken. Auch in diesen Gebieten kann man, gleichbleibende Verhältnisse vorausgesetzt, leicht errechnen, daß die deutsche Minderheit in Posen und Polnisch-Westpreußen schon in naher Zukunft zu einem bedeutungslosen Splitter herabsinkt und schließlich der Geschichte angehören wird. Am traurigsten aber ist es um die Zukunft der Deutschen in den Ostseerandstaaten bestellt. Zwar haben die Deutschen Litauens noch einen Geburtenüberschuß von 5,8 v. T., denen die Litauer selbst aber mit 13,7 gegenüberstehen. Nach der Gesamtziffer des Geburtenüberschusses stehen die Deutschen den Litauern mit 295 zu 23 432 gegenüber. Dabei ist aber im Gegensatz zu der Staatsbevölkerung die deutsche Sterblichkeit so gering, daß schon jetzt mit einem weiteren Sinken der Geburtenziffer und in sehr naher Zukunft mit einem gewaltigen Anstieg der Sterbeziffern gerechnet werden muß. Es kann ein kleiner Trost sein, daß sich diese Angaben nur auf Altlitauen beziehen, und die Be-

völkerungsbewegung im Memelgebiet — wie übrigens auch in Danzig — durchaus normal verläuft und kaum vom Durchschnitt Ostpreußens abweicht. Ist betreffend der Deutschen Altlitauens recht bald ein Sterbeüberschuß zu befürchten, so ist er von den Balten Lettlands und Estlands bereits erreicht, wo sich die niedrige Sterblichkeit früherer Jahre nicht nur in der Abnahme der Geburten, sondern auch schon in der beträchtlichen Steigerung der Sterbefälle voll auswirkt. Wenn auch die deutsche Sterblichkeit sich mit der lettischen auf gleicher Höhe bewegt, so haben die Letten dank ihrer höheren Geburtenziffer noch einen Geburtenüberschuß, während auf die Deutschen schon ein geringer Sterbeüberschuß entfällt. Noch trostloser sieht die Zukunft der Deutschen Estlands aus, deren Sterblichkeit die der Esten wesentlich übersteigt. Hier erreicht der deutsche Sterbeüberschuß schon die beachtliche Ziffer von 4,8 v. T. Man kann sich nicht damit abfinden, daß Letten und Esten die gleichen Überalterungserscheinungen aufweisen wie die Deutschen, also bald dieselbe rückläufige Bevölkerungsentwicklung erreichen werden. Einmal bekümmert uns nur das Schicksal der Deutschen, außerdem aber hat die Erscheinung außerordentliche politische Bedeutung. Beide Länder stehen unter dem starken Bevölkerungsdruck Rußlands und Polens, deren wirtschaftliche und kulturelle Lebensbedingungen auf die Dauer dem gewaltigen Geburtenüberschuß von 20 v. T. nicht gewachsen sein werden. So wird sich die überschießende Bevölkerungszahl in den sich entvölkernden Raum der Ostseeküste ergießen und die Deutschen vollends erdrücken.

Die Balten zeigen sehr anschaulich den inneren Zusammenhang zwischen der Siedlungsweise eines Volkes mit seiner Altersgliederung und deren Auswirkung auf die Bevölkerungsbewegung. Die Vorstellung, die man sich in Deutschland gewöhnlich von den Balten als „Baronen" mit riesigen Latifundien macht, ist unrichtig. Über zwei Drittel der Deutschen in Lettland sind in Handel und Gewerbe tätig. Rund 83 v. H. wohnen in Städten, vor allem Riga, Libau, Mitau und Dünaburg, während die Deutschen Estlands zu etwa 75 v. H. in Städten und Flecken siedeln. Man wird also wohl kaum fehlgehen, wenn man die Überalterung eines Volkes mit seiner Siedlungsweise in Verbindung bringt, was sich auch aus den Verhältnissen im Reiche beweisen läßt.

Das Ergebnis dieser Darlegungen ist alles andere als zufriedenstellend. Wenngleich das Deutschtum des europäischen Südostens sich in einigen Ländern zu halten vermag, wird es doch von den biologisch weit jüngeren slawischen und romanischen Stämmen langsam aber sicher überflügelt. In dem behandelten Raum stehen 27 500 deutsche Geburten rund 400 000 fremdrassischen gegenüber. Wenn sich die Deutschen also immerhin noch vermehren, so droht ihnen doch eine stärkere Unterwanderung und als Folge schließlich Mischung mit den fremden Stämmen, was den Untergang der deutschen Siedlungen beschleunigen würde. Noch trostloser gestaltet sich das deutsche Zukunftsbild, wenn man den gesamten deutschen Lebensraum von der Maas bis zur Weichsel in Beziehung zu den slawischen Völkern setzt. Nach einer Berechnung des Minderheiteninstituts der Universität Wien beziffert sich die Zahl der von deutschen Eltern Geborenen auf 2 042 000, die Todesfälle betragen 1 230 000, so daß sich der gesamtdeutsche Geburtenüberschuß auf 812 000 beziffert. Ihm steht im gleichen Raum ein slawischer bzw. romanischer Geburtenüberschuß von 620 000 gegenüber. Noch krasser sind die Verhältniszahlen: Die Deutschen in- und außerhalb des Reiches machen rund 80 Prozent der Bevölkerung von Mitteleuropa aus, sind aber am Geburtenüberschuß dieser Bevölkerung nur mit 57 Prozent beteiligt. Diese Zahlen sind

Sturmzeichen für das mitteleuropäische Deutschtum. Es kündigt sich an Stelle der oft behaupteten deutschen Übervölkerung eine Untervölkerung an, die dem slawischen Druck nach Westen nur geringen Widerstand entgegensetzen kann*).

Wie Parzival unser ward.

Von Dr. Leopold Weber, München.

Oder ist es Parzival etwa nicht? Empfinden wir den Gralsritter und König nicht als einen der Seele und dem Blute nach zu uns Gehörigen, als Volksgenossen? Ist die Märe von seinem Handeln und Leiden nicht zu unserm eigensten Sagengute geworden, das aus unserer Entwicklung gar nicht mehr wegzudenken ist?

Und doch ist er uns ursprünglich ein völlig Fremder gewesen — sein Name allein schon verrät es, wie es auch die meisten Namen seiner Mitspieler, seiner Genossen und Gegner tun. Aber diese seine Vorgeschichte liegt im Dunkel, und es vollständig aufzuhellen wird schwerlich jemals gelingen: die Ansichten der Gelehrten widersprechen einander in Einzelnem sowohl wie in Wesentlichem, wir sind auf Vermutungen von mehr oder weniger Wahrscheinlichkeit angewiesen.

Und da leuchtet mir persönlich die Annahme am ehesten ein, die Parzivalsage habe sich aus einem Märchen entwickelt, und zwar auf keltisch-gälischem Boden, in Wales. Es mag zunächst von einem sogenannten Dümmling erzählt haben: ein tölpelhafter Junge, halbwild in der Einsamkeit aufgewachsen, zieht hinaus in die Welt; er gerät in ein Zauberschloß, das von einer verhexten Gesellschaft bewohnt wird, erfährt dort allerhand Schabernack und erlöst schließlich die Gebannten, in aller Einfalt und grade durch diese Einfalt glücklicher als seine gescheiteren Vorgänger; damit wird er zum Herrn des Schlosses und gewinnt ein zauberkräftiges Kleinod, ein Wunschding in der Art des „Tischlein, deck dich" etwa.

Diese Erzählung, beliebt als Spukgeschichte mit den Möglichkeiten, die sie zu drastischem Scherz bietet, wird wohl, in Wales noch, mit einer vielbesungenen Gestalt der einheimischen Sage in Verbindung gebracht worden sein: sie hat die Schicksale des Dümmlings Parzival (oder des Peredur, wie er in den Mabinogion-Märchen heißt) an die des Nationalhelden Artus geknüpft, eines gälischen Fürsten im sechsten Jahrhundert, der sich in den Kämpfen gegen die eingedrungenen Angelsachsen auszeichnete.

Dadurch wurde der Märchenstoff in eine höhere Schicht gehoben, er erhielt ein größeres Gewicht und einen vornehmeren Anstrich. Wandersänger trugen ihn von Ort zu Ort durchs Land und endlich über den Ärmelkanal in die Bretagne zum stammverwandten Volk der Bretonen hinüber. Auf diesem Wege gelangte er zur Kenntnis der Nordfranzosen und fand Eingang in die damals gerade aufblühende Epik des Rittertums. Dabei wurde er abermals einer durchgreifenden Überarbeitung unterzogen. Zwar tritt auch hier Parzival als Dümmling in der Wildnis auf, aber er macht alsbald an der Hand eines Lehrmeisters die Entwicklung zum galanten Ritter durch: er wird in den Rahmen

*) Die wichtigen „Bemerkungen" von Prof. Reche zum vorstehenden Aufsatz konnten aus drucktechnischen Gründen erst S. 44 f. gebracht werden.

des höfischen Lebens mit all seinen künstlich zugespitzten Ehr- und Rechtsbegriffen hineingestellt: das Naturkind wird zum Chevalier! Damit wandelt sich alles, was mit ihm in Berührung kommt: die verherte Gesellschaft im Zauberschloß wird „verritterlicht", und der unheimliche Gespensterspuk solange mit Abenteuerlichkeiten im Modegeschmack ausgeschmückt, bis das höfische Wesen auch hier das Geisterhafte völlig durchdringt. Entsprechend wächst auch der gälische Stammeshäuptling Artus in seine weitbekannte Rolle hinein: der Nationalheld wird zum internationalen Herrn der Tafelrunde, zum Ritterkönig, zum Meister und Vorbild der höfischen Zucht in aller Welt.

Doch nicht genug damit. Wir sind in der Zeit der Kreuzzüge. Fabeln aus dem christlichen und heidnischen Orient überströmen das Abendland. Die Legende vom Gral bemächtigt sich der Gemüter: ein wunderwirkendes Heiligtum ists — bald solls ein zauberstarker Edelstein sein, bald die Schüssel, in der Josef von Arimathia das Blut des Heilands aufgefangen. Da verblaßt vor seinem Glanze jenes primitive Wunschding, das der Dümmling auf dem Spukschlosse gewonnen, und nun ists der „Gral", gehütet von einem Kreise auserlesener Ritter, den zu erringen Parzivals Lebensziel wird.

Eine verwirrende Fülle von bunten Abenteuern und Abenteuerlichkeiten wahrlich, die sich aus solcher Entwicklung und Verschmelzung der verschiedensten Motive ergab, ganz im Geschmacke der tonangebenden keltisch-französischen Rittergesellschaft: äußerlich, konventionell gebunden in der Lebensauffassung, aber glanzvoll in verwegenen Taten, im Streben nach Ehre und Ruhm, in höfischer Romantik.

In solcher Gestalt lernt Wolfram von Eschenbach den Parzival durch das Epos des Nordfranzosen Chrétiens kennen — ob ihm noch eine andere Quelle geflossen, können wir hier außer acht lassen. Und er macht sich alsbald daran, es zu übertragen, es nachzudichten, wie es derzeit unter den mittelhochdeutschen Epikern üblich war, die sich ihre Vorbilder bei den Franzosen suchten. Aber während die meisten unter ihnen, neben gelegentlichen Abweichungen und Freiheiten in Stil, Auffassung und individueller Durchbildung, doch in der Hauptsache sich an das gegebene Fremde hielten, ward aus Wolframs Nachdichtung durchaus eine Umdichtung voll eigenartiger Gestaltungskraft, ward seine Übertragung zu einer Verdeutschung im tiefsten Sinne.

Zunächst dadurch, daß er das Äußerliche der zahllosen Abenteuer verinnerlichte, indem er die bunten Fabeleien einer durchgehenden Idee dienend unterordnete, sie mit sittlichem Gehalte erfüllte und sie so erst zu einem festeren einheitlichen Ganzen verknüpfte. Er beseelt die höfisch-ritterlichen Kämpfe, er entrollt in ihnen ein Weltbild, wie ers in den schweren gehaltvollen Versen seiner Einleitung ankündigt: das sieghafte Wesen der „staete", der Standhaftigkeit, der Treue Gott und der Welt und sich selbst gegenüber, will er mit seiner Dichtung zur Anschauung bringen im Gegensatz zur Zwiespältigkeit, zum Zweifelmut des in sich unsichern Menschen, und zur Falschheit des schlechten Gesellen, die zu Verdammnis und Untergang führt. Das klärt er vor allem an dem Schicksal seines Helden Parzival, und den verdeutscht er uns so, wie es nur das Genie vermag, das mit allen Fasern in seinem Volkstume wurzelt: den keltischen Dümmling adelt er auf die schlichteste und schönste Weise, indem er die Torheit des tölpelhaften Jungen zur Herzenseinfalt des reinen Menschen erhebt. Da steht in der Wildnis der deutsche Knabe vor uns auf, dem sich das Brüstlein vor Sehnsucht streckt, wenn er den Vogelsang hört, und der darob in Tränen ausbricht,

ohne es selber verstehen zu können, was ihm geschieht; der in kindlichem Besitzverlangen nach den bunten Sängern im Laube mit der Armbrust schießt und sich schluchzend das Haar rauft, wenn sie dann starr und stumm, tot vor ihm liegen; der glaubt, Gott selber mit seinen Heerscharen komme im Glanze gefahren, und sich anbetend in den Staub wirft, da ihm die Ritter auf dem einsamen Waldweg funkelnd entgegenrasseln. Ein Tor auch er, gewiß, über den wir lächeln und lachen können wie über den Dümmling, lächeln und lachen über ihn aber doch immer nur mit verhaltener Rührung.

Und nun erwächst aus diesem deutschen Knaben statt des kecken Haudegens, der sich als irrender Ritter herumtreibt, der Jüngling, der als Gottsucher dem Heiligtume des Grales nachjagt und im äußeren Kampf mit der Welt, im inneren Ringen mit und um Gott nicht nachläßt, bis er das ersehnte Reich errungen, es sich zu eigen gemacht hat.

So hat Wolfram den welschen Helden, indem er ihn mit der Zaubergerte seiner Dichtung berührte, zum Deutschen umgeschaffen, ein sprechendes Zeugnis zugleich für die Verschiedenheit in der Geistesrichtung und in der seelischen Auffassung zweier Völker. So ward Parzival unser, und so bleibt ers, ein Sinnbild unseres besseren Wesens, aus dem Erinnern des Volkes ebensowenig zu tilgen wie jener andre große Gottsucher, der Faust. Unsre Literatur bestätigts: bis zu Wagner mit seinem Musikdrama und darüber hinaus haben unsre Dichter nicht mehr abgelassen, sich an der Aufgabe zu versuchen, nachdem die Grundlage dazu durch Wolfram geschaffen worden war.

Freilich will ich damit nun nicht behaupten, das Wolframsche Epos selber sei seinem ganzen Inhalte nach zum Allgemeingute unseres Volkes geworden. Dem steht nicht nur die Schwierigkeit der Übersetzung ins Neuhochdeutsche gegenüber, auch die Überfülle der Gestalten und Abenteuer in der Dichtung tut es meiner Überzeugung nach an sich noch nicht: es ist doch wohl im Grunde noch etwas anderes, was hemmt. Auch Wolfram blieb bei aller überragenden Größe seines Genies in vielem eben doch ein Kind seiner Zeit, ja er blieb es in seiner unbekümmerten Art vielleicht mehr als mancher andre, minder hoch Begabte. Der Dichter und Seher einerseits und andrerseits der Ritter mit der naiven Hingabe an konventionelle und verkünstelte Standesbegriffe — Wolfram brachte es fertig, beides zu sein, je nachdem seine Seele oberflächlich berührt oder tiefer erschüttert wurde. So hat er die Persönlichkeit Parzivals mit der unbeirrbaren Sicherheit seines Genius verinnerlicht, und trotzdem ist er auf weite Strecken der Erzählung hin äußerlich geblieben im Sinne seiner Vorlage, ja da, wo er sich der höfisch-ritterlichen Lebensschablone einordnet, streng genommen unwahr. Zu solchen Stellen finden wir kein rechtes Verhältnis mehr, sie sind für uns veraltet, wir können sie nicht mehr unmittelbar, wir können sie nur noch historisch rückblickend genießen, ja sie verwirren, indem sie Wolfram im Widerspruch mit seinem eigenen tieferen Wesen zeigen und vielen so den Zugang zu dem lebendigen Strom seiner Dichtung versperren. Auch Wolframs Werk bedarf in manchem einer Erneuerung, um voll von unserem Volke aufgenommen werden zu können. Aber unvermeidlich scheitern muß an einem solchen Unternehmen, wer es nicht begreift, daß der Grundriß vom Meister für alle Zeiten vorgezeichnet ist, und daß wir nur in Ehrfurcht auf dem Wege, den uns die Spuren unseres großen Ahnen weisen, weitergehen dürfen, soweit unsere Kraft uns trägt.

Die Wandalen im Spiegel der ostdeutschen Bodenfunde.

Von Dr. Ernst Petersen, Breslau.

Nächst den Goten bilden unstreitig die Wandalen[1]) den bedeutendsten Teil der Ostgermanen, die das Römische Reich stürzten und lange Zeit hindurch das Mittelmeergebiet mit Schrecken und Bewunderung erfüllten. Es ist bedauerlich, daß der Blick der Geschichtsschreiber des Altertums erst verhältnismäßig kurze Zeit vor dem Untergange des wandalischen Volkes auf dieses gelenkt wurde. Damals war die ostdeutsche Heimat schon verlassen, und die Wandalen begannen in den Wirren der germanischen Völkerwanderung und mit der Berührung der verfallenden Kultur des Altertums von ihrer politischen und kulturellen Höhe herabzusteigen. Da auch aus eigenem Blut den Wandalen kein Künder ihrer Geschicke erwuchs, wie es bei den Goten in einem Jordanes, bei den Franken in Einhart geschah, so wären wir über die Schicksale des großen Volkes, bevor es in den Gesichtskreis der alten Welt trat, nur schlecht unterrichtet, wenn nicht gerade die Bodenfunde, die sich als Hinterlassenschaft der Wandalen ausweisen, beredtes Zeugnis von den wechselvollen Schicksalen ablegten, die ihre ehemaligen Besitzer auf dem Boden des Nahen Ostens erlebt haben. So können wir uns heute in hinreichend klaren Umrissen ein Bild von der Zeit machen, in der in Ostdeutschland und großen Teilen Polens ein machtvolles Wandalenreich bestanden hat, dessen archäologische Hinterlassenschaft in großer Menge die ostdeutschen und polnischen Museen ziert und besonders in den letzten Jahren eingehende Bearbeitung gefunden hat.

Wenigstens den Siedlungsraum des wandalischen Stammesbundes finden wir schon ziemlich frühzeitig bei den Schriftstellern des Altertums umschrieben; wir können hier in erster Linie auf Angaben des Ptolemäus und Tacitus zurückgreifen, die die Länder zwischen Weichsel und Sudeten als das Gebiet der Wandalen oder Lugier — der zweite Name verschwindet nach dem 3. Jahrhundert n. Chr. — bezeichnen. In der Tat tritt uns auf dem so gekennzeichneten Gebiete schon zu Beginn des 1. Jahrhunderts v. Chr., d. h. in der Zeit kurz vor der Unterwerfung Galliens durch Julius Caesar, auf ostdeutschem Boden eine Gruppe von Grab- und Siedlungsfunden entgegen, deren Deutung als wandalisch schon geraume Zeit Allgemeingut der Altertumsforschung ist. Als wichtigste Kennzeichen dieser wandalischen Fundgruppe lassen sich die folgenden nennen. Ohne Ausnahme herrscht zu dieser Zeit die Brandbestattung, und zwar in der Form des Urnengrabes wie in der des sogen. „Brandgrubengrabes". Während im ersten Falle ein ziemlich großes Tongefäß Knochenreste, Waffen, Geräte und Schmuck des auf dem Scheiterhaufen verbrannten Toten umschließt, finden wir im Brandgrubengrabe die gesamten Rückstände des Scheiterhaufens mitsamt Knochen und Beigaben, sowie den zahlreichen, im Feuer des Scheiterhaufens zerplatzten kleineren Gefäßen frei im Boden beigesetzt. Je nach der Art der fast stets eisernen Beigaben können wir Männer- und Frauengräber unterscheiden, wobei die Männergräber sich besonders durch reichen Inhalt an Waffen auszeichnen,

[1]) Richtige Schreibweise mit „W" statt mit „V", vgl. neuerdings Glombowski in Altschles. Blätter, Breslau 1927, S. 82 ff.

während die Ausſtattung der Frauengräber etwas ärmlicher zu ſein pflegt. Von den Waffen (vgl. Abb. 1) überraſchen die in vollendeter Schmiedearbeit ausgeführten, häufig mit geätzten und gepunzten Muſtern bedeckten Lanzenſpitzen, lange zweiſchneidige Schwerter und halbrunde Schildbuckel. An Geräten kennen wir Haarzangen (Pinzetten), Meſſer, Scheren, Nähnadeln u. a., an Schmuck beſonders zahlreich die unſerer heutigen Sicherheitsnadel ſehr ähnlichen Fibeln (vgl. Abb. 1). Bei weitem überwiegt als Werkſtoff das Eiſen, demgegenüber bronzene Schmuckſachen erſt nach Chriſti Geburt häufiger werden. Wenig abwechſlungsreich iſt

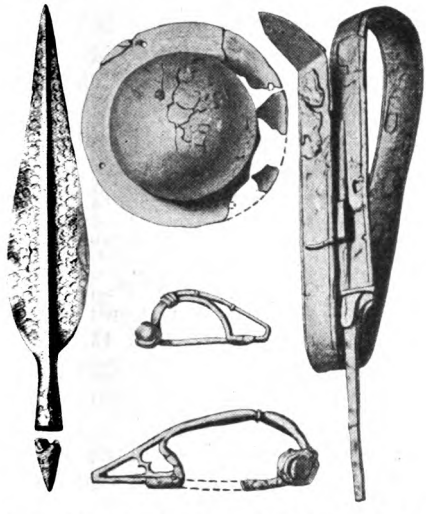


Abb. 1. Beigaben aus wandaliſchen Brandgräbern des 1. Jahrhunderts v. Chr. von Taubendorf, Kr. Neidenburg (Oſtpr.). Links: geätzte Lanzenſpitze; rechts: Schwert, zuſammengebogen; oben Mitte: Schildbuckel; unten: 2 Fibeln, alles aus Eiſen. Fibeln 1/3, das übrige 1/6 nat. Größe (nach Pruſſia-Berichte XXI, Taf. 4).

Abb. 2. Sogenannte „Krauſe" des 1. Jahrhunderts vor Chr. aus Schlawa, Kr. Freyſtadt (Schleſien). 1/5 natürl. Größe (nach Jahn in Schleſ. Vorzeit N. F. VIII).

die Keramik des 1. Jahrhunderts v. Chr., deren Hauptformen enghalſige „Krauſen" (Abb. 2) und weitmündige Becher ſind. Ihre Kennzeichen ſind der verdickte und facettierte Rand, die x-ähnliche Form des Henkels und eine gelegentlich auftretende ſpärliche Verzierung.

Gleichartige Funde treten urplötzlich mit dem Beginn des 1. Jahrhunderts v. Chr., der ſogen. Spätlatènezeit, in einem großen Teile Oſtdeutſchlands auf, von einer älteren einheimiſchen germaniſchen Kultur durch einen fundleren Zeitraum von etwa zwei Jahrhunderten und eine auffallende Verſchiedenartigkeit der Formen ſcharf getrennt. Aus dieſen Gründen nimmt man eine gleichzeitige Einwanderung großer Teile des wandaliſchen Stammesbundes nach Oſtdeutſchland an, wobei als Heimat mit guten Gründen Jütland[2]), vielleicht auch das ſüdliche Norwegen, angeſehen wird, wenn auch dieſe Frage noch ihrer endgültigen Löſung harrt. Das Kerngebiet der Wandalen haben wir zu dieſer Zeit an der mittleren Oder zu ſuchen, wo neben der Niederlauſitz in erſter Linie der nördlichere Teil Schleſiens bis in die Umgebung Breslaus, ſowie ein Teil

[2]) Hierauf deuten z. B. ſprachliche Gleichungen: Wendla und Vendſyſſel, Landſchaftsbezeichnungen in Jütland, werden mit dem Wandalennamen in Zuſammenhang gebracht.

von Posen besetzt und weiter schon der Bug erreicht wird, der bis ins 4. Jahrhundert n. Chr. die Ostgrenze der Wandalen bildet. Die Einwanderung scheint ziemliche Kämpfe im Gefolge gehabt zu haben; denn in Mittelschlesien stießen die Wandalen auf Teile der keltischen Bojer, die schon etwa um 400 v. Chr. Oberschlesien und das fruchtbare Lößgebiet zwischen Oder und Sudeten von Böhmen her in Besitz genommen hatten. Keltische Erzeugnisse inmitten wandalischen Kulturgutes machen es wahrscheinlich, daß Teile des besiegten keltischen Stammes unter wandalische Herrschaft gelangten, wo sie, zwar politisch unfrei, als geschickte Handwerker geschätzt wurden. Auch der südliche Teil der früheren Provinz Posen und ein Teil des angrenzenden Kongreßpolens fiel den Wandalen anheim, während ihr östlichster Volksteil sich im südwestlichen Ostpreußen und im benachbarten Polen nördlich des Weichselbogens festsetzte. Ursprünglich wird das Siedlungsgebiet geschlossen gewesen sein; jedoch blieben schon kurz nach dem Übertritt auf die südliche Ostseeküste den Wandalen, die sich schnell über das weite Ackerland Ostdeutschlands verbreiteten, Rückschläge nicht erspart. Denn dicht hinter ihnen folgte, von Südschweden und Bornholm kommend, der Stamm der Burgunden, und ihm gelang es, sicher in harten Kämpfen, von denen uns kein Geschichtsschreiber berichtet, die wir jedoch aus Art und Verteilung der Bodenfunde erschließen können, den geschlossenen Siedlungsraum der Wandalen zu spalten, so daß von nun an die Gruppe im südlichen Ostpreußen auf sich selbst gestellt war. Wie stark die Wanderlust dem wandalischen Volke im Blute lag, zeigt sich darin, daß kleinere Trupps sich westwärts wandten, wo wir ihre Gräber inmitten des durchaus anders gearteten Westgermanentums in Mitteldeutschland [3]), ja selbst in Rheinhessen [4]) wiederfinden. Sicher haben hier die kriegerischen Ostgermanen in den Kämpfen mit Caesar eine große Rolle gespielt und sind den bedrängten Westgermanen willkommene Bundesgenossen gewesen.

Das nun folgende 1. Jahrhundert n. Chr. steht für den wandalischen Stammesbund in erster Linie im Zeichen der Kämpfe mit den um Christi Geburt in das untere Weichselgebiet eingedrungenen Goten, deren Erscheinen auf ostdeutschem Boden neue Erschütterungen nach kaum eingetretener Ruhe auslöste. Zusammen mit der am Weichselknie bei Thorn ansässigen östlichen Burgundengruppe erlagen jetzt die ostpreußischen Wandalen im Kampfe mit dem mächtigen Gotenvolke ihrem Schicksal. Getrennt von der Hauptmasse ihres Volkes, mußten sie sich der neuen Herrschaft beugen, oder sie gingen völlig zugrunde; denn die für sie charakteristischen Bodenfunde fehlen fortan. Der Hauptteil des wandalischen Volkes wurde dagegen erneut in heftige Kämpfe mit den vor den Goten nach Süden ausweichenden Burgunden verwickelt und gezwungen, die wandalisch gewordenen Teile der Mark Brandenburg einschließlich der Niederlausitz zu räumen. Für die verlorenen Gebiete entschädigten sich die Wandalen durch Oberschlesien und das südliche Polen bis an die Karpathen, wo in diesem und besonders im folgenden 2. Jahrhundert zahlreiche Funde wandalischen Charakters erscheinen. Gleichzeitig erhielten sie, etwa seit dem 1. vorchristlichen Jahrhundert in mehrere Teilstämme aufgespalten [5]), willkommenen Zuzug in den zu ihrer Kultgemeinschaft gehörenden Silingen, die vor-

[3]) Mannus XX, 1928, S. 186 ff. (Schulz).
[4]) Germania, Korr.Bl. d. Röm.-Germ. Kommission, IV, 1920, S. 75 ff. mit Abb. (Schumacher).
[5]) L. Schmidt, Geschichte der deutschen Stämme I, 1910, S. 354.

wiegend in der Umgebung des Zobtenberges auf der linken Oderſeite anſäſſig wurden.

Der ſilingiſche Stamm muß erſt etwa 100 Jahre nach ſeinen Schweſterſtämmen aus dem Norden aufgebrochen ſein, was beſonders an ſeiner andersartigen Beſtattungsweiſe zu erkennen iſt. Während nämlich die übrigen Wandalen an der alten Brandbeſtattung, zumeiſt in der Form des Urnengrabes, bis in das 4. Jahrhundert hinein feſthalten und ſich lediglich in den Einzelformen der allmählichen Veränderung des Zeitgeſchmacks anpaſſen, haben die Silingen ſchon die von den Markomannen Böhmens zu den nördlich wohnenden germaniſchen Stämmen gekommene Skelettbeſtattung teilweiſe angenommen. So finden wir denn in Mittelſchleſien neben Brandgrubengräbern eine geſchloſſene Gruppe von Skelettgräbern, deren waffenarmer Inhalt ſich in vieler Hinſicht von dem der üblichen wandaliſchen Brandgräber unterſcheidet. Neben Trinkhornbeſchlägen (Abb. 3 b), bronzenen Riemenzungen, gewiſſen Fibelformen (Abb. 3 a), überhaupt einer Anzahl kleinerer Bronzegegenſtände, iſt vor allem das mehrfache Vorkommen von römiſchem Tafelgeſchirr aus Bronze auffallend, ein Kennzeichen, das die ſilingiſchen Skelettgräber mit ähnlichen aus dem Odermündungsgebiete und vor allem aus Dänemark gemein haben. Auch die ſprachliche Beziehung zwiſchen der däniſchen Inſel Seeland und dem Namen Silingen deutet vielleicht trotz einer von Much[6]) kürzlich gegebenen anderen Erklärung des Silingennamens auf engere Verwandtſchaft beider Fundgruppen hin. Auch das Auftreten gewiſſer oſtgermaniſcher Gefäßornamente, wie z. B. des doppelten Mäanders, in frühkaiſerzeitlichen däniſchen Gräbern bietet eine Stütze für die heute im allgemeinen herrſchende Anſicht, in den Silingen einen aus Dänemark entlang der Oder eingewanderten Teilſtamm des wandaliſchen Volkes zu ſehen, und beſtätigt ſo die ſchon oben begründete Herleitung der Wandalen aus dem nördlichen Dänemark.

a b

Abb. 3. Beigaben aus ſilingiſchen Skelettgräbern des 1. Jahrhunderts n. Chr. a) Augenfibel, b) Endbeſchlag eines Trinkhorns, beide aus Bronze. 1/2 nat. Größe. a) Jackſchönau, Kreis Breslau, b) Reiſau, Kreis Nimptſch (n. Jahn in Mannusbibliothek Nr. 22, S. 82, Abb. 12 und 13).

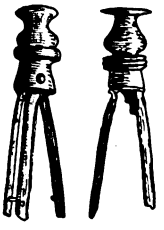


Abb. 4. Silingiſche Bronzebeſchläge zweier Trinkhörner des 1. Jahrhunderts n. Chr. aus Seeland (Dänemark). 1/2 nat. Größe (nach Nordiſke Fortidsminder II, 1, Abb. 21/22).

Von nun an ſcheint der ſilingiſche Stamm die Führung zum mindeſten der ſchleſiſchen Wandalen übernommen zu haben. Tacitus, der ihn auch unter dem Namen Naharvalen kennt, — die Hasdingen werden auch als Victovalen bezeichnet — nennt ihn als den Bewahrer des wandaliſchen Volksheiligtums, das ſich in einem heiligen Haine befand und dem Dienſte einer Zwillingsgottheit Alcis geweiht war. Es ſpricht ſehr viel dafür, dieſes wandaliſche Heiligtum im Zobten zu ſehen, der inmitten des ſilingiſchen Gebietes lag, und zu allen Zeiten der Vor- und Frühgeſchichte für ſeine Umwohner von größter Bedeutung geweſen iſt. Auch die ſilingiſchen Grabfunde aus Schleſien ſpiegeln in ihrem reichen Inhalt die Bedeutung des Stammes wider, unter ihnen beſonders das Fürſtengrab von Wichulla, Kr. Oppeln in Oberſchleſien[7]), in dem ein voll-

[6]) Der Name Silingi, Altſchleſien I, S. 117 ff.

[7]) Seger, Der Fund von Wichulla, Schleſ. Vorzeit in Bild und Schrift, VII, 1899, S. 413 ff.

ständiges, in römischer Werkstatt gefertigtes Trinkgeschirr aus Bronze und Silber, sicher der Schatz eines vornehmen Silingen, als Beigabe enthalten war.

Der östliche Teil der Wandalen, der Stamm der Hasdingen, hat sich dagegen offenbar dem silingischen Einfluß zu entziehen gewußt, wenn auch sein Königsgeschlecht aus mehreren Gründen von den Bewahrern des wandalischen Volksheiligtums auf dem Zobten abstammen dürfte. Die Hasdingen gehen politisch eigene Wege. Beunruhigt durch die aus Ostpreußen nach Südrußland abwandernden Goten und angelockt durch die Wirren der Markomannenkriege, unternehmen sie gegen Ende des 2. Jahrhunderts über die Karpathen einen großen Einfall nach Ungarn. Dort setzen sie sich im nördlichen Teile fest, aus dem wir von dieser Zeit an eine Reihe wandalischer Funde kennen, die besonders mit galizischen Grabfunden Ähnlichkeit besitzen (vgl. Abb. 5).

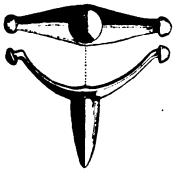


Abb. 5. Wandalischer Reitersporn des 2. bis 3. Jahrhunderts aus Ábra (Nordungarn) (nach Archaeologiai Értesitö 1908, S. 200).

Die wandalische Kultur der ersten beiden nachchristlichen Jahrhunderte zeigt innerhalb der ostgermanischen Gesamtentwicklung eine bewußte Eigenart. Im Grabbrauch bleibt, mit Ausnahme der bei den Silingen mehrfach vorkommenden Skelettbestattung, die Leichenverbrennung herrschend. Gleichfalls erhält sich die Sitte, zahlreiche Waffen den Männergräbern beizugeben, wobei stets die Lanze den Vorrang gegenüber dem Schwerte besitzt, wie sie überhaupt als Lieblingswaffe des Germanen angesehen werden kann. Arte, die für die nördlich an die Wandalen angrenzenden Burgunden charakteristisch sind, fehlen vollständig. Die Schmucksachen der älteren römischen Kaiserzeit werden in Bronze und Eisen hergestellt, wobei allerdings die prächtiger wirkende Bronze den Vorzug erhält; eiserne Fibeln tragen häufig Silberdrahtauflagen (Abb. 7). Am stärksten erkennen wir das kulturelle Eigenleben des wandalischen Stammesbundes in seiner Keramik. Von ihren zahlreichen Formen verdienen die weitmündigen Schalen mit Standfuß und nach außen geknicktem Rande (Abb. 8) die höchste Beachtung. Sie tragen in beiden Jahrhunderten vielfach eine Verzierung in Form des Mäanderbandes oder „laufenden Hundes", wobei meist die ostgermanische Abart dieses in der frühen Kaiserzeit gemeingermanischen Ornamentmotivs auftritt und die Unterscheidung ost- und westgermanischer Mäandergefäße wesentlich erleichtert. Auffallend ist für jeden Kenner die große Gleichartigkeit der wandalischen Kulturprovinz, soweit auch ihre Verbreitung reicht, wie schon an den wenigen hier gezeigten Beispielen erkennbar wird.

Abb. 6. Kräftig profilierte Bronzefibel des 1. Jahrhunderts n. Chr. aus Reinersdorf, Kr. Kreuzburg (Oberschlesien). 2/3 nat. Gr. (nach Jahn in Präh. Zeitschr. X, 1918, S. 81 Abb. 1).

Abb. 7. Eiserne Fibel mit Silberfadenbelag (2. Jahrhundert nach Chr.) aus Cosel, Kreis Breslau. 2/3 nat. Größe (nach Jahn in Schles. Vorzeit, N. F. VIII).

Der germanische Charakter der ostdeutschen und südpolnischen Bodenfunde aus der römischen Kaiserzeit ist bis vor kurzem ernstlich nie in Zweifel gezogen worden. Erst der Posener Universitätsprofessor für Vorgeschichte J. Kostrzewski versucht seit einigen Jahren den ostgermanischen Kulturen, besonders Posens und weiter Teile Polens, die ihnen zukommende Bedeutung zu nehmen und geht dabei auf drei Wegen vor. Zunächst nimmt er für die kaiserzeitliche Keramik eine starke

Beeinfluſſung durch Gefäßformen an, die der Bronzezeit und älteſten Eiſenzeit Oſtdeutſchlands eigentümlich ſind und meiſt unter dem Namen „Lauſitzer Kultur“ zuſammengefaßt werden. Um nun eine Verknüpfung beider Fundgruppen wahrſcheinlich machen zu können, deren jüngſtes bzw. älteſtes Auftreten durch einen

Abb. 8. Tongefäß aus einem ſilingiſchen Skelettgrabe des 1. Jahrhunderts n. Chr. aus Jäſchwitz, Kr. Nimptſch (Schleſien). 1/4 nat. Größe (nach Jahn in Schleſ. Vorzeit, N. F. VIII).

Abb. 9. Tongefäß des 2. Jahrhunderts n. Chr. aus Bozejewice, Kreis Strelno (Poſen). 1/8 nat. Größe (nach Poſener Album IV, Taf. 64, 8).

Zeitraum von mindeſtens vier Jahrhunderten getrennt iſt, greift er auf die in der jüngſten „Lauſitzer Kultur“ vereinzelt auftretenden Grabformen des „Brandſchüttungsgrabes“ und „Brandgrubengrabes“ zurück, die gerade bei den Wandalen während ihrer Seßhaftigkeit in Oſtdeutſchland und Polen ſehr beliebt ſind. Dabei wird allerdings von Koſtrzewski verſchwiegen, daß beide ihren gemeinſamen Urſprung in der früheiſenzeitlichen Kultur des Oſtalpengebietes beſitzen, ſchon gleichzeitig mit dem Ende der jüngſten Lauſitzer Kultur in der zwar germaniſchen, aber vorwandaliſchen — wohl baſtarniſchen — Kultur Oſtdeutſchlands und Polens um 500 vor Chr. auftreten und ihre Blütezeit von etwa 300 bis 100 vor Chr. bei den Burgunden auf Bornholm erleben. Die Wandalen müſſen entweder gleichzeitig mit den Burgunden oder nach deren Eindringen in Nordoſtdeutſchland (um 150 vor Chr.) mit der neuen Grabſitte Bekanntſchaft gemacht haben. Mit dieſer Feſtſtellung fällt aber die Behauptung Koſtrzewskis, während der ganzen Dauer der oſtgermaniſchen Herrſchaft in Oſtdeutſchland und Polen hätte die germaniſche Kultur nur einer kleinen Bevölkerungsgruppe zugehört, wogegen beträchtliche Reſte einer ungermaniſchen Unterſchicht die alte „Lauſitzer Kultur“ weiterbewahrt habe. Dieſe Unterſchicht glaubt er aber in der mehrfach genannten Grabſitte wiederzuerkennen, während eindeutige archäologiſche Beweiſe für ihr Vorhandenſein bis heute vollſtändig fehlen, wie es von deutſchen, und auch beſonnenen polniſchen Forſchern (Antoniewicz-Warſchau z. B.) in jüngſter Zeit erſt wieder mehrfach ausgeſprochen iſt. Der mit bewundernswerter Hartnäckigkeit, jedoch ohne Erfolg ſtets von neuem unternommene Verſuch Koſtrzewskis und ſeiner Schule wird aber erſt erklärlich durch einen zweiten Fehlſchluß. Die ſogenannte „Lauſitzer Kultur“ hält man in Polen nämlich für — ſlawiſch! Der Zweck leuchtet ein; wenn dieſe Behauptung zuträfe, hätten wir in Oſtdeutſchland und Böhmen ſeit der II. Periode der Bronzezeit (etwa 1600 bis 1400 vor Chr.) mit Slawen zu rechnen, die ſeit dem 5. Jahrhundert vor Chr. „vorübergehend“ von den verſchiedenſten oſtgermaniſchen Stämmen „überlagert“ worden wären, um nach deren Abwanderung in den Süden und Weſten ihre Freiheit zurückzugewinnen, fürwahr ein Rechtsanſpruch des Slawentums auf

Oſtdeutſchland, deſſen Alter ſchon dreieinhalb Jahrtauſende betrüge! Nun ſteht aber Koſtrzewski und die Mehrzahl der polniſchen Vorgeſchichtsforſcher mit dieſer ihrer — bisher nur behaupteten, jedoch unbewieſenen — Anſicht im Gegenſatz nicht nur zur deutſchen Forſchung, die das Volkstum der Träger der „Lauſitzer

Abb. 10. Mäanderurne des 2. Jahrhunderts nach Chr. aus Noſtwitz, Kr. Glogau (Schleſien). 1/4 natürl. Größe (nach Jahn in Schleſ. Vorzeit, N. F. VIII).

Abb. 11. Fußſchale des 2. Jahrhunderts nach Chr. von dem Gräberfeld von Przeworsk (Galizien) (nach Hadaczek, Teka Konſerwatorska III, Taf. P, 23).

Kultur“ zum überwiegenden Teil als illyriſch oder thrakiſch anſieht, ſondern auch zu tſchechiſchen und engliſchen Gelehrten, nachdem noch vor einigen Jahren Stimmen im Sinne der polniſchen Theſe laut geworden waren. Die Slawentheorie Koſtrzewskis und die Verſuche, die rein germaniſche Beſiedlung Oſtdeutſchlands und Polens von etwa 500 vor Chr. bis 400 nach Chr. abzuleugnen oder in ihrer Bedeutung zu ſchmälern, kämpfen heute einen von Tag zu Tag ausſichtsloſer werdenden Kampf um ihre Geltung[8]).

Während die wandaliſche Kultur des 1. und 2. Jahrhunderts nach Chr. ſtarke Beziehungen zur vorchriſtlichen Zeit zeigt, ändert ſich ihr Geſicht im 3. und 4. Jahrhundert, die man meiſt unter dem Namen „jüngere römiſche Kaiſerzeit“ zuſammenfaßt, recht beträchtlich. Nicht ſo ſehr die Anſiedlung großer Teile der Hasdingen im nördlichen Ungarn — die Funde des Gräberfeldes von Przeworsk in Gazilien[9]) reichen bis in das volle 3. Jahrhundert hinein und beweiſen dadurch, daß größere Reſte von ihnen nördlich der Karpathen zurückgeblieben ſind —, ſondern beſonders die zu dieſer Zeit erfolgte Aufrichtung und erſte Blüte des gotiſchen Reiches in Südrußland hat eine große Wirkung gerade auch auf die wandaliſche Kultur gehabt. Die zu dieſer Zeit bei den Goten erfolgte Verarbeitung des aus Nordoſtdeutſchland mitgebrachten Kulturgutes mit vorgefundenen älteren Formen hat zu einer durchaus neuartigen Entwicklung geführt, die nach der Prachtentfaltung der älteren gotiſchen Kultur Weſt- und Oſtpreußens einen von dieſer unterſchiedlichen, mit Recht ſo bezeichneten „gotiſchen Kulturſtrom“ zum Ge-

[8]) Eine zuſammenfaſſende Darſtellung über Arbeitsweiſe und Ergebniſſe der Schule Koſtrzewskis erſcheint in dieſen Tagen als Sonderheft des Oſtlandinſtituts, Danzig, und ſtammt aus der Feder des bekannten oberſchleſiſchen Denkmalpflegers und Vorgeſchichtsforſchers Dr. Bolko von Richthofen.

[9]) Hadaczek, Cmentarzysko cialopalne kolo Przeworska, Teka Konserwatorska, Bd. III, 2, Lemberg 1909. — Daraus unſere Abb. 11, 12.

folge hat. Seine Spuren laſſen ſich in der geſamten germaniſchen Stilentwicklung nachweiſen, wo ſie im allgemeinen zu einem ſtrenger wirkenden Formenkreiſe führen, und treten auch beſonders auf wandaliſchem Gebiete deutlich in Erſcheinung. Hier finden wir zu dieſer Zeit in der Fibel „mit ungeſchlagenem Fuß“ (Abb. 13) eine neu aufkommende Schmuckform, deren Weiterentwicklung zu den prächtigen Dreirollenfibeln der Fürſtengräber von Sacrau, Kreis Oels (Abb. 14), führt. Neben ihnen zeugen die bei den Wandalen ſonſt ſeltenen Perlenketten, die in Norddeutſchland dagegen ſeit Chriſti Geburt zahlreich erſcheinen, von Beziehungen namentlich zu den gerade in dieſer Zeit ſüdoſtwärts wandernden Gepiden, deren Gebiet im 2. und zu Beginn des 3. Jahrhunderts nördlich an das wandaliſche angrenzt. Vor allem aber treten andersartige Gefäßformen auf, unter denen eine auffallend grobe und andererſeits ſehr feine keramiſche Gruppe unterſchieden werden kann. Die feineren Stücke ſind nun ſchon häufig auf der Töpferſcheibe hergeſtellt und zeigen in ihren Ornamenten einen gewiſſen Abbruch der Entwicklung — ſo verſchwindet der Mäander vollſtändig —, wenn auch die Geſamtform der alten Fußſchale im allgemeinen beibehalten wird (Abb. 15). Die Waffen zeigen dagegen engere Anlehnung an frühere Typen (Abb. 17); ſo treten jetzt noch einmal verzierte Lanzenſpitzen mehrfach auf. Gänzlich neue Vertreter ſehen wir dann in den Gefäßformen des 4. Jahrhunderts n. Chr., der „Krauſe“ mit breitem Rand und reichen Ornamenten, von denen die Wellenlinie wohl auf provinzialrömiſche Motive zurückgehen dürfte, ſowie den weitmündigen Schalen, die häufig eine nach gotiſcher Manier eingeglättete Verzierung beſitzen. Gleichzeitig gewinnt die Skelettbeſtattung große Bedeutung, wenngleich die alte Sitte der Leichenverbrennung nicht vollſtändig verſchwindet. Der große Reichtum der damaligen Zeit, der als Beweis für die große politiſche Macht des Wandalenreiches anzuſehen iſt, wird in den reichen Gräbern von Sacrau, Kr. Oels, offenbar, die neben eingeführtem römiſchem Kulturgut Prachtſtücke germaniſcher Goldſchmiedekunſt enthalten. Ihnen, die wir den Silingen zuſchreiben können, entſprechen auf hasdingiſcher Seite ähnlich zuſammengeſetzte Funde von Osztrópataka in Nordungarn (Abb. 16). Die gerade aus dieſer Zeit überraſchend zahlreichen Funde aus Schleſien — beſonders Oberſchleſien (vgl. Abb. 17) — und Polen bezeugen eine beträchtliche Volkszahl, gegen die das plötzliche Abbrechen der archäologiſchen Funde in der nun folgenden Zeit doppelt ſcharf abſticht.

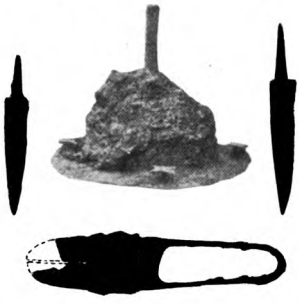


Abb. 12. Eiſenbeigaben aus dem wandaliſchen Brandgräberfeld des 3. Jahrhunderts n. Chr. von Przeworsk (Galizien); links und rechts: Meſſer; Mitte oben: Stangenſchildbuckel; unten: Schere (nach Hadaczek, Teka Konſerwatorska III, Taf. D. u. E.)

Abb. 13. Fibel mit umgeſchlagenem Fuß des 3. u. 4. Jahrhunderts n. Chr. aus Gr. Tinz, Kr. Streblen. 1/2 n. Größe (n. Jahn in Schleſ. Vorzeit, N. F. VIII).

Abb. 15. Fußſchale des 3. Jahrhunderts nach Chr. aus Juppendorf, Kr. Gubrau (Schleſ.). 1/4 nat. Größe (nach Jahn in Schleſ. Vorzeit, N. F. VIII).

Das plötzliche Verſchwinden einer Kultur iſt für den Archäologen im allgemeinen der Beweis einer Abwanderung des zugehörigen Volkes. Für die

Wandalen ſteht dieſe Annahme in Übereinſtimmung mit den geſchichtlichen Quellen, die uns von der im Jahre 400 n. Chr. unter Führung des Königs

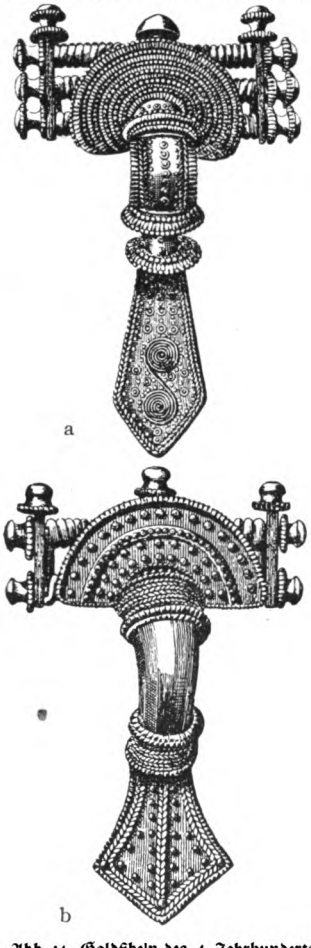


Abb. 14. Goldfibeln des 4. Jahrhunderts nach Chr. aus den Fürſtengräbern von Sacrau, Kreis Oels (Schleſ.). 1/1 nat. Größe. a aus C. Schuchhardt, Vorgeſchichte von Deutſchland. S. 283. Druckſtock vom Verlag A. Oldenbourg zur Verfügung geſtellt. — b nach G. Koſſinna, Die Deutſche Vorgeſchichte, 4. Aufl. 1928, Abb. 303.

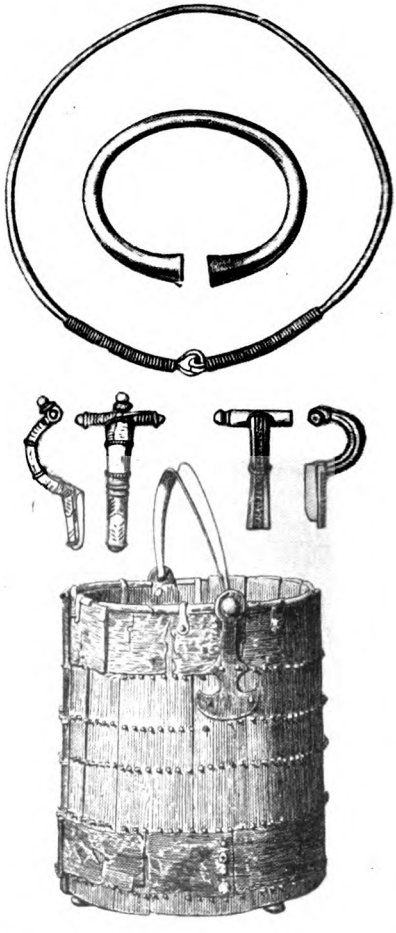


Abb. 15. Beigaben aus dem Fund von Oſztrópataka (Nordungarn) des 4. Jahrhunderts nach Chr. Oben: Hals- und Armring (Gold); Mitte: 2 Fibeln, links Silber, rechts Gold; unten: Holzeimer mit Bronzebeſchlag (nach Hampel, Schatz des Attila).

Godegiſel erfolgten Auswanderung beider Wandalenſtämme aus Ungarn und Schleſien-Polen berichten. Nur geringe Reſte können zurückgeblieben ſein, von denen ſilingiſche Bevölkerungsteile den erſt mehrere hundert Jahre ſpäter einwandernden ſlawiſchen Stämmen den Namen Schleſien (Silingengau) vererbten, während wir die Hasdingen an der Theiß noch im Verkehr mit dem Hauptvolke ſehen, als dieſes ſchon im Begriff ſteht, nach Nordafrika überzuſetzen. Von nun an kündet uns die Geſchichte die Schickſale der Wandalen, deren Stämme, nach ihrer Vereinigung an der Mainmündung durch ganz Gallien

wandernd, 409 in Spanien eindringen. Hier finden die Silingen in den Jahren 416—418 im Bruderkampfe mit den Weſtgoten ihren Untergang, während die

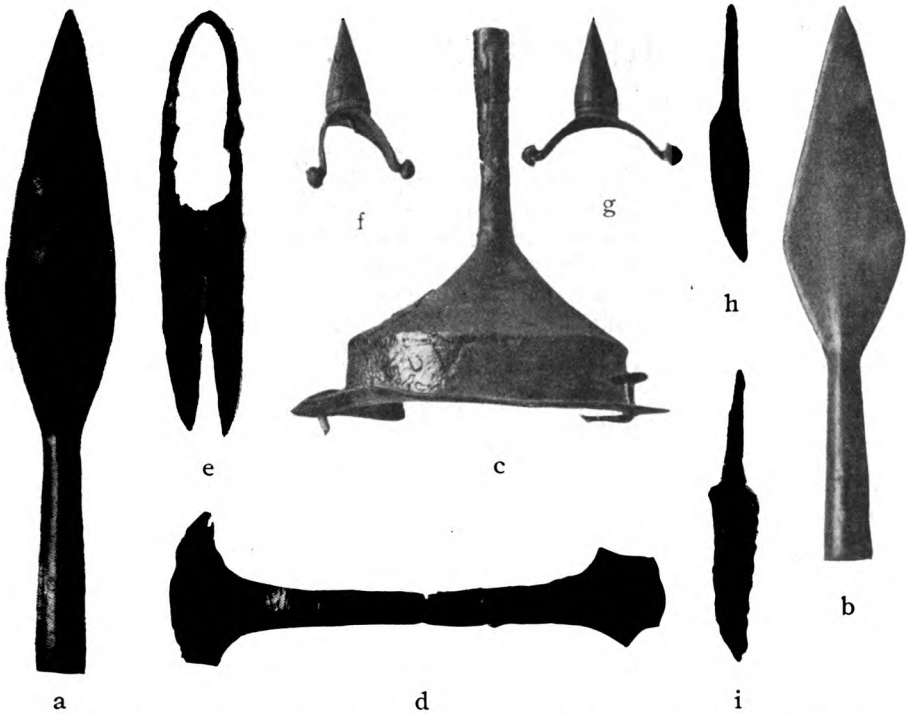


Abb. 17. Eiſenbeigaben aus einem wandaliſchen Reitergrabe des 3. Jahrhunderts nach Chr. aus Chorulla, Kreis Gr. Strehlitz (Oberſchleſien). a, b Lanzenſpitzen, c Schildbuckel, d Schildgriff, e Schere, f, g Sporen, h, i Meſſer; alles aus Eiſen und in 1/8 nat. Größe. Druckſtöcke zu Abb. 6 und 17 von der oberſchleſiſchen Provinzialdenkmalpflege für Bodenaltertümer zur Verfügung geſtellt.

Hasdingen, nun ſchlechthin als Wandalen bezeichnet, ein mächtiges Reich in Nordafrika gründen, das 533 dem Anſturm des oſtrömiſchen Reiches infolge des mangelnden Zuſammenhaltes unter den germaniſchen Reichen der Völkerwanderungszeit und der verweichlichenden Ziviliſation des Südens erliegt. Bis zuletzt finden wir den Stamm in kraftvoller Geſchloſſenheit wieder, ein Jahrhundert lang von den Bewohnern der Mittelmeerküſten als der Schrecken des Meeres gefürchtet. Im ganzen genommen iſt die Geſchichte des wandaliſchen Volkes, wie wir ſie aus geſchichtlichen Überlieferungen und dem archäologiſchen Fundſtoff leſen können, eine der erſchütternden Tragödien, in denen edelſtes germaniſches Volkstum, losgelöſt von dem heimatlichen Boden nach überraſchend großartiger Staatenbildung jäh zugrunde ging.

Wichtigſtes Schrifttum: M. Jahn, Zur Herkunft der ſchleſiſchen Wandalen, Mannus-Bibliothek Nr. 22, 1922, S. 78 ff. M. Jahn, Die Gliederung der wandaliſchen Kultur in Schleſien, Schleſ. Vorzeit in Bild und Schrift, N. F. VIII, 1924, S. 20 ff. L. Schmidt, Geſchichte der Wandalen, Leipzig 1901. K. Tackenberg, Die Wandalen in Niederſchleſien, Vorgeſchichtliche Forſchungen, Bd. I, 2. Berlin 1925.

Bemerkungen zum Aufsatz „Sturmzeichen für das mitteleuropäische Deutschtum" von F. Ebeling.

Von Prof. Dr. Otto Reche, Leipzig.

Der im vorliegenden Heft (S. 25 ff.) erschienene Aufsatz von F. Ebeling kann im Leser fast das Gefühl vollständiger Hoffnungslosigkeit auslösen; er zeigt mit erschreckender Deutlichkeit, wie außerordentlich ernst es vielfach um das Deutschtum bestellt ist, wie ihm stellenweise der unmittelbare Untergang droht, ganz besonders in den Landesteilen, die durch Versailles vom deutschen Mutterlande gewaltsam losgerissen wurden. Am schwersten leidet das Deutschtum dort, wo man mit vollem Bewußtsein und planmäßig, durch keinerlei Menschlichkeitsgefühle gehemmt und mit schonungsloser Grausamkeit einen regelrechten Ausrottungskrieg gegen unsere Volksgenossen führt, vor allem dort, wo man durch sogenannte „Bodenreformen" (man versteht es heutzutage überall ausgezeichnet, für die raffiniertesten Ausplünderungsmethoden die schönsten Namen zu finden) den Deutschen, wo es nur irgend geht, von Haus und Hof zu treiben sucht; man vergegenwärtige sich nur die allem Rechtsgefühl hohnsprechenden Vorgänge in Estland, Lettland, Polen, Tschechei usw.! Als vor dem Kriege der preußische Staat in der Notwehr ein „Enteignungsgesetz" einführte und das erste größere polnische Gut zu Siedelungszwecken auf diese Weise erwarb, da gab es im In- und Ausland, in Zeitungen und Parlamenten eine wilde Empörung des sogenannten „Weltgewissens"; über die Hunderttausende von Deutschen, die seitdem mißhandelt, enteignet und gemordet wurden, hat sich das brave „Weltgewissen" nicht eine Sekunde aufgeregt.

Wir müssen uns also unbedingt darüber klar sein, daß es zahllose Faktoren gibt, die das Deutschtum auf alle nur mögliche Weise zu unterdrücken und zu vernichten streben; und der starke auf unsern Volksgenossen lastende Druck führt automatisch zur Verringerung des Nachwuchses, und — wenn die Dinge ungehindert so weiter laufen — in kurzer Zeit zur Vernichtung wertvoller deutscher Bevölkerungen.

Und trotz alledem liegt für einen hoffnungslosen Pessimismus noch keine Veranlassung vor; die Gefahr ist erkannt und wir kennen auch das Mittel, mit der sie zu bekämpfen und zu besiegen ist: die Erbgesundheitslehre (die auch als Rassenhygiene oder Eugenik bezeichnet wird), also eine bewußte Bevölkerungspolitik. Nicht nur die jetzt besonders gefährdeten Grenz- und Auslandsdeutschen, sondern alle Volksgenossen, die fähig sind, diese Dinge zu begreifen, und vor allem die verantwortlichen Regierungsstellen haben die selbstverständliche nationale Pflicht, gegen das drohende Unheil alle nur irgend tauglichen Maßnahmen zu ergreifen. Es handelt sich vor allem darum, die gefährdeten deutschen Gruppen moralisch und wirtschaftlich zu stärken, damit sie an Widerstandskraft gewinnen. Weiter muß es zur Allgemeinüberzeugung des deutschen Volkes werden, daß ohne eine ausreichende Zahl von Geburten (wobei noch wichtiger als die Zahl die Qualität des Nachwuchses ist!) jedes Volk unrettbar dem Untergange geweiht ist: „Geburtensieg" hat die Parole zu sein! Und endlich müssen so viel Volksgenossen wie nur irgend möglich, müssen selbst die schwerfälligsten

Instanzen zu der Erkenntnis gebracht werden, daß endlich einmal Ein- und Auswanderung nach vernunftgemäßen und eugenischen Gesichtspunkten geregelt werden müssen! Der bisherige einfach unglaubliche Schlendrian geht wirklich nicht weiter! Es ist ein unsühnbares Verbrechen am deutschen Volke und seiner Zukunft, wenn man weiterhin noch untätig zusieht, wie dauernd besonders wertvolle Bevölkerungselemente in großen Massen ins weniger ausgeplünderte und unterdrückte Ausland abwandern, während aus anderen Ländern eine ganze Flut minderwertigster Menschen hereinkommt. Die Vereinigten Staaten vor allem, aber in steigendem Maße auch andere Länder, haben es eingesehen, daß derartige Zustände unhaltbar sind, und ein Staat nach dem anderen schafft Wanderungsgesetze zur vernünftigen Regelung besonders des Zustromes. Soll sich ausgerechnet Deutschland für immer dadurch blamieren und in gar nicht abzusehender Weise schädigen, daß es als letztes Land derartige selbstverständliche Maßnahmen ergreift, daß es erst dann Ein- und Auswanderungsgesetze schafft, wenn uns das gesamte Ausland sein ganzes Verbrechertum auf den Hals geladen hat, wenn wir zu einem Museum minderwertigster Menschheit geworden sind?

Also: allgemein verbreitetes Verständnis für all diese Fragen, bewußtes Hinstreben aller wertvollen Bevölkerungselemente auf den Geburtensieg und eine großzügige, der Vernunft und der biologischen Erkenntnis entsprechende gesetzmäßige und verwaltungstechnische Regelung der Ein- und Auswanderung, sie alle zusammen können in kurzer Zeit die schweren aufgezeigten Gefahren bannen und das Leben und die Zukunft unseres Volkes sicherstellen! Aber dieser Weg ist auch der einzige, der zum Ziele führt!

Wir lassen uns heute gar zu leicht durch allerlei schöne Redensarten einlullen und betäuben, wie durch das leider weit verbreitete Gerede: ein so großes und zahlreiches Volk wie das deutsche könne man nicht vernichten. Und wenn dieser Satz auch noch so oft aus Gedankenlosigkeit, Dummheit oder Böswilligkeit wiederholt wird, bleibt er doch eine höchst gefährliche Selbsttäuschung: ein 100 Millionen-Volk kann ebenso zugrunde gehen, wie ein kleines, wenn es keinen Ausdehnungsdrang und keinen Charakter mehr besitzt! Unwiderlegbare mathematische Überlegungen und Feststellungen, wie sie der Aufsatz von F. Ebeling trifft, beweisen das. Das deutsche Volk ist in der Tat in größter Gefahr, und die jetzt lebende Generation trifft die Verantwortung für Leben oder Tod!

Ein Amerikaner über Eugenik.

Der sittliche Leitgedanke einer erbgesetzlichen Auslegung der Weltgeschichte gilt unserer Zeit und unserem Geschlecht und steht im vollen Einklang mit dem wahren Geist der modernen eugenischen Bewegung im Hinblick auf die Vaterlandsliebe, das heißt die Erhaltung und Entfaltung der besten Erbkräfte in geistiger, sittlicher, verstandesmäßiger und körperlicher Hinsicht für unser Vaterland.

Professor H. F. Osborn (Columbia-Universität) im Vorwort zu Madison Grant, Der Untergang der großen Rasse. (Übertragen von Prof. R. Polland.) J. F. Lehmanns Verlag, München.

Das Bürstenbindergewerbe in Alt-München.

Von Dr. Gustav Wulz, München.

Die Ausübung des Bürstenbindergewerbes läßt sich in München auf mehr als ein halbes Jahrtausend zurück nachweisen. Der erste mit seinem Namen bekannte Bürstenbinder ist Konrad Eckhardt, der im Jahre 1440 in der Althamgasse wohnte. Vom 16. Jahrhundert bis zum Ende des 18. betrug die Zahl der Bürstenmacherwerkstätten stets drei. Nur einmal, während des 30jährigen Krieges, gab es in München nur einen einzigen Bürstenbinder, da die beiden andern Bürstenbinderwerkstätten durch den Tod ihrer Besitzer verödet waren. Im 19. Jahrhundert nahm das Gewerbe einen erfreulichen Aufschwung; heute bildet es einen wichtigen Bestandteil der Münchener Industrie.

Am Anfang jeder Handwerkerlaufbahn steht die Zeit des Lernens. Darum sei bei der Schilderung des Münchner Bürstenbindergewerbes mit dem Lehrling begonnen.

War der Vater selbst Bürstenmacher, so lernte der Sohn meistens bei ihm; übte der Vater aber ein anderes Gewerbe aus, so mußte er einen Bürstenbindermeister ersuchen, daß er sich seines Sohnes annehme und ihn in die Geheimnisse seiner Kunst einweihe. Mit einer gewissen Feierlichkeit erfolgten die Unterhandlungen, in denen sich der Vater zur Bezahlung eines Kost- und Lehrgeldes und der Meister dazu verpflichtete, aus dem ihm anvertrauten Zögling einen tüchtigen Bürstenbinder zu machen und ihn mit Kost und Logis gut zu halten. Diese Vereinbarungen waren von großer Wichtigkeit; denn hinterher gab es nicht allzu selten Streitigkeiten. So kam es vor, daß der Vater des Lehrjungen das Kostgeld nicht mehr bezahlen wollte, weil er der Ansicht war, daß sein Sohn nach zwei Jahren eifrigen Lernens die Bürstenbinderei, deren Erlernung an und für sich keine besondere „Hirnrissigkeit" erfordere, in solchem Maße beherrsche, daß er für seinen Meister eine wertvolle Arbeitskraft darstelle und sich dadurch sein tägliches Brot leicht verdiene. Der Meister aber, gestützt auf den geschlossenen Vertrag, behauptete nicht auf das Kostgeld verzichten zu können, zumal „der Pursch einem außerordentlichen Fraß ergeben" sei.

Über die Lehrzeit selbst ist nicht viel zu sagen. Ob sie sich für den Lehrling, der nun vier lange Jahre ganz und gar der Macht seines Lehrherrn ausgeliefert war, erfreulich gestaltete oder nicht, hing ab vom Naturell des Meisters, der Meisterin und der vorhandenen Gesellen, wie auch von seinem eigenen. Da aber das Bürstenbindergewerbe nicht sonderlich einträglich war, so wird im allgemeinen die Kost eher schmal als reichlich und die Anforderung an die Arbeitsleistung des Lehrjungen eher groß als klein gewesen sein. Der Tag, an dem die Lehrzeit ihr Ende nahm, war jedenfalls für jeden Lehrjungen, ganz gleich, ob er bei seinem Vater oder bei einem fremden Meister lernte, ein Freudentag; denn er brachte die goldene Freiheit.

Im 17. Jahrhundert war es in München Sitte, daß der Lehrling nach Abschluß der Lehrzeit noch 14 Tage bei seinem Meister gegen Entgelt arbeitete, worauf ihm dieser den „Gruß" oder „Abschied" ausfolgte. Auf Antrag des Meisters wurde der Lehrling dann von der Zunft zum Gesellen gesprochen und ihm ein Lehrbrief ausgestellt, für den er, wenn er nicht Meisterssohn war, zu bezahlen hatte. Das Bürstenbinderhandwerk zu Steyer in Oberösterreich verlangte z. B. im Jahre 1659 für die Ausstellung eines Lehrbriefes 4 Dukaten.

Später, in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, als die Zahl der Bürstenmacher in München immer größer wurde, nahmen auch die älteren Gesellen des Handwerks das Recht für sich in Anspruch, den soeben entlassenen Lehrling vor ihr Forum zu zitieren und ihn förmlich als ihresgleichen anzuerkennen. Dieses „Gesellensprechen" erfolgte auf der Herberge der Bürstenbindergesellen, die bis 1843 beim „Kochwirt", dann beim „Spöckmaier" in der Rosengasse, schließlich seit 1846 im „goldenen Kranz" in der Sendlingergasse war. Als im Jahre 1840 der Altgeselle der Bürstenmacher, Wolfgang Stettner, von den Behörden aufgefordert wurde, einen Bericht über diesen Brauch zu geben, schilderte er ihn mit diesen Worten:

„Das sogenannte Gesellensprechen besteht dahier bey Bürstenmachern darin, daß der neuangehende Geselle, sobald er nemlich förmlich ausgelernt und von der Lehre freygesprochen ist, auch von den alten Gesellen als Geselle anerkannt, und ihm darüber ein Gesellenschein ausgefertigt wird. Vor Ausfertigung dieses Scheines hat der angehende Geselle 5 Gulden oder, wenn er arm ist, auch weniger oder selbst gar nichts zu entrichten. Von diesem Gelde wird Bier, Brod, Braten und Salat angeschafft, und wenn der Geselle arm ist, nur Bier getrunken; und hierbey wird mit den alten Gesellen Bruderschaft getrunken.

Durch dieses Gesellensprechen soll eigentlich nur der Anspruch auf Bruderschaft und das wärmere Bruderwort „Du" mit allen Bürstenbindergesellen aller deutschen Länder begründet werden. Es wird hiezu kein Geselle gezwungen; im Gegentheile werden diejenigen, welche sich während der Lehrzeit nicht gut aufgeführt haben, davon ausgeschlossen. Es ist darum der Gesellenschein gleichsam ein Empfehlungsschreiben zur Wanderschaft. Diese Sitte besteht in allen Ländern; ich weiß es von Österreich, Ungarn, Preußen, Dänemark, Deutsch-Frankreich, Schweitz usw."

Nach der Lehrzeit folgte also nun die Wanderzeit, von der ein Handwerker nur aus ganz schwerwiegenden Gründen befreit werden konnte. Sie erstreckte sich über mehrere Jahre und führte den jungen Gesellen in aller Herren Länder, wobei er vielleicht mehr Gelegenheit hatte etwas zu sehen und zu lernen als der Handwerker von heute. Die Münchner wanderten im 17. und 18. Jahrhundert besonders gerne in die österreichischen Erblande. Umgekehrt lieferte Österreich einen besonders hohen Prozentsatz der in München ansässig gewordenen Bürstenbinder. Der Grund hiefür ist wohl darin zu suchen, daß die Bevölkerung Österreichs und Bayerns ihrer Stammesart und vor allem ihrer Konfession nach sich besonders nahe standen. Es kam aber auch vor, daß die Münchner in protestantische Gebiete wanderten, wie andrerseits auch mehrere Nürnberger und ein Sachse nach München kamen und sich da, nachdem sie katholisch geworden waren, als Bürstenbinder niederließen.

Hatte ein Geselle die vorgeschriebene Wanderzeit hinter sich, so trachtete er danach, Meister zu werden und sich selbständig zu machen. Es war aber fast die Regel, daß die wandernden Bürstenbindergesellen nicht in ihre Heimat zurückkehrten, sondern sich draußen in der Fremde einen eigenen Herd gründeten. Von den Münchner Bürstenbindern des 16.—18. Jahrhunderts waren, soweit ihre Herkunft bekannt ist, nur vier aus München, zwei aus dem übrigen damaligen Bayern. Dreizehn waren Ausländer, unter denen die Österreicher mit sieben Mann an der Spitze standen. Dabei waren aber von sämtlichen Münchner Bürstenbindern nachweislich nur zwei *keine* Bürstenmachersöhne. Die Söhne also verzichteten fast regelmäßig darauf, die Werkstatt des Vaters zu übernehmen. Tat-

sächlich ging bis zum Jahre 1800 in München die Gerechtsame, das Recht, das Bürstenbinderhandwerk auszuüben, nur ein einziges Mal an den Sohn des Vorbesitzers über, zweimal allerdings an den Stiefsohn.

Aber auch die Töchter der Bürstenbinder waren nicht diejenigen, die die Gerechtigkeit an den Nachfolger brachten. Daß Münchner Bürstenbindertöchter sich mit Bürstenbindern verheirateten, war zwar ziemlich häufig, aber nur zweimal war damit eine Übergabe des väterlichen Geschäfts an den Schwiegersohn verbunden. Ein Verkauf der Gerechtsame erfolgte in München nie.

Wie also kam der Münchner Bürstenbinder zu einer der drei vorhandenen Gerechtigkeiten? Da ist es nun ganz eigenartig, daß es fast stets die Witwe eines Meisters war, die dem bei ihr oder bei einem der beiden andern Meister arbeitenden Gesellen die Möglichkeit gab, durch Einheirat zur selbständigen Ausübung des Handwerks zu gelangen. Bei solchen Eheschließungen mußten natürlich die Gefühle des Herzens hinter die Erwägungen des Verstandes zurücktreten. Die Witwe hatte das größe Interesse daran, daß das sie und ihre Kinder ernährende Gewerbe weitergeführt wurde; sie sah in erster Linie darauf, daß ihr künftiger Ehegatte ein tüchtiger Arbeiter war und vielleicht auch etwas Vermögen mit in die Ehe brachte, um die Kinder des ersten Mannes einmal mit ihren Erbansprüchen abfinden zu können. Der Geselle seinerseits wollte sich die günstige Gelegenheit, selbständig zu werden, nicht entgehen lassen und nahm um diesen Preis die etwas verblaßte Schönheit der meist nicht mehr ganz jungen Witwe in Kauf. Im Stillen rechnete er vielleicht auch manchmal damit, daß er seine Frau überleben werde und dann bei einer zweiten Ehewahl mehr dem Herzen als der Vernunft folgen könne.

Tatsächlich war es fast die Regel, daß die Frau vor dem Manne starb; sie war ja meist beträchtlich älter und überdies bis in das fünfte Jahrzehnt ihres Lebens hinein dauernd den Gefahren des Kindbetts ausgesetzt. Der Witwer, der für sich eine Frau, für die Kinder eine Mutter, für die Werkstatt eine Meisterin brauchte, mußte danach trachten, die entstandene Lücke so schnell als möglich auszufüllen, und heiratete deshalb oft schon wenige Wochen nach dem Tod seiner ersten Frau zum zweitenmal. Diesmal nahm er sich ein junges Mädchen, vielleicht die Tochter eines Bürstenbinders, die mit dem Geschäftsbetrieb schon einigermaßen vertraut war. Jetzt war also der Meister der wesentlich ältere Ehepartner und jetzt hatte die Meisterin die besseren Aussichten, der überlebende Teil der Ehe zu sein. Wurde sie, nachdem sie eine Reihe von Jahren mit ihrem Mann gehaust hatte, Witwe, so reichte sie wieder einem jungen, nach Selbständigkeit strebenden Gesellen die Hand, und es wiederholte sich damit der Vorgang, der schon anfangs geschildert wurde. In dieser Weise vollzog sich im Münchner Bürstenbindergewerbe fast regelmäßig die Erwerbung der Gerechtsame.

Nun war aber zur selbständigen Ausübung eines Handwerks nicht nur der Besitz einer Gerechtigkeit, sondern auch die Erwerbung des Bürgerrechts und der Meisterschaft nötig. Der Geselle wandte sich deshalb, sobald er begründete Hoffnung auf die Erlangung einer Gerechtsame hatte, an den Rat der Stadt München mit der Bitte, daß man ihn als Bürger aufnehme und ihn zu den Stücken lasse, d. h. daß man ihn die für die Erwerbung der Meisterschaft vorgeschriebenen Probearbeiten anfertigen lasse. Er wies gleichzeitig durch einen von seiner Vaterstadt ausgestellten Geburtsbrief seine eheliche Geburt nach, legte seinen Lehrbrief vor und gab Auskunft über die Größe seines Vermögens. Zur Zeit der Gegen-

reformation in Bayern mußte er außerdem auch noch seinen Beichtzettel vorzeigen, um sich vom Verdacht des heimlichen Ketzertums zu reinigen.

Hatten nicht schon die Stadtväter, die besonders auf das Vermögen sahen, etwas gegen den jungen Handwerker einzuwenden, so wurden nun die Führer der Zunft um ihre Meinung befragt, die meist keine Schwierigkeiten machten, sofern der Geselle eine bereits bestehende Werkstatt übernahm. War also auch von dieser Seite kein Hindernis vorhanden, so konnte der Geselle nun die Meisterstücke machen. Diese Probearbeit war bei den Münchner Bürstenbindern erst seit dem Jahre 1574 gebräuchlich. Bis dahin konnte die Meisterschaft auch ohne sie erworben werden. Die den Bürstenbindern am 10. Okt. 1574 vom Rat der Stadt München erteilten Handwerkssatzungen sahen vor, daß der Geselle als Meisterstück anfertigen sollte: „ein abgesetzte Pirsten, ein Kopfpirsten, ein Kranzpirsten, ein guete Gwantpirsten oder Fastpirsten".

Fielen die Arbeiten, die sowohl den Obern des Handwerks als auch dem Rat der Stadt München vorgezeigt werden mußten, zur Zufriedenheit aus, so stand der Aufnahme als Meister nichts mehr im Wege. Selbstverständlich war das Meisterwerden wiederum mit nicht unbeträchtlichen Kosten verbunden. Der Bürstenbinder Hans Räbl, der 1655 Meister wurde, hat seine Auslagen, die er bei dieser Gelegenheit hatte, genau aufgezeichnet. Es heißt da:

„Als ich von einem edlen und wolweisen Rat fir einen Burger aufgenommen worden, hab ich die Viehrer des Handwerchs zu einem Trunk fiehren und bei dieser ersten Zöch fir Wein und Essen bezahlen müessen 5 fl.

Nachdeme ich dem Handwerch die Maisterstuck vorgewisen, hab ich abermals den Viehrern fir Wein und Essen, als Hiendl und Salat, wie das erste Mal auch beschechen, bezahlen müessen 7 fl.

Dritens, als ich bei einem edlen und wolweißen Rat die Maisterstuck vorgewiesen, hab ich abermals gedachten Vierern fir Wein und Karpfen bezahlen müessen 3 fl.

Summa tuet 15 fl."

Die hohe Prüfungskommission ließ es sich also auf Kosten des neuangehenden Meisters recht gut ergehen. Überdies forderte auch noch die Stadt ihren Obolus für die Bürgeraufnahme, und die Zunftkasse heischte, was bei der Aufnahme ins Handwerk „gebreichig" war. Das waren für einen jungen Handwerker, der wie Räbl nichts besaß als seine „erlernte Handtierung" und dessen zukünftige Frau auch nur 40 Gulden Vermögen hatte, bedeutende Auslagen.

Nach dieser starken Schröpfung blieb dem Neumeister nur der Trost, daß er später einmal ebenfalls auf Kosten anderer Leute Brathühner und Karpfen essen und Wein trinken konnte; denn, daß er auch einmal das öfters wechselnde Amt des Zunftführers erhalten würde, war zu erwarten. Die Bürstenbinder bildeten zwar in München keine eigene Zunft. Dazu war ihre Zahl zu gering. Sie waren vielmehr mit den Kammachern, zeitweise auch mit den Ringlern und Würflern zu einer Zunft vereinigt. Aber auch so war die Zahl der Zunftgenossen noch nicht so groß, daß nicht jeder einmal zum Führeramt gekommen wäre, wenn er nicht gerade völlig ungeeignet dafür war.

Die Vereinigung mehrerer Gewerbe zu einer Zunft hatte natürlich Streitigkeiten zur Folge. So konnten sich die Ringler und die Bürstenbinder nicht über die Frage einig werden, welches von den beiden Gewerben den Vortritt vor dem andern haben sollte. Im Jahr 1683 verlangten die Ringler, daß man ihnen jetzt auf eine Reihe von Jahren die Zunftlade überlasse, nachdem sie die Bürsten-

binder ganze 36 Jahre lang in Händen gehabt und dadurch diese Zeit über den Vorrang besessen hätten. Es wurde damals vom Rat verordnet, daß die Zunftlade jeweils drei Jahre bei den Bürstenbindern und dann drei Jahre bei den Ringlern aufbewahrt werden sollte.

Gab es auch in solchen Prestigefragen bisweilen Streit, so waren die Zunftgenossen doch wieder recht einig, wenn es galt, die Rechte der Zunft dem einzelnen Zunftmitglied oder gar den Nichtzünftigen gegenüber zu wahren. Mit unerbittlicher Strenge wurde jede Verfehlung gegen die bestehende Zunftordnung geahndet. Die Bürstenbinder ließen sich im Jahre 1613 ausdrücklich vom Stadtrat das schon immer geübte Recht bestätigen, daß sie „die Ungehorsamen des Handwerks" um ein halbes Pfund Wachs strafen dürften, von dem ein immer brennendes Wachslicht in einer Kirche unterhalten wurde. Bei schlimmeren Vergehen wurden die Übeltäter auch um Geld gestraft, bisweilen mit Hilfe der Stadtobrigkeit ins Gefängnis gelegt oder gar für unredlich erkannt. Das letzte war wohl das schlimmste; denn ein Meister, der für unredlich galt, war im ganzen Handwerk landauf und landab verfemt, kein Lehrling trat bei ihm ein und kein ehrlicher Geselle arbeitete bei ihm. Als ein Verbrechen, das eine derartige Strafe nach sich ziehen konnte, galt es z. B. schon, wenn ein Meister oder ein Geselle in einem fremden Hause in Gegenwart fremder Personen sein Gewerbe ausübte, wenn er also etwa Störarbeit verrichtete oder halbfertige Arbeit bei seinem Auftraggeber fertigmachte. „Dann das ist eines Handwerks hechster Schaden und Verderben, dann dodurch wird der grösste Gehaim unserer Arbeit andern, die das Handwerk nit gelernt haben, geoffenbart, daß es hernach die, so des nicht fähig sein, gleichfalls dreiben können und die Arbeit und die Kunst des Handwerks verhudlen, daß sich keiner daruff wurd erhalten mugen", so heißt es in einem Schriftstück aus der Zeit um 1600, in dem eine auswärtige Bürstenbinderzunft über diesen schon wiederholt von Münchner Meistern begangenen Verstoß gegen die im ganzen Heiligen Römischen Reich geltende Handwerksordnung Beschwerde führte. Sie erklärte auch, daß sie die Frevler nicht mehr für redliche Meister halten könne, und erinnerte daran, daß man wegen des gleichen Vergehens schon vor 23 Jahren den Münchner Bürstenbinder Hans Eisele um Geld und Wachs, seinen Gesellen Wolf Messerer aber „ins Loch" gestraft habe.

Die große Angst um die Bewahrung der Fabrikationsgeheimnisse, die die Bürstenbinder in solchen Fällen offenbarten, war nicht ganz unberechtigt. Die Bürstenbinderei war verhältnismäßig leicht zu erlernen und erforderte auch nur wenig Werkzeug und nicht allzu kostbares Material. So kam es, daß das Bürstenbindergewerbe ganz besonders stark unter den „Pfuschern" oder „Stimplern", den ungelernten, nichtzünftigen Handwerkern, zu leiden hatte. Abgedankte Soldaten, Taglöhner, manchmal auch heruntergekommene Handwerker aus anderen Gewerben wandten sich der Bürstenmacherei zu und übten das Gewerbe mehr oder minder erfolgreich aus. In der Bekämpfung dieser Leute sah die Zunft eine ihrer vornehmsten Aufgaben. Selbstverständlich wagten sich die Pfuscher nicht in die Städte, wo ihnen von den dort ansässigen Bürstenbindern sofort ihre Waren abgenommen worden wären; aber draußen auf dem Lande, wo es meilenweit keinen Bürstenbinder gab, konnten sie ihre Waren gut absetzen. Zusammenstöße mit den eingezunfteten Bürstenbindern gab es deshalb besonders leicht auf den Jahrmärkten der kleineren Orte Ober- und Niederbayerns, die von den Münchner Bürstenbindern fast regelmäßig besucht wurden, um ihre Waren auch dem Landmann zu vermitteln.

Aber nicht nur den Pfuschern, auch den ebenbürtigen Standesgenossen gegenüber legten die Münchner Bürstenbinder einen unverwüstlichen Brotneid an den Tag. Wenn ein Bürstenbindergeselle in eine durch Todesfall erledigte Gerechtsame einheiratete, hatten sie gegen ihn im allgemeinen nichts einzuwenden, wenn er aber den Versuch machte, neben den drei bestehenden Werkstätten eine vierte neu zu eröffnen oder sich auch nur unterstand, sich in der benachbarten Au niederzulassen, so gerieten die Münchner Bürstenbinder in helle Aufregung. Der Rat der Stadt München und bisweilen sogar der Kurfürst wurden nun bestürmt, den Eindringling fortzuschaffen, da sie, die drei Meister, schon dergestalten übersetzt seien und also schlecht fortkämen, daß sie sich kaum das trockene Brot zu gewinnen wüßten. Willfahre man aber ihrer Bitte nicht, so würden sie samt Weib und Kind schnurgrad in den leidigen Bettel getrieben werden. Nebenbei versäumten sie auch nicht, den die Meisterschaft und das Bürgerrecht heischenden Gesellen möglichst schlecht zu machen. Sie nannten ihn einen „dahergeloffenen Ausländer", wenn er auch nur aus dem reichsstädtischen Augsburg oder aus dem zwei Stunden nördlich von München gelegenen bischöflich freisingischen Ismaning stammte, oder sie verdächtigten ihn des Luthertums, weil er aus einer protestantischen Stadt kam. Ja, sogar ganz belanglose Familienverhältnisse benützte man, um den Eindringling in ein ungünstiges Licht zu setzen. So wurde dem oben erwähnten Hans Räbl vorgeworfen, daß sein Bruder, der Bürstenbinder in Nürnberg war, ein Mädchen von schlechtem Ruf geheiratet habe, weshalb auch kein ehrlicher Geselle bei ihm Einstand halte.

Tatsächlich erreichten die Münchner Bürstenbinder, daß die Zahl der Werkstätten bis zum Ende des 18. Jahrhunderts auf drei beschränkt blieb und auch die Konkurrenz in der Au immer wieder beseitigt wurde. Erst vom Jahre 1772 an hatte die Au dauernd einen eigenen Bürstenbinder, der jedoch bei Strafe der Konfiskation seine Waren nicht nach München verkaufen durfte.

Zu Ende des 18. Jahrhunderts gewann die Münchner Bürstenbinderzunft dadurch an Bedeutung, daß sich die Bürstenbinder von ganz Ober- und Niederbayern nach abgelegter Meisterprüfung bei ihr einzunften lassen mußten. Von der Macht, die den Münchner Meistern dadurch in die Hände gegeben war, machten sie nicht immer einwandfreien Gebrauch. Wenn den Worten des Bürstenbinders Georg Pfeiffer in Vilshofen zu glauben ist, so verweigerten ihm die Münchner Meister nur deswegen die Aufnahme in die Zunft, weil der Bürstenbinder Käufl in Passau, der bisher immer den Jahrmarkt in Vilshofen besucht und dort guten Absatz gehabt hatte, in ihm einen gefährlichen Konkurrenten sah. Käufl aber war der Bruder des Münchner Zunftführers und mit einem weiteren Münchner Bürstenbinder nahe verwandt, wodurch er die Mittel an der Hand hatte, die Aufnahme des Pfeiffer in die Zunft zu hintertreiben. Auf einen Befehl des Kurfürsten, dem Pfeiffer innerhalb von acht Tagen das Meisterrecht zu erteilen und ihn einzuzunften, erklärten die Münchner Bürstenbinder, sie wollten lieber viel Geld verstreiten als diesen Befehl befolgen. Resigniert bemerkte Pfeiffer dazu: „Sie werden auch selbem Befehl niemahl nachkommen, weil sie alle miteinander meistens nahe und so befreund sind, daß sie eine untrennbare Kette ausmachen."

Diese Behauptung, daß fast alle Bürstenbinder einander durch verwandtschaftliche Beziehungen verbunden seien und eine einzige große Familie bildeten, in die ein Fremder nur schwer hereinkommen konnte, entsprach voll und ganz den Tatsachen. Die Macht dieser Clique erstreckte sich aber nicht nur etwa auf das Gebiet der Stadt München oder auf das damalige Kurfürstentum Bayern, sondern

über aller Herren Länder. Nur ein Beispiel möge zeigen, welchen Umfang diese Verwandtschaften hatten. Der Bürstenbinder Franz Rábl, der von 1703—1733 eine Münchner Werkstatt innehatte, war blutsverwandt oder verschwägert mit den Bürstenbindern Hans Rábl, Leonhard Neumair, Hans Paur, Johann Pinder und Leonhard Schickmayr in München, ferner mit den Bürstenbindern Johann Joseph Paur in Burghausen, Wolf Adam Pils in Ingolstadt, Balthasar Schickmayr in Straubing, Hans Rábl in Augsburg, Stephan Rábl in Nürnberg, Melchior Ignaz Schickmayr in Passau, Johann Sebastian Hofmann in Würzburg, Thomas Rábl zu Steyer in Oberösterreich und Thomas Rábl zu Zerbst in Anhalt. Durch diese Verwandtschaftsbeziehungen war er imstande, auf die Bürstenbinderzünfte von zehn, in sieben verschiedenen Territorien gelegenen, Städten einen Einfluß auszuüben, und ihn etwa in der Weise auszunützen wie der Bürstenbinder Käufl in Passau, der sich mit Hilfe der Münchner Zunft eines ihm unbequemen Konkurrenten entledigte.

Die Leidenschaftlichkeit, mit der die Bürstenbinder gegen alle, die ihnen den Erwerb zu schmälern drohten, vorgingen, hatte ihren tieferen Grund in der wenig günstigen wirtschaftlichen Lage der Bürstenmacher. Mit Ausnahme des schon einmal genannten Münchner Hofbürstenbinders Sebastian Käufl waren die Münchner Bürstenbinder durchwegs wenig wohlhabend. Martin Krinner, der um 1600 in München sein Handwerk trieb, war so arm, daß er mit seinen Waren hausieren gehen mußte, weil ein Laden für ihn unerschwinglich war. Aber das Hausieren wurde ihm bald untersagt, weil es der Handwerksordnung widersprach. Als er seine Steuer nicht bezahlte und überdies auch noch seine Kinder auf den Bettel schickte, verschaffte man ihn auf die Schergenstube.

An der Armut der Bürstenbinder wird aber kaum der Mangel an Arbeit und Absatz allein Schuld gehabt haben. Zweifellos hat der bei den Bürstenbindern übliche starke Alkoholgenuß auch sein Teil dazu beigetragen. Das in Bayern gebräuchliche Sprichwort „er saufft wie ein Bürstenbinder" ist ja sicherlich nicht aus der Luft gegriffen. Zum Trinken wurde der Bürstenbinder durch den Staubreichtum seines Gewerbes verleitet, der ein oftmaliges Anfeuchten der ausgetrockneten Kehle nötig machte, und das geschah natürlich am besten und angenehmsten mit Bier. Bisweilen sah sich sogar die hohe Obrigkeit veranlaßt, gegen den übertriebenen Alkoholgenuß der Bürstenbinder einzuschreiten. Ein besonders schwerer Sünder war der Bürstenbinder Bartholomäus Horneck, der 1621 wegen seines „liederlichen verstoffenen Lebens" aus der Stadt verwiesen wurde.

Zum Schluß soll noch einiges über die Erzeugnisse des Bürstenbindergewerbes gesagt werden. Die Bürstenbinder waren berechtigt, alle Arten von Bürsten und von den Pinseln die Borstenpinsel herzustellen. Ein völlig neuer Artikel war die Zahnbürste, die gegen Ende des 18. Jahrhunderts in Gebrauch kam. Der Mann, der sie in München einführte, war Peter Ruppensperger. Er wandte sich am 21. Februar 1793 an den Stadtrat mit der Bitte, ihm das kleine Bürgerrecht „auf die Zannbürstlmachung von Bein mit eingezochenen Bock- und feinen Roßhaaren" zu gewähren. In seinem kulturgeschichtlich bemerkenswerten Gesuch schreibt er: „Es befindet sich im ganzen Lande Bayerns, ja sogar in dem entferneten Auslande kein Bürstenbinder, geschweigens wer anderer, der die Zannbürstln auch nur von der gröbern Gattung zu machen oder zu fabrizieren im Stande ist. Durch meinen außerordentlichen Fleiß, Mühe und Arbeith brachte ich es so weit, daß ich die ächte Kunst, die Zannbürstl, wovon ich zur hochgnädigen Einsicht 7 Stück anlege, gleich den Englischen zu verfertigen erlehrnete, andurch

aber bey denen auswärtigen Kaufleuthen in ein solches Credit geriethe, daß mir beträchtliche Geldvorschüß und zwar dergestalten gemacht wurden, daß ich und die meinige nicht genug Zannbürstl nur für die Bestellungen ins Ausland machen konten." Ruppensperger hatte also reißenden Absatz, ja, er glaubte imstande zu sein, dreißig und mehr Personen bei seiner Zahnbürstenfabrikation beschäftigen zu können.

Mit diesem Vorhaben kennzeichnet sich Ruppensperger als ein Mann der Zukunft, in der das mit vielen Hilfskräften arbeitende Unternehmertum den Einzelhandwerker immer mehr verdrängte. Die neue Zeit beseitigte den Zwang, die veralteten Vorurteile und die überlebten Rechte des Zunftwesens und führte dadurch einen neuen Aufschwung im Gewerbe herbei; es fiel ihr aber auch das, was schön am alten Handwerkswesen gewesen war, fast restlos zum Opfer.

Ergebnis des Preisausschreibens für nordische Ahnentafeln mit Bildern,

veranstaltet vom „Nordischen Ring", vom „Werkbund für deutsche Volkstums- und Rassenforschung" und vom „Jungnordischen Bund".

An dem Wettbewerb für die beste bebilderte nordische Ahnentafel haben sich 77 Einsender beteiligt, also eine erfreulich große Zahl. Die Wertung war schwierig, weil durchschnittlich je 15 Bilder mit Merkmalsangaben, d. h. über 1000 Bilder mit mehreren tausend Angaben geprüft werden mußten.

Die meisten Einsender haben mit großem Verständnis und offenbarer Liebe zur Sache gearbeitet. Demgemäß ist das Ergebnis sehr gut; die Einsender selbst und die Preisrichter haben ersehen, daß für die Erforschung des im einzelnen vorhandenen rassischen Erbgutes und auch für den Erbgang anderer Anlagen und Eigenschaften auf dem hier eingeschlagenen Wege wertvolle Aufschlüsse erzielt werden können. Ausführlicher wird über die Ergebnisse und deren Bedeutung Herr Prof. Dr. Reche berichten.

Nachdem ein Preisrichter ausgeschieden war, haben sich die unterzeichneten Preisrichter auf folgende Preisverteilung geeinigt:

1. Preis: Geheimrat v. Schulz-Hausmann,
2. „ : Fräulein Hanna Feller,
3. „ : Freifrau E. Schilling von Canstatt (für Ahnentafel der Grafen v. Hardenberg),
4. „ : Frau A. v. Alvensleben,
5. „ : Freiherr W. Schilling von Canstatt,
6. „ : Fräulein Irmingard v. Staudt,
7. „ : Geheimrat v. Mammen,
8. „ : Generalarzt Dr. Hagen,
9. „ : Fräulein Jutta v. Arnim,

10. Preis: Dr. Alexander v. Pezold (für 13 Ahnentafeln),
11. „ : Gutsbesitzer Cuno Vibrans,
12. „ : Frau H. Bächer-Kohlhaas.

gez. Dr. K. Holler. gez. Prof. Dr. O. Reche.
gez. J. F. Lehmann. gez. Ministerialrat H. Konopath.

Jungnordischer Bund: Nordischer Ring:
gez. F. Giesel. gez. H. und M. A. Konopath.

Werkbund für deutsche Volkstums- und Rassenforschung:
gez. J. F. Lehmann.

Die Zeitschrift des „Werkbunds für deutsche Volkstums- und Rassenforschung" „Volk und Rasse" bringt in ihrer Aprilnummer als Musterbeispiel die gesamte Ahnentafel des ersten Preisträgers nebst einem erklärenden Aufsatz von Professor Dr. Reche.

Kleine Beiträge.

Zur Förderung der Rassenhygiene.

In der „Ose-Rundschau" (Zeitschrift der Gesellschaft für Gesundheitsschutz der Juden „Ose" e. V.) veröffentlicht Herr Dr. med. Rafael Becker (Otwozk bei Warschau) einen Artikel: „Die Bedeutung der Rassenhygiene für die jüdische Familie", welcher in ganz ausgezeichnet klarer und knapper Sprache dem jüdischen Leser die Bedeutung der Eugenik für das jüdische Volk klar macht; allerdings klingt der Artikel dann in einem starken Pessimismus aus. Diesem Pessimismus tritt nun aber Herr Dr. A. Czellitzer (Redakteur der Zeitschrift: Jüdische Familienforschung) in einem Nachwort entgegen, wobei er unter anderem folgendes sagt:

„... Doch möchten wir nicht verfehlen, gegenüber der Resignation der Schlußworte, die sich auf Propaganda und Aufklärung beschränken will, hinzuweisen auf eine außerordentlich wichtige praktische Möglichkeit zu negativer Eugenik: unsere Wohltätigkeit! Bisher hat man gegenüber dem Kranken, dem Unglücklichen nur das ‚jüdische Herz' sprechen lassen; wir wollen es nicht zum Schweigen verurteilen, aber der jüdische Kopf soll auch mitsprechen. Und der sagt uns, daß eine Wohltätigkeit, die dem Taubstummen, dem Blinden, dem Epileptiker zur Ehe verhilft, eine Guttat an der Gegenwart, aber ein Verbrechen an der Zukunft bedeutet. Wir predigen nicht etwa kaltherzige Erbarmungslosigkeit, aber die Parole muß lauten: jedem unglücklichen Glaubensgenossen Hilfe als Individuum, aber in gewissen Fällen, wie die eben skizzierten, unter der Bedingung der Nichtheirat ..."

Zwei Sätze von Herrn Dr. Czellitzer sind wert festgehalten zu werden, haben sie doch auch uns etwas zu sagen:

1. Wer einem im biologischen Sinne minderwertigen Menschen zu einer Ehe verhilft, begeht eine Guttat an der Gegenwart, aber ein Verbrechen an der Zukunft.

2. Es ist Pflicht, jedem Glaubensgenossen — (als Deutsche müßten wir sagen: jedem Deutschen) — Hilfe als Einzelwesen zuteil werden zu lassen, aber im Falle eines im biologischen Sinne minderwertigen Menschen nur unter der Bedingung, daß er nicht heiratet.

Wir können Herrn Dr. Czellitzer für diese klaren Hinweise, wie man von privater Seite aus den eugenischen Bestrebungen entgegenkommen kann, nur dankbar sein.

R. Walther Darré.

Staat und Rasse.

In den Veröffentlichungen der Schleswig-Holsteinischen Universitätsgesellschaft (Nr. 19; bei Ferd. Hirt, Breslau, 1928, 53 S.) erschienen kürzlich unter obigem Titel drei beachtenswerte Vorträge von Kurt Hildebrandt, die das Wesen von Nation, Rasse und Staat und deren Beziehungen zueinander im philosophischen und rassenbiologischen Sinne beleuchten:

I. Nation und Rasse.

II. Rassenhygiene und geistige Erziehung.

III. Die Wirkung der Idee im Aufbau des Staats.

Wie der Verf. in einer einleitenden Bemerkung hervorhebt, sind die Vorträge nicht im Zusammenhange gehalten worden. Jeder ist für sich abgeschlossen. Aus dem teilweise gemeinsamen Betrachtungsgebiete ergeben sich daher manche Wiederholungen, zumal in den zwei ersten Vorträgen. Im ersten Vortrag nimmt Verf. nach allgemeinen Betrachtungen über Rassenauswirkung im Werdegang von Völkern und Staaten, Rassenverfall und Rassenzucht Stellung zu der Frage der Rassenzucht innerhalb des deutschen Volkes und im besonderen zur Frage der Rassenmischung und der Aufnordung. Rassenmischung mit Rassen, die den dem deutschen Volke angehörenden Rassen ferne stehen (also vorwiegend mit europafremden Hauptrassen), ist abzulehnen. Innerhalb der Rassengemeinschaft des deutschen Volkes warnt H. vor einseitiger Überschätzung der nordischen Rasse, deren maßgebenden Einfluß auf die Ausgestaltung der deutschen Kultur wie des deutschen Volkes er aber hervorhebt. „Die Heiratsgemeinschaft mit den europäischen Nationen ist um so mehr erlaubt, je mehr sie nordisches Blut enthalten oder der deutschen Nation in der Rassen-Zusammensetzung ähnlich sind. Ausgeschlossen ist die Heiratsgemeinschaft mit den Franzosen von heute." Bestimmend für diese Stellungnahme den Franzosen gegenüber ist für H. die Tatsache, daß die Franzosen die Neger in ihre Nation aufgenommen haben. Abschluß gegen fremden Rasseneinschlag und rassenhygienische Zuchtwahl sollen zur Aufzucht „einer neuen reinen Mischrasse, der deutschen Rasse" führen. Die Auslese soll erfolgen im Sinne einer Norm, die im zweiten Vortrage näher gekennzeichnet ist, und Hand in Hand gehen mit körperlicher und geistiger Erziehung in der Richtung auf diese Norm. Der Gedanke erstrebt also durch Zuchtwahl eine gerichtete Beeinflussung des Erbbildes, durch Erziehung eine solche des Erscheinungsbildes des deutschen Volkes. „Die weitere Rassenverschlechterung könnte vielleicht durch den Staat oder durch eine neue Kirche gehemmt werden und die Bestimmung der Lebensformen wieder den edleren Menschen in die Hand gegeben werden." Mag man der Vorstellung Hildebrandts von der Schaffung einer „neuen, reinen Mischrasse" durch Zuchtwahl innerhalb der Heiratsgemeinschaft, wie H. sie umschreibt, beipflichten oder nicht, mag man das Produkt einer solchen Zuchtwahl „deutsche Rasse" oder unmißverständlicher deutsches Volk oder deutsche Nation nennen, das Züchtungsprinzip Hildebrandts führt zweifellos zum biologischen Aufstieg.

Wesentlich gekennzeichnet ist dieses durch Hildebrandts Normbegriff, der im zweiten Vortrage näher behandelt ist (vgl. auch vom gleichen Verf. „Norm und Entartung des Menschen", „Norm und Verfall des Staates"). „Die Norm ist nicht ein Durchschnittswert, sondern das Optimum, und wir gewinnen die Anschauung von diesem Optimum nicht durch Rechnung, sondern sie entsteht in uns auf einem rational niemals vollkommen erkennbaren Wege." Hildebrandts Norm ist — was aus dem Vorigen schon hervorgeht — auch nicht gleich mit Angepaßtheit. „Angepaßtheit ist ein extrem passiver Begriff... Wir aber verlangen ja eine aktive Norm, die sich nicht Zwecken anpaßt, sondern umgekehrt selbst den höchsten Zweck setzt und in sich darstellt, dem sich nun das Niedrige anpassen soll." „Im einzelnen ist Anpassung notwendig, aber der Sinn des Ganzen muß doch sein, nicht sich der Umwelt, sondern die Umwelt sich anzupassen" ... „Gerade gegen diese Lehre der Passivität, des Gehenlassens, ist doch die Rassenhygiene aufgetreten, weil es sich für die Zivilisation ergab, daß die Anpassung im Gegenteil zur Verschlechterung der Rasse führt." „Daß die Norm nicht einer möglichst großen Menschenzahl eine körperliche und seelische Gestalt aufprägen soll, sondern daß sie wirken muß wie ein dynamisches Gesetz, das die Menschen formt, aber nicht gleichmacht, ist wohl zu sagen kaum notwendig." In Platos Staat ist das Ideal der Erziehung im Sinne einer vorbildlichen Norm gegeben. Auch für die rassenhygienische Aufzucht des deutschen Volkes ist „eine neue Bildung und Verpflichtung, ein vom Geistigen ausgehendes neues Staatsgefühl" notwendige Voraussetzung. Das Problem der Aufzucht ist also seinem innersten Wesen nach ein Weltanschauungsproblem.

Der dritte Vortrag handelt über Wesen und Wirksamkeit der Idee im Werden des Staates. „Die Geschichte der Ideen ist die wahre Geschichte der Menschheit in Krieg und Staatsgründung." „Der Gründer ist der freie Willen des Staats und die Menschen formt er nach seinem Bilde um." Nach ihrem inneren Verhältnis zum Staate unterscheidet H. drei Formen von Gliedern des Staates, die er analogen Zellarten des Organismus vergleicht: 1. Individualisten, deren Gemeinschaftstrieb erloschen ist, die wie sterbende Zellen vom Organismus abfallen. 2. Staatsbürger, deren Lebenssinn in der Erfüllung des bestehenden Staates die eigene Erfüllung findet. Sie sind die lebendigen Organe des Staates. 3. Die über den Staat hinaus schöpferischen Menschen, die, Keimzellen vergleichbar, nach dem neuen Staate, dem neuen Organismus, streben.

Das Kräfteverhältnis dieser drei Gruppen ist bestimmend für das Schicksal von Staaten, Völkern und Kulturgemeinschaften. Spenglers Lehre vom unbedingten Untergang der abendländischen Kultur, die Fritz Lenz (im Arch. f. Rassen- und Gesellschaftsbiologie) vom biologischen Standpunkt aus in überzeugender Weise widerlegt hat, steht nach Hildebrandts obiger Kennzeichnung der den Staat wirkenden Kräfte die Möglichkeit der Erschaffung einer neuen Kultur gegenüber. Damit ist wieder die Beziehung zum Züchtungsprinzip des Verfassers im Sinne einer dem Rassencharakter des deutschen Volkes gemäßen Norm gegeben.

Michael Hesch.

W. Peßlers plattdeutscher Wort-Atlas von Nordwestdeutschland.

Als ein Vorläufer zu dem von dem Verbande deutscher Vereine für Volkskunde jetzt in Angriff genommenen Volkstums-Atlas, zugleich aber auch als eine für die Forschungsmethode sehr wichtige Grundlage ist das neue Werk Peßlers zu werten: Der Verfasser geht ja allen Äußerungen des Volkstums seit mehr als zwanzig Jahren eifrig nach und hat als einer der ersten die Wichtigkeit einer vergleichenden geographischen Methode für die Erforschung stammesartlicher und kulturgeschichtlicher Zusammenhänge erkannt. Im 2. Jahrgange von „Volk und Rasse" hat er S. 96—103 seine Arbeit an der Hand von vier Karten dargelegt und begründet. Wenn er jetzt einen Wort-Atlas von Nordwestdeutschland *), dem Lande seiner Geburt und seines Strebens, vorlegt, dann wird man ohne weiteres überzeugt sein können, daß die Ergebnisse nicht nur wichtige Beiträge für die wissenschaftliche Erforschung des niederdeutschen Stammes sind, sondern daß sie auch die Bestrebungen fördern, denen die Zeitschrift „Volk und Rasse" dienen will.

Auf 19 Karten hat Peßler die Ergebnisse seiner Forschungen ausgebreitet, indem er sich der von ihm mit Vorliebe betriebenen Hausforschung anschließt und die gerade auf diesem Gebiete in überraschender Fülle vorhandenen Ausdrücke festhält und sie mit dem sachlichen Bestande in Beziehung setzt. So ersteht im Kartenbilde die Verbreitung der Bezeichnungen von Fach, Brunnen, Dielenständer, Traufe, Windrispe, Einfahrtstor, Seitenschiff, Wurstspeile, Stube, Wohnteil, Wandbett, Torständer, Walm, Bodenbelag, fester Schwelle, herausnehmbarer Schwelle, denen noch zwei Karten über die verschiedenen Bedeutungen des Wortes Süll (Schwelle) und Lede (Schwelle) angefügt sind. Wenn schon allein das Bauernhaus eine solche Vielheit von Bezeichnungen hat, dann verheißt dies für die jetzt mit Kraft einsetzende Erforschung andrer Volkstumsmerkmale des deutschen Sprachgebietes Ergebnisse, die für das Volk, seine Kulturzusammenhänge und Ausbreitungsbewegungen von der größten Bedeutung sein müssen, ja, die in Verbindung mit der europäischen Volkstumsforschung geradezu neue Erkenntnisse geben werden.

Um der Bedeutung des Peßlerschen Atlas gerecht zu werden, müßte jede Karte in ihrem Ergebnisse verfolgt, erläutert und mit der Wanderbewegung der deutschen Stämme in Beziehung gesetzt werden. Das würde einen Band füllen und könnte erfolgreich erst in Angriff genommen werden, wenn die Mundartforschung für das ganze deutsche Sprachgebiet vorliegt und der große Volkstums-Atlas erschienen ist, den mit Hilfe der Notgemeinschaft die deutschen Vereine für Volkskunde nunmehr in Arbeit genommen haben, d. h. in 10 bis 20 Jahren. Doch bereits jetzt werden durch Peßler Fragen gestellt, die zwar noch nicht zu beantworten sind, die aber den Weg über dunkle Hindernisse leiten und

*) Dr. Wilhelm Peßler, Plattdeutscher Wort-Atlas von Nordwestdeutschland nach eigenen Forschungen und mit eigenen Aufnahmen. Hannover 1928. Verlag des Vaterländischen Museums.

einzelne Linien einer Entwicklung zeigen, deren einzelne Stufen bisher noch völlig unbekannt waren. Nur an wenigen Beispielen kann dargelegt werden, in welcher Weise sich durch das Kartenbild unsere Erkenntnis klärt und zugleich auch rückwirkend zu einer Prüfung unserer bisherigen wissenschaftlichen Ergebnisse zwingt.

Auf Karte 2 wird die Verbreitung von Fach und seiner Wortsippe dargestellt, die von der Ruhr über ganz Niederdeutschland bis nach Vorpommern reichen, an der Weser von Span, Balkenwide, Inteilung ersetzt werden, im nördlichen Rheinlande und zwischen Rostock und Anklam unter der seltsamen Bezeichnung Gebund und Gebind bekannt sind. Der Sprachforscher wird darin einen Nachhall aus der von R. Meringer vor 30 Jahren (Etymologien zum geflochtenen Haus, Abhandl. zur germ. Philologie 1898) erkannten Vorstufe unsres volkstümlichen Hauses sehen, der Volksforscher aber Beziehungen zur Kolonisation Ostdeutschlands zu berücksichtigen haben. Das in diesem Gebiete in einzelnen Exemplaren noch vorhandene altsächsische Haus kann nur die großen, allgemeinen Linien aufzeigen; die Bezeichnung des Faches gibt einen deutlichen Fingerzeig für die ursprüngliche Heimat der Kolonisten, der indessen bei den meist unsicheren und schwankenden Volkstumsgrenzen erst beweisend wird, wenn die Mundartforschung (die in Vorbereitung ist) noch festere Linien zu ziehen erlaubt. Die Untersuchungen von Frings und Müller über die Kulturwellen im Rheinlande haben gezeigt, daß auch innerhalb eines geschlossenen Volkstums dauernd Bewegungen nachzuspüren sind, die von wirtschaftlichen, politischen und verkehrstechnischen Faktoren ausgehen. In seiner Fach- bzw. Gebundkarte hat Peßler feste Punkte gefunden, von denen die weitere Forschung auszugehen hat.

Die Karten Peßlers bestätigen vielfach die an und für sich nicht überraschende Tatsache, daß auf diesem Wege die Heimat der ostdeutschen Kolonisten näher zu bestimmen sein wird, aber sie lassen andrerseits auch die Tatsache klar hervortreten, daß selbst innerhalb eines geschlossenen Volkstumsgebietes Verschiedenheiten auftreten können, die eine ganz neue Fragestellung erzwingen. In dem zusammenhängenden Gebiete Nordhannovers und Holsteins kennt man die inneren Träger des Hausgerüstes unter dem Namen Dielenständer (Höftstenner, Höfstenner, Heufstönner, Heuchtstenner, Höchstenner); daneben aber kommen in kleinen Enklaven die völlig isolierten Wolstinner, Bustenner u. a. vor. Sind sie Reste einer einst allgemeinen Verbreitung — dem widerspricht das Wolstinner-Gebiet bei Brüttendorf —, oder ist die Allgemeinbezeichnung durch handwerkliche Einflüsse (Bremen, Hamburg und Kiel liegen hier) bewirkt? Vielleicht hat der etwas abweichende Haustypus mitgewirkt; aber Haustypus und Wortform decken sich nicht. Erst eine Mundartenkarte kann diese und andre Fragen beantworten. Auf derselben Karte zeigt sich im nördlichen Rheinlande ein begrenztes Gebiet mit Stil und Gebundstil. Das gleiche Wort findet sich in Neuvorpommern, wo es sich in der Herrschaft mit Riwend und Steifen teilt. Schon diese Vermengung läßt, wenn man sie mit der Kolonialbewegung in Verbindung bringt, erkennen, daß die Einwanderung in ein so kleines Gebiet in verschiedenen Volkswellen erfolgt sein muß. Etwas ähnliches offenbart die Karte 5 mit den Namen der Dachtraufe, auf der einem nordwestlich-westfälischen Gebiet mit Leke (Leck, Lek vom Dack, Dackleck) ein zweites ostmecklenburgisch-vorpommerisches und eine kleine Enklave zwischen Rostock und Teterow zur Seite stehen, die sich — aber nur teilweise — mit dem Gebundgebiet decken. In dem letzteren Lecke-Gebiet erscheint zugleich für Windrispe (Wintstrew, Windstrebe) ein Wort, das isoliert auch bei dem westfälischen Geseke zu Hause ist. Bei der Bezeichnung für die Eingangstür des Altsachsenhauses (Schindör, Schünendor, Schuinendür, Scheunender), die sich auf einem kleinen Raum westlich des Jahdebusens zeigt, überrascht das gleiche Wort in dem nordwestlichen Mecklenburg, dem Gebiete der Hagendörfer, und in einem andren, das von der Müritz bis an die untere Oder reicht, während die westfälische Niendüre (Nandöre, Nundör) und die hannoversch-holsteinische Grotedor (Grotedür, Chrautedör, Grotdör, Grotür, Grotder, Grodör, Gredore) sich, die beiden mecklenburgischen Scheunentorgebiete trennend, bis Rügen verbreitet hat.

Fast ein jedes Kartenbild bringt Überraschungen, die alle Folgerungen aus einem scharf bestimmten Merkmal wieder über den Haufen werfen. Als Ergebnis schält sich dabei die Erkenntnis heraus, daß sich das ostelbische Norddeutschland im wesentlichen als eine Erweiterung des nordwestlichen Niederdeutschland darstellt, daß es aber — besonders im östlichen Mecklenburg und Neuvorpommern — von Einzelgebieten durchsetzt ist, die sich in Altdeutschland in zahlreichen Wortschollen erhalten haben. Die Versuchung, aus dieser Tatsache Folgerungen auf die einzelnen Einwandererwellen zu ziehen, liegt nahe, wird jedoch durch das Auseinandergehen der Einzelgebiete in Frage gestellt. Es scheint, als ob innerhalb des Herrschaftsbereiches einer von den Kolonisten aus ihrer Heimat mitgebrachten

Bezeichnung Verschiebungen durch den Einfluß benachbarter Wortherrschaften eingetreten sind, die erst eine in das Einzelnste gehende Volkstumserforschung in das rechte Licht rücken dürfte, wie sie sprachlich von E. Mackel in seiner „Mundart der Prignitz" (Jahrbuch des Vereins f. niederdeutsche Sprachforschung XXXI, 1905) schon vor mehr als zwanzig Jahren eingeleitet worden ist. Durch eine solche vereinte Arbeit dürften sich auch im Koloniallande ähnliche Kulturwellen nachweisen lassen, die Frings und Müller für das Rheinland festgestellt haben.

Eine andere sehr beachtenswerte Tatsache enthüllen die Forschungen Peßlers darin, daß von einem bemerkbaren Einfluß der slawischen Bevölkerung innerhalb des von ihm in seinem Kartenwerk behandelten Gebietes nicht die Rede sein kann, obwohl nach den Ergebnissen der neueren Forschung, die ein langsames Einwachsen der Slawen in das deutsche Volkstum annimmt, die Erhaltung sprachlicher Denkmäler bei dem Bauernhause nicht ausgeschlossen ist. Das einzige, oft behandelte Sprachdenkmal, die Dörns, der Peßler im Anschluß an die bisherige Literatur slawischen Ursprung zusprechen will, scheint doch nicht ganz zweifelsfrei zu sein. Viele Forscher haben übersehen, daß es eigentlich zwei Dörns-Gebiete gibt, ein süddeutsches und ein norddeutsches, die durch eine Entfernung von wenigstens 25 Meilen voneinander getrennt sind, und die wohl kaum etwas miteinander zu tun haben. Der norddeutschen Bezeichnung Dörns scheint das Zeitwort darren, dörren zugrunde zu liegen und über Darrenstede, Dornste, Dörnste, Dörnse, Dornse, Donse, Dönse sich sprachlich und sachlich mit dem altsächsischen Hause verbreitet zu haben. Das süddeutsche Wort, das schon 1346 in Amberg in der Form Türnitz vorkommt und als Bezeichnung für ein heizbares Gemach nur in Burgen, Schlössern, Rathäusern und anderen öffentlichen städtischen Gebäuden nachweisbar ist, läßt sich dagegen vielleicht auf turris = Turm zurückführen. Noch steht die Entscheidung aus; doch bringt sie Peßler durch das inhaltsreiche Material, das er in seinem Wort-Atlas aufgehäuft hat, der Erkenntnis näher.

Nur wenig Stichproben von den vielen Fragen, die sich bei dem Studium des Kartenwerkes aufdrängen, konnten hier ausgewählt werden, um das reiche Quellenmaterial anzudeuten, das in dem Atlas für die Forschung ausgebreitet ist. Für die Siedlungsbewegung, die — wenigstens für die ostelbischen Gebiete — nicht nur im 12. und 13. Jahrhundert vor sich ging, sondern die hier noch Jahrhunderte im Flusse war, sind Linien aufgezeigt, die weit über die Grenzen des niederdeutschen Volkstums hinweggehen, und die in ihrer instruktiven Plastik für die Erforschung des gesamten deutschen Volkstums maßgebend sein können. Es wird nun, nachdem Peßler die Wichtigkeit der geographischen Methode in einem größeren Werke gezeigt hat, die Aufgabe der Einzelforschung sein, die Ergebnisse zu sichern und weiter auszubauen. Prof. Robert Mielke.

Besprechungen.

L. F. Clauß: Von Seele und Antlitz der Völker und Rassen. Einführung in die vergleichende Ausdrucksforschung. 100 Seiten, 36 Bildtafeln mit 231 Abb. J. F. Lehmanns Verlag, München 1929. Preis geheftet Mk. 10.—, geb. Mk. 13.—.

Es ist nur schwer möglich, von der Neuartigkeit und Eigenartigkeit dieses neuesten Buches des Begründers der rassenpsychologischen Forschung mit wenigen Sätzen ein auch nur annähernd erschöpfendes Bild zu zeichnen. Die 250 zu „mimischen Reihen" zusammengestellten Aufnahmen von Volks- und Rassetypen sind vom Verfasser nach eingehendem Studium der Abgebildeten aufgenommen, aus einem großen Schatze mit vortrefflichem Geschick ausgewählt, und lassen durch ihre enge innerliche Verbundenheit mit dem ebenso straffen wie lebendigen und durch seine Klarheit allgemein verständlichen Text den seelischen Erlebens- und den leiblichen Ausdrucksstil der einzelnen Gestalten vor dem nacherlebenden Leser einleuchtend schaubar werden. An diese Aufweisung der Rassetypen als Verwirklichungen von Gestalt-Ideen, deren jede artliche seelische Gestalt sich — d. h. ihre nach arteigner Weise erlebten Erlebnisse — nur an einem entsprechenden Leibe arteigenen Baustils artrecht auszudrücken vermag, schließt sich eine tiefgreifende stilkritische Durchleuchtung der Gestalten und rundet sich zum Aufbau einer seelischen Gestaltenlehre vom lebendigen Menschen. Die „mimische Methode" der Forschung wird in den „mimischen Reihen" zum ersten Male auch an den bereits in früheren Arbeiten des Verfassers nach dieser Methode erforschten europäischen Rassen vorgeführt. Insbeson-

dere aber ist es ihm gelungen, in jahrelanger Arbeit auch die morgenländischen Menschentypen — Wüstenländer, Vorderasiaten und Juden — nicht nur im Morgenlande als an der Quelle ihres Wesens, sondern durch diese Methode auch an dessen Wurzel zu erfassen und in ihren typischen Erlebensweisen darzustellen.

Die hier — dem behandelten Gegenstande entsprechend — nur auf Rassetypen angewandte und an diesen aufgewiesene Gestaltenschau als besondere Form philosophischen Denkens und die Aufweisung sowohl der stilgesetzlichen Bedingtheit seelischen Erlebens, wie der Bedingtheit jederlei Ausdrucks durch den Erlebensstil sind dazu angetan, nicht nur den Schwesterwissenschaften dieser jungen Forschung fruchtbare Anregungen zu geben, sondern auch anderen Wissenschaften neue Wege gedanklicher Arbeit zu weisen, besonders auch der Staatswissenschaft. Aus den Andeutungen über Volks- und Stammesprägungen in den letzten Abschnitten des Werkes, Vordeutungen auf künftige Arbeiten des Verfassers, blitzt für den aufmerksamen Leser mancher ebenso vielsagende wie bedeutsame Hinweis auf bezüglich der verwickelten — weit verwickelter, als wir gemeinhin anzunehmen uns gewöhnt haben — Beziehungen zwischen Volk und Rasse. Augur.

Hans Hahne: Totenehre im alten Norden. 144 S., 77 Abb. Eugen Diederichs Verlag, Jena 1928. Preis geh. Mk. 6.—, in Leinen Mk. 8.50.

„Ohne Blutsgebundenheit ist besonders schauende Forschungsarbeit, zumal auf dem Gebiete der Menschheitsgeschichte, kaum denkbar oder bringt nur Statistik, vielleicht auch sichtende Kritik, nicht aber Erkenntnis." Das Buch, das unter diesem Zeichen steht, schildert „Vorgeschichte als Volksheitsgeschichte", indem es aus uralten Grabsitten die nordische Auffassung von Tod und Jenseits und ihre Entwicklung über eine gewaltige Zeitspanne darzustellen versucht. H. betont seinen nordisch-deutschen Standpunkt; gleichzeitig hebt er nachdrücklich hervor, daß diese Einstellung natürlich nur dem Gleichgearteten verständlich sein kann, und daß Eigenart nicht mit Einzigart verwechselt werden darf. Wer wie der Verfasser zu empfinden vermag, wird den einheitlichen Zug des Ganzen und die dichterische Gestaltungskraft, die hier um die Schaffung eines neuen Mythos ringt, voll würdigen. Die Art des Buches bringt eine starke, nicht unbedenkliche Zusammendrängung der bisherigen Forschungsergebnisse mit sich. Es vermittelt vorausetzungslosen Lesern mit voller Absicht ein sehr vereinfachtes Bild, ohne auf schwebende Fragen und Besonderheiten der Entwicklung einzugehen; seine Absicht ist stets auf das kühne Wagnis gerichtet, hinter den noch heute keineswegs einheitlich beurteilten Bruchstücken der materiellen Kultur die geistigen Triebkräfte hervortreten zu lassen. H. Jeiß.

Adolf Helbok: Siedelungsgeschichte und Volkskunde. Schriften zur deutschen Siedelungsforschung, hgg. von R. Kötzschke, A. Helbok u. H. Aubin, Verlag der Wilhelm u. Bertha von Baensch-Stiftung, Dresden. 108 S. 5 Karten im Text; 3.— Mk.

Ebenso, wie die Mundartforschung von der rein lexikalischen und grammatikalischen zur geographischen Methode übergegangen ist und heute ihre gesichertsten Erfolge da gewinnt, wo sie die drei Wege nebeneinander zum gemeinsamen Ziel beschreitet, so ist auch die wissenschaftliche Volkskunde von rein deskriptiver Art dazu übergegangen, in weitem Maße auch geographisch vorzugehen. Daß sie dabei naturgemäß der vergleichenden Arbeitsweise nicht entraten kann, ist selbstverständlich. Diese Vergleichung muß aber nach zwei Seiten gehen. Es müssen einerseits die noch greifbaren Elemente der Volkskunde bei benachbarten und ferneren Stämmen herangezogen werden, dann aber muß auch der Vergleich mit den Ergebnissen verwandter wissenschaftlicher Disziplinen angestellt werden. Diese Methode kommt in Helboks Arbeit in ausgedehntem Maße zur Geltung, wo vor allem die unumgänglichen Bindungen mit der Siedelungsgeschichte dargestellt werden. Es ist eine heute ja nicht mehr neue Erkenntnis, daß der Boden und die ganze Umwelt, worauf und worin der Mensch lebt, sein ganzes Schaffen, sein Kultur- und Volksgut wesentlich mitbestimmt. Helbok hat richtig erkannt, daß hier nicht nur ein Teilgebiet der Volkskunde herangezogen und behandelt werden kann, sondern er setzt alle ihre Elemente: Hausbau, Hausrat, Tracht, Brauchtum, Glaube, Rechtsleben, Kult und Sage in Verbindung mit der Siedelung und ihrer Geschichte. Die beigefügten Karten sind trotz ihrer Einfachheit, oder gerade darum, um so sprechendere Beweise für die Richtigkeit der Folgerungen, die Helbok aus den gegenseitigen Beziehungen zwischen Volkskunde und Siedelungsgeschichte zieht. Eine Reihe seiner Ergebnisse sind dabei nur neue Problemstellungen und zeigen, daß hier die Volkskunde und die Siedelungsgeschichte keinesfalls etwa schon am Ende der Erkenntnisse angelangt sind. Helboks Arbeit stellt eine ungemein wertvolle und werbe-

kräftige Illustration dar zu den großangelegten und weitausschauenden Plänen, wie sie die Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft im Deutschen Volkskundeatlas gefaßt und bereits in Angriff genommen hat.
F. Lüers.

Rudolf His: Geschichte des deutschen Strafrechts bis zur Karolina. 203 S. München und Berlin, 1928. R. Oldenbourg. Brosch. Mk. 9.—, in Leinen Mk. 11.—.

Das bekannte „Handbuch der mittelalterlichen und neueren Geschichte" (Herausgeber v. Below † und Meinecke) erhält mit dem vorliegenden Band eine übersichtlich gegliederte Darstellung des älteren deutschen Strafrechtes, welches das reiche Quellenmaterial wie die allmählich stark angeschwollene Literatur in gleich umfassender Weise heranzieht. Das Buch verzichtet auf Quellenbelege, für die der Verfasser u. a. auf sein umfangreiches, noch nicht abgeschlossenes Werk über das Strafrecht des deutschen Mittelalters verweisen kann. Den einzelnen Abschnitten geht der Nachweis des einschlägigen Schrifttums voraus, womit für tiefere Beschäftigung mit den Sonderfragen die notwendige Grundlage gegeben ist. Der Wert des Buches für das Studium der Rechtswissenschaft und der Geschichte auf der Universität wie auch späterhin braucht nicht besonders hervorgehoben zu werden. Aus der Fülle des hier knapp und klar zusammengefaßten Stoffes seien nur wenige Einzelheiten hervorgehoben. Die für neuzeitliche Begriffe auffallend strenge Bestrafung der Markvergehen (z. B. Enthauptung auf dem Stumpf des gefällten Markbaumes) wird verständlich durch den Hinweis, daß damit ursprünglich der Frevel gegenüber der Gottheit bestraft wurde, die als Schirmerin der Grenze galt. Von den Verbrechen des Raubes und des Diebstahls erfährt das letztere die schwerere Strafe, weil ihm der Makel der Heimlichkeit anhaftet; ganz entsprechend wird auch in anderen Fällen die Heimlichkeit als straferschwerend gewertet (z. B. Mord; Nachtbrand). Solche Unterscheidungen werfen höchst bezeichnende Schlaglichter auf die Wesensart eines Volkes; eine vergleichsweise Gegenüberstellung der Rechtsanschauungen verschiedener Völker würde auch für die Rassenkunde wertvolle Ergebnisse liefern.
H. Zeiß.

Robert Hohlbaum: Das Paradies und die Schlange. L. Staackmann, Verlag, Leipzig. Preis Lwd. Mk. 5.50.

Einen Roman aus Südtirol nennt Hohlbaum schlicht sein letztes Buch — es ist mehr: es ist das mit warmem Herzen erlebte traurige Schicksal der dem Mutterland entrissenen Grenzlanddeutschen, die hart um deutsche Art und Sitte, Muttersprache, Erziehung der Kinder im deutschen Sinne kämpfen müssen unter fremder Gewaltherrschaft. Macht geht vor Recht; angestammte Art soll mit Gewalt geändert und ausgetilgt werden, Artfremdes soll mit List dem heimattreuen Volk der Freiheitshelden gegen die Stimme des Blutes aufgezwungen werden; um die Seele des Kindes geht der Kampf zwischen Mutter und artfremder Schule, die durch Beten und Denkenlernen in der fremden Sprache das Kind den Eltern entfremdet und zur Annahme der fremden Sitten verlockt. An allen Grenzen erleben wir die Not des Deutschtums; möge Hohlbaums Buch alle Lauen aufrütteln und weiteste Verbreitung finden.
G. Moser.

Gustav Jacob: Alte badische Handwerkskunst. 133 S., 47 Abb. Karlsruhe, 1928. Verlag der Betriebs- und Lehrmittelgesellschaft m. b. H. — Preis RM. 6.—.

Das Büchlein ist im Auftrag des Badischen Handwerkskammertages verfaßt und in erster Linie bestimmt, als Prämienbuch für junge Handwerker zu dienen, denen es die künstlerischen Werte der alten Handwerkskunst nahebringen soll. Schreiner und Schmiede, Goldarbeiter und Töpfer, Glas- und Uhrenmacher werden kurz behandelt und die Arbeiten der wichtigsten Stilperioden durch gute Beispiele vorgeführt. Handwerkerdarstellungen und Zunftaltertümer schließen sich an; in letzterem Abschnitt ist eine köstliche Backmodel mit Karikaturen der Rokokofrisur abgebildet, die ein prächtiges Stück süddeutschen Humors ist. Die Bildbeigaben sind sehr sorgfältig und glücklich gewählt; angesichts der gebotenen Beschränkung in der Zahl verdient dies besondere Erwähnung. Vielleicht könnte bei einer späteren Auflage ein Teil der auf diesem Gebiet sich allerdings aufdrängenden Fremdworte ersetzt worden. — Die „Alte badische Handwerkskunst" verdient auch außerhalb der ihr zunächst zugänglichen Kreise bekannt zu werden. Man darf gespannt sein, wie der spätere Plan einer Behandlung des neuzeitlichen Kunsthandwerks ausgeführt werden wird.
H. Zeiß.

Franz Kießling: Deutsche Sippennamen. (218 S.) — **Über heidnische Opfersteine.** (128 S.) Wien 1926/28. Verlag: Roland, Ver. österr. Altertumsfreunde, Wien 4.

Beide Schriften zeigen, mit welcher Liebe der Verfasser sich seiner volkstümlichen

Aufklärungsarbeit widmet. Die „Sippennamen“ geben in zwangloser Reihenfolge Erklärungen zahlreicher Familiennamen, wobei Förstemann zu Rate gezogen wird, während der Verfasser leider auf Heintze-Cascorbi (Deutsche Familiennamen) nicht aufmerksam geworden zu sein scheint. Daß er den Gefahren der Irrdeutung ausgesetzt war, gibt er in erfreulicher Offenheit zu; im übrigen beweist er des öfteren ein recht gutes Gefühl für sprachliche Zusammenhänge. Seine Stellungnahme gegen die Slavomanie ist erfreulich, wenn sie auch nicht in allen Punkten genügend begründet sein dürfte. Es sollte dem Verfasser nicht schwer fallen, seine Arbeit mit Hilfe eines sprachgeschichtlich geschulten Freundes von den einstweilen nicht seltenen Mängeln zu befreien. — Wenn wir auch gegen die allgemeine Zuweisung der sog. „Schalensteine“ an das germanische Altertum große Bedenken haben (gerade im spät besiedelten Waldviertel sind sie sehr häufig), so begrüßen wir durchaus das Eintreten für den Schutz dieser Naturdenkmäler, die sehr oft — wie aus den angeführten neuen Beispielen hervorgeht — eine Rolle im Volksglauben spielen; solche Zeugnisse verdienen unter genauer Angabe von Gewährsleuten und Zeit der Ermittlung gesammelt zu werden. H. Zeiß.

Norwegische Königsgeschichten. Bd. 1. Übertragen von Felix Niedner. (Samml. Thule, Bd. 17.) 352 S. Jena 1928, Verlag Eugen Diederichs. Geh. Mk. 9.50, geb. Mk. 12.—.

Die Sammlung Thule hat das große Verdienst, den reichen Schatz altnordischer Überlieferung dem deutschen Leser zu erschließen; diese ist eine um so wertvollere Quelle für den Werdegang der germanischen Völker, da gleichartige deutsche oder englische Zeugnisse fehlen. Die 40 novellenartigen Erzählungen des vorliegenden Bandes bilden eine treffliche Ergänzung zu Snorris Königsbuch (Thule, Bd. 14—16), in dem die gleichen Herrscher mehr nach ihrer allgemeinen politischen Bedeutung gewürdigt werden. Im Mittelpunkt der Geschichten stehen Norwegerkönige und ihre Gefolgsleute, namentlich die Isländer, unter denen schlagfertige Skalden eine besondere Rolle spielen. Ihre Abenteuerlust führt sie nach England und Rußland, und bis an den Hof von Byzanz; auch die Rompilger haben etwas von jener altnordischen Erbeigenschaft an sich. Nicht selten klingt ein geistlicher Zug in diesen Geschichten aus dem 10. und 11. Jahrhundert an: Der heilige Olaf steht als Wundertäter und Nothelfer oft im Vordergrund und es ist unverkennbar, welch starkes Gewicht der kriegerische Heilige in der Wagschale des Christenglaubens bedeutete, der übrigens nach unseren Erzählungen damals noch wenig tief saß, wenn auch die geistlichen Bearbeiter ihre moralisierenden Tendenzen zum Ausdruck gebracht haben. Von diesen abgesehen, steht Denken und Fühlen der handelnden Männer doch den Gestalten der isländischen Sagas noch sehr nahe, wenn auch gewisse zeit- und gesellschaftsbedingte Unterschiede zu beobachten sind. Wir können nur schmerzlich bedauern, daß wir für die gleichzeitigen Ottonen- und Salierkaiser und den deutschen Ritter- und Bauernstand nicht ähnliche lebendige Schilderungen besitzen. H. Zeiß.

H. Muckermann: Rassenforschung und Volk der Zukunft. F. Dümmlers Verlag, Berlin. Mk. 2.50.

Gibt eine den letzten wissenschaftlichen Ergebnissen entsprechende objektive Übersicht über die Grundfragen der Rassenforschung und deren Nutzanwendung für das Wohl der künftigen Generationen. Die Lücken unseres bisherigen Wissens und die Aufgaben der weiteren Erforschung werden in diesen ausgezeichnet als Einführung geeigneten Abhandlungen ebenso klar wie die bisherigen positiven Ergebnisse. G. Moser.

Otto Peterka: Rechtsgeschichte der böhmischen Länder. 2. Bd. Geschichte des öffentlichen Rechtes und der Rechtsquellen von der hussitischen Zeit bis zum Theresianischen Zeitalter. 198 S. Reichenberg i. B. 1928, Gebrüder Stiepel.

Wenn auch nur in einem sehr lockeren Verhältnis zum Reich stehend, so hat doch Böhmen an der deutschen Geschichte handelnd und leidend starken Anteil genommen und schon die geographische Lage gibt zu starken Wechselbeziehungen auch für die Zukunft Anlaß, wenngleich der neugegründete Tschechenstaat zunächst sein Gesicht demonstrativ von dem deutschen Nachbar abzukehren getrachtet hat. Neben der allgemeinen Bedeutung, welche den böhmischen Verhältnissen somit für uns zukommt, ist wichtig, daß die vorliegende Darstellung alle einst zur Krone Böhmen gehörigen Länder (also auch die Lausitzen und Schlesien) berücksichtigt.

Die starke nationale Welle der Hussitenbewegung hat bekanntlich dem führenden deutschen Bürgertum einen schweren, niemals überwundenen Schlag versetzt, was die vorliegende Behandlung der Rechtsverhältnisse entsprechend hervorhebt. Übrigens

weist der Verfasser für die größeren mährischen Städte eine wesentlich günstigere Stellung des Deutschtums nach. Ferner schildert er in der klaren, das Wichtige scharf erfassenden Darstellung, die dem ganzen Buche eigen ist, die einzelnen, zur Wiedererstarkung des Deutschtums im 16. bis 17. Jahrhundert führenden Gründe. Die gleichzeitige Verdrängung des Magdeburger Rechtes gibt sich weniger als ein Erfolg des Tschechentums denn als ein Sieg römisch-rechtlicher Strömungen zu erkennen.

Das eben Gesagte soll lediglich einige vom deutschen Standpunkte aus besonders bemerkenswerte Tatsachen hervorheben. Um die Fülle des bewältigten Stoffes anzudeuten, sei erwähnt, daß sich innerhalb des 15. bis 17. Jahrhunderts auf böhmischem Boden erst die umstürzlerische Hussitenbewegung vollzieht, dann ein unbedingtes Übergewicht der adeligen Grundherren sowohl gegenüber dem Königtum wie gegenüber Bürger- und Bauerntum sich herausbildet, und endlich mit der Überwindung der ständisch-protestantischen Fronde am Weißen Berge (1620) der schon vorher angebahnte königliche Absolutismus der Habsburger zum Siege gelangt. Das Buch, dessen Brauchbarkeit durch ein Schriftenverzeichnis und ein Sachregister erhöht wird, unterrichtet eingehend über die wechselvollen Geschicke der Verfassung und der Stände Böhmens (und seiner Nebenländer) während dieses Zeitraumes, und verdient deshalb im Reiche nicht minder wie in Böhmen beachtet zu werden. H. Zeiß.

Gottfried Pfeifer: Das Siedlungsbild der Landschaft Angeln. 167 S., 22 Abb., 7 Karten. (Schriften der baltischen Kommission zu Kiel, Bd. 14.) Breslau 1928, Verlag Ferd. Hirt. Preis: geh. Mk. 12.—.

Wenige deutsche Landschaften dürften eine gleich wertvolle Darstellung ihres Siedlungsbildes aufzuweisen haben, wie sie hier für Angeln, d. h. Schleswig östlich der Linie Flensburg-(Stadt) Schleswig, geboten wird. Der Verfasser erörtert Methode und Quellen und gibt anschließend an die „Landschaftlichen Grundlagen" Querschnitte für die Zeit um 1400, 1700, 1800 und 1928. Sorgfältig spürt er bis ins einzelne den naturbedingten wie den geschichtlichen und wirtschaftlichen Kräften nach, die gestaltend auf die einzelnen Siedlungsformen (Dorf, Streusiedlung, Gutssiedlung) eingewirkt und namentlich auch die Verteilung der Siedlungen und die Bevölkerungsbewegung beeinflußt haben; das reich entwickelte heimatliche Schrifttum ist der Arbeit sehr zugute gekommen. An dieser Stelle sei besonders darauf hingewiesen, wie stark auch in der Siedlungsgeschichte die (seit der Abwanderung der Angeln nach England) durch Jahrhunderte bestehende Herrschaft des Dänentums und seine allmähliche Verdrängung zum Ausdruck kommt. Die Schrift wird auch von seiten der Schwesterwissenschaften, die sie berührt, aufmerksame Beachtung finden, ganz besonders warme Aufnahme aber auf dem Boden, dessen Erforschung sie sich zum Ziel gestellt hat. H. Zeiß.

Friedrich Pfister: Schwäbische Volksbräuche, Feste und Sagen. 112 S. Dr. Benno Filser, Verlag, Augsburg 1924. Preis Mk. 3.— (geheftet).

Das ansprechende Büchlein behandelt mannigfaltige Heilbräuche (wo u. a. auch der Liebeszauber behandelt wird), das Geistervertreiben, die Bräuche bei Hochzeit und Tod und verschiedene Festbräuche (z. B. Johannisfeuer, Pfingstbutz, Ostereier). Der Verfasser sucht die heimischen Erscheinungen in größere, die moderne wie die antike Welt umspannende Zusammenhänge einzureihen und vermag so ihren tieferen Sinn dem Leser darzulegen. Das Schlußkapitel über „Grundformen des religiösen Lebens" gibt der Schrift einen sinnvollen Ausklang.

H. Zeiß.

E. P. Radusch: Das Geheimnis des Blutes. C. G. Hendeß, Verlag, Köslin.

Aus einer Reihe von Vorträgen im Bekanntenkreis hervorgegangen, will das Buch mit dazu beitragen, das deutsche Volk aufzurütteln, sich auf seine deutsche Art zu besinnen, ihm die Wege zu zeigen, auf denen es sich zu sich selbst zurückfindet. In wie vielen Dingen heute immer noch, wenn auch vielen unbewußt, die ererbten Eigenschaften des Blutes sich zeigen, ist anregend geschildert: Kultur wächst von innen heraus, Zivilisation trägt von außen heran. Kultur gehört zur angestammten Art, Zivilisation wird als fremde Form von außen aufgepfropft, um so leichter je weniger die Stimme des Blutes sich meldet. Wie viel Artfremdes es abzuschütteln gibt, welche große Reichtümer noch gerettet werden können, wird allen eindringlich klar werden: Immer mehr reines Haus gemacht für die deutschen Sinne und Herzen. Ein Buch nicht nur für Erwachsene, auch für den Weihnachtstisch unserer heranwachsenden Jugend, deren Gewissen geweckt und für die Fragen des Deutschtums geschärft wird. G. Moser.

Deutsche Volkheit. Herausgeber: Dr. Paul Zaunert. Eugen Diederichs Verlag,

Jena. Jeder Band Mk. 2.—, in Leinen Mk. 2.80.

Zu den erfreulichsten Erscheinungen der Gegenwart gehört das unverkennbare Bedürfnis nach Besinnung auf die Grundlagen des deutschen Volkstums. Es handelt sich dabei nicht um antiquarische Beschäftigung mit der Vergangenheit, sondern um bewußte Hinwendung zu schöpferischen Epochen und Gestalten, um aus der Erkenntnis der höchsten Offenbarungen deutschen Wesens Kräfte für die Lösung der Zukunftsaufgaben zu gewinnen. Auf dieses Ziel wirkt in umfassender Weise — schon heute in 60 Bänden — die „Deutsche Volkheit". Unter den letzten Bänden findet sich eine lebendige Darstellung des kraftvollen Konrad II.; es ist sehr zu fürchten, daß Herzog Ernst, sein Stiefsohn, dem deutschen Gebildeten seines romantischen Schicksals wegen bekannter ist, als der Kaiser selbst, der das Reich vielleicht auf den Gipfel seiner Macht geführt hat. Außer der fesselnden Geschichte des königlichen Kaufmannsgeschlechtes der Fugger sei nur noch der Südtirolband J. V. Mannhardts genannt; möge er aufklärend wirken, wo man im Reich das Martyrium dieses deutschen Landes noch nicht genügend kennt. Der Reichtum der „Deutschen Volkheit" kann in wenigen Zeilen nur angedeutet werden; es ist lebhaft zu wünschen, daß ihre Bände in allen deutschen Kreisen warme Aufnahme und starke Verbreitung finden.

H. Zeiß.

Der bayerische Vorgeschichtsfreund. Blätter zur Förderung der Vor- und Frühgeschichtsforschung, begründet von J. Kandler, Schriftleitung: Dr. F. Wagner. Heft VII. 1927/28. J. F. Lehmanns Verlag. München SW 4. Preis: Mk. 3.—.

Schon beim bloßen Durchblättern des vorliegenden Heftes gewinnt man den Eindruck, daß hier nicht nur derjenige auf seine Rechnung kommen wird, den örtliche und heimatliche Interessen leiten, obwohl überall Bayerisches im Mittelpunkt steht oder Ausgangspunkt ist.

Soweit es sich dabei um Vorgeschichtliches, oder besser gesagt (auch mit Einschluß von Frühgeschichtlichem) um wissenschaftliche Verwertung von Funden handelt, ist schon der Name P. Reinecke Grund für diese Voraussetzung und Gewähr für ihre Erfüllung. Wir finden diesen Namen unter nicht weniger als fünf Beiträgen, betitelt: „Vor- und frühgeschichtliche Flachgräber in Süddeutschland", „Der Münchshöfer Typus im rechtsrheinischen Bayern", „Die Slaven in Nordostbayern", „Neue Funde und Forschungen", „Zur Geschichte des Eisens".

In dem ersten dieser Aufsätze gibt der genannte Gelehrte einen für den Fachmann wie den Laien gleicherweise wertvollen allgemeinen Überblick über die einschlägigen Vorkommnisse auf einem weiteren, das bayerische in sich schließenden Gebiet. Der zweite ist einer wichtigen Phase der jüngeren Steinzeit gewidmet, deren typische Formen festgestellt und deren weitreichenden Beziehungen und relativer, sowie absoluter Zeitstellung nachgeforscht wird, mit dem Ergebnis, daß wir es wahrscheinlich mit der Zeit nach 2500, aber erheblich vor 2000 v. Chr. zu tun haben. Von besonderem Interesse ist diese auf bandkeramische Kulturen folgende Stufe deshalb, weil in ihr zum erstenmal Kupfer und Gold für Schmuck und Werkzeuge Verwendung findet. Die dritte Abhandlung schließt sich kritisch und ergänzend an eine in den Sitzungsberichten der Physikalisch-medizinischen Sozietät zu Erlangen (Band 56—57, 1924/25) erschienene Arbeit von Margarete Bachmann über die Verbreitung der slavischen Siedlung in Nordbayern an. Eine beigegebene Karte, die einerseits die Grenzorte und Grenzlinien der Verbreitung ostfränkisch-alamannisch-baiwarischer (wie ich statt „bajuwarischer" schreiben würde) Reihengräber der Merovingerzeit und andererseits die Grenzlinie der slavischen Ortsnamen in Nordostbayern und die Grab- und anderen Funde spätmerovingisch-karolingischer Zeit vermeintlich slavischer, bzw. slavischer Zugehörigkeit verzeichnet, trägt sehr zur Anschaulichkeit der Darstellung bei. Ein Blick auf diese Karte wird genügen, um zu erkennen, wie falsch es ist, wenn Schuchhardt sich in seinem Buch „Vorgeschichte von Deutschland" S. 311 über die Slaven äußert: „Schon im 6. Jahrhundert haben sie das nördliche Donauufer, vielleicht mit Regensburg als Landesfeste, in der Gewalt." Denn nirgends erreichen jene Grenzlinien in der Gegend der Regenmündung das nördliche Donauufer. Dabei sehen wir ab davon, daß jene Zeitangabe nicht richtig sein kann und die Bemerkung über die „Landesfestung" auf dem rechten Donauufer sich nicht vereinbaren läßt mit den damaligen politischen Verhältnissen in den bairisch-slavischen Grenzgebieten.

Wir müssen es uns versagen, auch auf die anderen vorgenannten Beiträge Reineckes hier näher einzugehen. Dasselbe gilt in bezug auf den Anteil des Herausgebers Dr. Fr. Wagner, dessen Name neben dem Birkners und Reineckes auch in den Buchbesprechungen vertreten ist und der unter der Überschrift „Wanderung entlang der römischen Donausüdstraße von Neuburg an der Donau bis Straß-Moos bzw. Burg-

heim" eine wissenschaftliche Anleitung für die Begehung einer interessanten, an sichtbaren Kulturdenkmälern besonders reichen Strecke des bayerischen Donaugeländes gibt.

Wirklich mustergültige, die Selbstbesichtigung der Funde und Bodendenkmäler ersetzende Abbildungen auf 6 Tafeln kommen dem Verständnis in den Aufsätzen urgeschichtlichen Inhalts sehr zu statten.

In das Gebiet der bayerischen Frühgeschichte führt uns H. Zeiß mit einer „Quellensammlung für die Geschichte des bairischen Stammensherzogtums bis 750", die sich an die Sammlung der antiken Quellen zur Geographie Bayerns von J. Wagner (BVfr. 1/2, 45 ff.) und die Bestimmung der antiken geographischen Namen für das rechtsrheinische Bayern durch P. Reinecke (BVfr. 4, 17 ff.; 5, 17 ff.; 6, 17 ff.) anreiht und im nächsten Heft zum Abschluß gebracht werden soll. Schon dieser eine Beitrag würde dem vorliegenden Heft Dauerwert sichern. Jeder einzelnen der zusammengetragenen Quellenstellen ist eine deutsche Übersetzung beigefügt nebst kritischen und erläuternden Anmerkungen. Bei der Wiedergabe der Namen im Deutschen hat Zeiß normalisiert. Wo eine Quelle z. B. einen Frauennamen in der verderbten Form Wuldotrada bringt, ist er auf Grund der anderen Belege in der Übersetzung als Walderada hergestellt, gewiß mit Recht. Nur in einem Fall scheint auf den ersten Blick dieses Verfahren bedenklich: dort (in Nr. 47), wo der Frauenname Swanahildis des Textes in der Übersetzung durch Sunnihild wiedergegeben wird. Und zwar deshalb bedenklich, weil Swanahildis, für sich betrachtet, nicht verderbt, sondern ein gangbarer Frauenname ist. Aber anderweitige Zeugnisse für die gleiche Person entscheiden doch auch hier gegen Swanahildis und für Sunnihildis, und letzterem den Vorzug zu geben, hätten wir auch dann schon Anlaß, wenn sich die Belege die Wage hielten, weil die Abänderung von etwas unverständlich gewordenem (Sunni-) in etwas Verständliches (Swana-) begreiflicher ist, als es der umgekehrte Vorgang wäre.

An diesen Ersatz von älterem Sunnihildis durch jüngeres Swanahildis knüpfen sich aber leicht Gedanken, die hier nicht unterdrückt werden sollen, wenn sie auch über den Rahmen dieser Buchbesprechung hinausgreifen. Der Vorgang hat nämlich ein Seitenstück, sofern die Sunilda des Jordanes in der nordischen Sagenüberlieferung als Svanhildr fortlebt. Suni- in Sunilda hat Müllenhoff als gotisch sōni- angesetzt; wir werden aber wohl eher mit einem gotischen Namen Sunja-, Suni-hildi zu rechnen haben. Und wenn der gleiche Austausch sich nun auch bei einem geschichtlichen Namen in einer bayerischen Quelle des 8. Jahrhunderts beobachten läßt, wird sich dies so erklären, daß der Personenname wohl schon im Hinblick auf die Sagengestalt gegeben worden war und, als eins mit dem Namen in der Sage empfunden, durch das Schwanken und den Wandel des letzteren mitberührt wurde. R. Much.

Ludwig Wolff: Die Helden der Völkerwanderungszeit. 240 S., 16 Abb. Eugen Diederichs Verlag, Jena 1928. Geheftet Mk. 6.50, in Leinen Mk. 9.—.

Das Buch ist mit Fug und Recht Andreas Heusler gewidmet, der für die Erforschung der germanischen Heldensage so Großes geleistet hat. Auf seinen und andern modernen Forschungsergebnissen fußt Wolff, der mit feinem Verständnis und in fesselnder Darstellungsart (der man die mühsame wissenschaftliche Kleinarbeit nicht anmerkt) von den großen Taten der Völkerwanderungszeit und ihrer Umgestaltung in der Heldendichtung erzählt. „In den Heldensagen lebt etwas vom Wesen des Germanentums, das sie geschaffen hat, von den Kräften, die hinter den Taten standen." Das hat Wolff ausgezeichnet herausgearbeitet. Die eingeflochtenen Berichte der Geschichtschreiber und (erhaltenen) Heldenlieder sind sehr ansprechend übersetzt; wo es gegeben war, wird der Inhalt der nur mehr erschließbaren Lieder nach der Art Heuslers in knapper Darstellung zusammengefaßt. Es gibt wohl kein Buch, das in gleicher trefflicher und verständlicher Weise die historische Überlieferung über die Hauptgestalten der Sage und ihre dichterische Umformung darlegt. Selten ist ein Stück alter deutscher Geschichte und Dichtung so lebendig dargestellt worden, wie es hier für die dramatische Zeit der Völkerwanderung und der Heldensage gelungen ist. H. Zeiß.

Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde. Schriftleiter: Prof. Eugen Fehrle, Heidelberg. Jährlich mindestens 10 Bogen. Verlag Konkordia A.-G., Bühl (Baden). Preis: Mk. 4.— (jährlich).

Aus den wertvollen Aufsätzen der seit 1927 erscheinenden Zeitschrift seien genannt: A. Pfalz, Angebliche fränkische Mundarten in Österreich (1927); A. Spamer, Volkskunst und Volkskunde (1928). Wer auf volkskundlichem Gebiete arbeitet, wird die reichhaltige Zeitschrift nicht mehr entbehren können. H. Zeiß.

Umtausch alter Auflagen

von Günthers

„Rassenkunde des deutschen Volkes"

geg. die 12./13. völlig umgearb. Aufl. mit 528 Abb.

Geb. Mk. 12.—, Leinen Mk. 14.—, Halbl. Mk 18.—

Die bisher erschienenen 11 Auflagen sind durch diese völlig umgearbeitete 12. Auflage in vielen wichtigen Punkten überholt. Um vielfach geäußerten Wünschen zu entsprechen, haben wir uns entschlossen, diese alten Auflagen möglichst aus dem Verkehr zu ziehen und gegen die 12. umzutauschen. Die alten Auflagen werden mit Mk. 4.— für das gebundene Exemplar angerechnet, so daß noch Mk. 10.— nachzuzahlen sind. (Geh. Exemplare werden mit Mk. 3.40, in Halbleder mit Mk. 5.— angerechnet).

Die Besitzer früherer Auflagen erhalten so ein dem neuesten Stand der Wissenschaft entsprechendes Buch. Sie müssen allerdings auf den in der 12. Auflage fehlenden Abschnitt über das Judentum verzichten, der später als besonderes Buch erscheint.

J. F. Lehmanns Verlag, München SW. 4

Rassenforschung

und Volk der Zukunft. Ein Beitrag zur Einführung in die Frage vom biologischen Werden der Menschheit. Von Dr. Herm. Muckermann, Leiter d. Abtlg. Eugenik a. Kaiser-Wilh.-Institut f. Anthropologie. 2,50 Mk. I. Biologische Voraussetzungen. II. Von den Menschenrassen der Gegenwart. III. Ursprung von Rassenunterschieden. IV. Entstehungsursachen von Rassenunterschieden. V. Das Problem der Rassenbeeinflussung. VI. Erbgrundlage und Eugenik.

„Nach Form und Inhalt ein Kunstwerk." (Umschau.)

F. Dümmlers Verlag, Berlin SW 68.

Nordische Menschen,

denen Gelegenheit fehlt, ebenbürtige, erbtüchtige Ehepartner zu finden, Kinderlose, die Annahme eines nordrassigen Kindes wünschen, Mütter und Vormünder blonder, blauäugiger, gesunder Kinder, Stellung- und Angestelltesuchende aller Art wenden sich um kostenlose Auskunft gegen Postgebühren an die **Nordische Vermittlungsstelle Berlin W 9,** Postschließfach 27.

Das Bauerntum als Lebensquell der Nordischen Rasse

Von Dipl.-Landwirt R. Walter Darré / Geh. Mk. 18.—, geb. Mk. 20.—

Während bisher die Forschungen des Historikers, des Prähistorikers, des Rechtshistorikers, des Anthropologen, des Völkerkundlers, des Sprachwissenschafters immer wieder neue Seiten der Jugendzeit der Völker indogermanischer Sprache aufgehellt haben, liegt hier eine Darstellung vor, die diese Teilergebnisse unter einem Gesichtspunkt zusammenfaßt. Darré widerlegt in überzeugender Weise die in letzter Zeit öfters verbreitete Ansicht, daß die Indogermanen Wanderhirten, räubernde Nomadenstämme gewesen seien. Er zeigt an der Siedlungsgeschichte der Dorer in Sparta, an der Frühgeschichte des römischen Patriziats und an der germanischen Völkerwanderung nicht weniger als an der Geschichte der alten Inder, daß die Grundlage aller indogermanischen Staaten nicht Ausbeutung eines Landstriches, sondern Ansiedlung auf Bauernland war, und daß dieses Bauernland der Erhaltung der Familie, der Grundzelle des Staates, diente. Besonders reizvoll dabei ist die Darstellung germanischen Bauernlebens, wie es sich bis in die neueste Zeit herein erhalten hat.

Die Deutsche Tageszeitung schrieb sofort bei Erscheinen des Werkes:

„Das gedankenreiche, mit einer breiten Kenntnis des einschlägigen Schrifttums verfaßte Buch greift weit aus in Gegenwart und Zukunft. Jeder einzelne Abschnitt regt zu eignen Auseinandersetzungen mit den behandelten Gegenständen an, immer wieder überraschen Darstellungen und Angaben des Verfassers durch die Selbständigkeit seines Standpunktes. Es ist in unserer durch Verbildung sich selbst entfremdeten Generation notwendiger als je, daß ein helläugiger Landwirt mithilft, Klarheit über die Angelegenheit zu schaffen, die unser bestes Bluterbe betrifft.

J. F. Lehmanns Verlag / München SW. 4

Neuerscheinungen und Neuauflagen unseres Verlages:

Von Seele und Antlitz der Rassen und Völker

Von Dr. Ludwig Ferdinand Clauß

Mit 223 Abbildungen auf 86 Tafeln. Preis in Leinen Mk. 13.—

Der Weg zur Enträtselung der rassischen Unterschiede der Seele geht über den Ausdruck im Gesicht, Mienenspiel, Gang, Haltung und Bewegung. Hier offenbaren sich die verschiedenen Stilgesetze der Menschentypen, der Völker und Rassen. In prächtigen „mimischen Reihen", die in kinematographischer Bewegtheit den Wandel eines Antlitzes zum Ausdruck bringen, sind Menschen verschiedener Rassen dargestellt. Der in Palästina lebende Verfasser läßt uns das Morgenland, das als Wiege des Christen- und Judentums auch heute noch für die europäische Gesittung von größter Wichtigkeit ist, lebendig werden.

In 13. Auflage liegt vor:

Rassenkunde des deutschen Volkes

Von Dr. Hans F. K. Günther. 508 S. m. 28 Kart. u. 526 Abb. Geh. Mk. 12.—, geb. Mk. 14.—, Halbl. Mk. 18.—

„Ein schöneres, klareres Kompendium für einen geistigen Menschen als dieses Buch läßt sich nicht wünschen. Wer es liest, sieht Blickfelder größter Weite; er weiß, warum dies Buch sein Volk bewegt, nicht die wirtschaftliche Masse, sondern die Wollenden, Ungebeugten, Strebenden. Geh. Rat Konopath.

Endlich der „Volksgünther"

Kleine deutsche Rassenkunde

Mit 100 Abb. Geh. Mk. 3.—, geb. Mk. 4.50

Für die sehr vielen Freunde der Rassenkunde, die die große Ausgabe zu 14 Mk. nicht erschwingen konnten, gibt der Verlag heuer eine billige Ausgabe heraus, den „Volksgünther". Der Preis ist durch Verzicht auf alles gelehrte Beiwerk, durch Beschränkung auf die wichtigsten Tatsachen und eine Verminderung des Bilderteils ermöglicht. Aber diese Ausgabe genügt völlig zur ersten Einführung, nicht allerdings zur kritischen Auseinandersetzung mit der Rassenkunde.

Rassengeschichte des hellenischen und des römischen Volkes

Von Dr. Hans F. K. Günther. Mit Bilderanhang: Hellenische und Römische Köpfe nordischer Rasse. Mit 174 Abb. im Text und auf Kunstdrucktafeln. Preis Mk. geh. 6.50, geb. Mk. 8.—

Die erste eingehende Betrachtung derjenigen Auslesevorgänge, die den Ablauf der hellenischen und römischen Geschichte bedingt haben, eine notwendige Vervollständigung aller geschichtswissenschaftlichen Auffassungen über Glanz und Zerfall der Antike, ein Buch, zugleich voll Lehren für die Gegenwart.

Soeben erschien in 3. verb. Auflage:

Ritter, Tod und Teufel

Der Heldische Gedanke.

Von Dr. Hans F. K. Günther. Mit einer Bildtafel. 1928. Geh. Mk. 3.50, geb. Mk. 5.—

„Von brennender Liebe zu seinem Volke erfüllt, möchte es der Verfasser zur Selbstbefreiung von allen zersetzenden Einflüssen des Zeitgeistes aufrufen und damit sein wahres, eigenstes Seelenleben zu neuem, reineren Dasein erwecken. So soll uns der tiefe Fall dazu führen, daß wir uns wieder auf den wirklichen Adel unseres Wesens besinnen."

J. F. Lehmanns Verlag / München SW. 4

Verantwortlich für die Schriftleitung von „Volk und Rasse": Prof. Dr. O. Reche, Leipzig und Dr. H. Zeiß, München.
Verantwortlich für den Anzeigenteil: L. Waibel, München SW. 7. — Verlag: J. F. Lehmann, München.
Druck von Dr. F. P. Datterer & Cie., Freising-München.

Jahrgang Heft 2 April (Ostermond) 1929

Volk und Rasse

Schriftleitung: Prof. Dr. O. Reche, Leipzig u. Dr. Bruno K. Schultz, München

J. F. Lehmanns Verlag / München

Bezugspreis jährlich M. 8.—, Einzelheft M. 2.—

Inhalt:

Zum Preisausschreiben für nordische bebilderte Ahnentafeln. Von Prof. Dr. Otto Reche, Leipzig. (Mit 1 Ahnentafel) . . . . . Seite 6

Rassenkreuzung beim Menschen. II. Von Dr. Jon Alfred Mjöen. (Mit 4 Abbild.) „ 7

Nordischgermanisches in der Bevölkerung des polnischen Staates. Von Prof. Dr. Otto Reche, Leipzig. (Mit 11 Abbildungen) . . . . . „ 7

Die Lebensfrage des deutschen Volkes. Von Dr. med. et phil. Lothar Gottlieb Tirala, Brünn . . . . . „ 8

Germanen und Kelten in Mitteldeutschland. Von Dr. Walther Schulz, Halle/S. (Mit 11 Abbildungen) . . . . . „ 9

Ein Dichter nordischer Art. Von Christian Boeck, Bramfeld. (Mit 1 Abbildung) „ 10

Kleine Beiträge . . . . . „ 10

Buchbesprechungen . . . . . „ 12

Das Bauerntum als Lebensquell der Nordischen Rasse

Von Dipl.-Landwirt R. Walther Darré / Geh. Mk. 18.–, geb. Mk. 20.–

Während bisher die Forschungen des Historikers, des Prähistorikers, des Rechtshistorikers, des Anthropologen, des Völkerkundlers, des Sprachwissenschafters immer wieder neue Seiten der Jugendzeit der Völker indogermanischer Sprache aufgehellt haben, liegt hier eine Darstellung vor, die diese Teilergebnisse unter einem Gesichtspunkt zusammenfaßt. Darré widerlegt in überzeugender Weise die in letzter Zeit öfters verbreitete Ansicht, daß die Indogermanen Wanderhirten, räubernde Nomadenstämme gewesen seien. Er zeigt an der Siedlungsgeschichte der Dorer in Sparta, an der Frühgeschichte des römischen Patriziats und an der germanischen Völkerwanderung nicht weniger als an der Geschichte der alten Inder, daß die Grundlage aller indogermanischen Staaten nicht Ausbeutung eines Landstriches, sondern Ansiedlung auf Bauernland war, und daß dieses Bauernland der Erhaltung der Familie, der Grundzelle des Staates, diente. Besonders reizvoll dabei ist die Darstellung germanischen Bauernlebens, wie es sich bis in die neueste Zeit herein erhalten hat.

Die Deutsche Tageszeitung schrieb sofort bei Erscheinen des Werkes:

„Das gedankenreiche, mit einer breiten Kenntnis des einschlägigen Schrifttums verfaßte Buch greift weit aus in Gegenwart und Zukunft. Jeder einzelne Abschnitt regt zu eignen Auseinandersetzungen mit den behandelten Gegenständen an, immer wieder überraschen Darstellungen und Angaben des Verfassers durch die Selbständigkeit seines Standpunktes. Es ist in unserer durch Verbildung sich selbst entfremdeten Generation notwendiger als je, daß ein helläugiger Landwirt mithilft, Klarheit über die Angelegenheit zu schaffen, die unser bestes Bluterbe betrifft.

J. F. Lehmanns Verlag / München SW. 4

Volk und Rasse

Illustrierte Vierteljahrsschrift für deutsches Volkstum

Herausgeber: Prof. Aichel (Kiel); Dr. Bächtold (Basel); Prof. Dethleffsen (Königsberg i. Pr.); Prof. Fehrle (Heidelberg); Prof. Fischer (Berlin); Prof. Hambruch (Hamburg); Prof. Helbok (Innsbruck); Prof. Lehmann (Altona); Dr. Lüers (München); Prof. Mielke (Hermsdorf b. Bln.); Prof. Mollison (München); Prof. Much (Wien); Prof. Panzer (Heidelberg); Dr. Peßler (Hannover); Prof. J. Petersen (Berlin); Prof. Sartori (Dortmund); Prof. W. M. Schmid (München); Prof. Schultz (Königsberg); Prof. Schultze-Naumburg (Saaleck); Prof. Thurnwald (Berlin); Prof. Wahle (Heidelberg); Prof. Wrede (Köln); Dr. Zaunert (Wilhelmshöhe); Dr. phil. Hans Zeiß (Frankfurt/M.)

Schriftleitung der Zeitschrift: Universitätsprofessor Dr. Otto Reche, Gautzsch bei Leipzig, Ring 35, und Dr. phil. Bruno Kurt Schultz, München, Neuhauserstr. 51.

Verlag: J. F. Lehmann, München SW. 4, Paul Heyse-Straße 26.

Jährlich erscheinen 4 Hefte. Bezugspreis jährlich M. 8.—, Einzelheft M. 2.—.

Postscheckkonto des Verlags München 129.

Postsparkasse Wien 59 594. — Konto bei der Bayerischen Vereinsbank München. — Konto bei der Kreditanstalt der Deutschen e. G. m. b. H. Prag II, Krakauerstraße 11 (Postsparkassenkonto der Kreditanstalt: Prag 62 730). — Schweizerische Postscheckrechnung Bern III 4845. Schwed. Postscheckkonto Stockholm 4167.

4. Jahrgang Heft 2 April (Ostermond) 1929

Der Verlag behält sich das ausschließliche Recht der Vervielfältigung und Verbreitung der in dieser Zeitschrift zum Abdruck gelangenden Originalbeiträge vor.

Mitteilung.

Herr Dr. Hans Zeiß hat sich zu seinem und unserem Bedauern genötigt gesehen, mit seinem Weggange aus München — er tritt eine Stelle bei der Römisch-Germanischen Kommission in Frankfurt a. M. an — sein Amt als Schriftleiter von „Volk und Rasse“ aufzugeben.

Wir verlieren an Herrn Dr. Zeiß einen Mitarbeiter, der in hingebender Weise für die Hebung des Blattes tätig gewesen ist. Wir danken ihm herzlich für seine erfolgreiche Arbeit und haben ihn gebeten, seine fernere Anteilnahme an der Entwickelung der Zeitschrift durch den Eintritt in das Herausgeberkollegium auch äußerlich zu bekunden.

An Stelle von Herrn Dr. Zeiß tritt mit dem laufenden Heft Herr Dr. Bruno Kurt Schultz, Assistent an der Anthropologischen Staatssammlung, München, in die Schriftleitung ein.

Verlag und Schriftleitung von „Volk und Rasse“.

Zum Preisausschreiben für nordische bebilderte Ahnentafeln.

Von Prof. Dr. Otto Reche, Leipzig.

Mit 1 Ahnentafel.

Der in Nr. 4 des Jahrganges 1927 dieser Zeitschrift angeregte Wettbewerb hat, wie bereits in Nr. 1 dieses Jahres mitgeteilt wurde, einen über Erwarten guten Erfolg gehabt: bei sehr starker Beteiligung wurden z. T. äußerst interessante Ahnentafeln geliefert, ein Material, das es verdiente, in einer ausführlichen wissenschaftlichen Arbeit ausgewertet zu werden.

Über jede einzelne Tafel wäre so viel zu sagen, daß dies den Rahmen dieser Zeitschrift bei weitem überschreiten würde, und so sei hier nur eine der Ahnentafeln wiedergegeben und zwar die mit dem ersten Preise ausgezeichnete des Herrn Geheimrat v. Schulz-Hausmann.

In dem Preisausschreiben hieß es: „Preise erhalten diejenigen bebilderten Ahnentafeln, die nur oder möglichst viele und reine nordische Typen enthalten". Damit war der Hauptgesichtspunkt für die Preisverteilung gegeben.

Die nordische Ahnentafel wurde gewählt, weil erstens einmal die nordische Rasse für das deutsche Volk die wichtigste ist, abgesehen von allem anderen schon deshalb, weil unser Volk körperlich und geistig aus dem nordischen Germanentum hervorgegangen ist, und weil daher diese Rasse die einzige ist, die in jedem wirklichen Deutschen in größerer oder geringerer Reinheit fortlebt. Daraus ergibt sich auch der zweite Grund für die Wahl gerade dieser Rasse: es dürfte sehr schwer sein, für einen Deutschen eine Ahnentafel aufzustellen, die ausschließlich reine Typen einer anderen Rasse, z. B. der „alpinen" (= „ostischen"), „dinarischen" oder „mediterranen", enthält, und auch für die „fälische" Variante der nordischen Rasse dürften da Schwierigkeiten bestehen, zumal sie sich nicht mit Sicherheit stets von der eigentlichen nordischen Rasse unterscheiden läßt.

Die Arbeit der Preisrichter war aus den verschiedensten Gründen nicht ganz einfach: erstens einmal war die Zahl der guten Ahnentafeln so groß, daß die Einordnung in eine nach der Güte abgestufte Reihenfolge z. T. fast unmöglich war. Zweitens geben Photographien ja kein völlig zuverlässiges anthropologisches Bild, wenn sie — wie bei diesem Preisausschreiben — nicht nach anthropologischen Gesichtspunkten in einheitlicher Orientierung aufgenommen sind. Weiterhin fehlen die für eine sichere anthropologische Analyse notwendigen Maße, und diese lassen sich nur bis zu einem gewissen Grade durch beschreibende Ausdrücke wie „langer Hinterkopf", „langes" oder „kurzes" Gesicht u. dgl. ersetzen, besonders weil die Beschreibung nicht durch in diesen Dingen geübte Fachleute geschehen konnte. Bei Ahnen, die schon verstorben und vom Einsender nicht mehr zu untersuchen waren, fallen auch die beschreibenden Angaben fort. Weiterhin ist zu berücksichtigen, daß Bilder und Beschreibungen uns stets nur das sichtbare, das „Erscheinungsbild" vermitteln können, welches aber über das „Erbbild", also über den wirklichen Rassengehalt, in erheblichem Maße täuschen kann. Allerdings sind Irrtümer in dieser Hinsicht bei Ahnentafeln, die mehrere Generationen umfassen, sehr viel weniger leicht möglich, als beim Einzelindividuum. Ebenso werden sich bei der bebilderten Ahnentafel individuelle (besonders die durch Umweltseinflüsse bedingten) Varianten leichter als solche erkennen lassen.

Eine weitere Schwierigkeit ergibt sich aus der Frage, in welchem Grade die einzelnen Rassenmerkmale normalerweise variieren; der Beurteiler steht also oft vor dem Problem: habe ich es bei diesem oder jenem Merkmal mit einer Ausprägung zu tun, die sich innerhalb der rassenmäßigen Variation befindet, oder offenbart sich hier der Einfluß einer anderen Rasse? Über diese Dinge wissen wir noch sehr wenig, und gerade die bebilderten Ahnentafeln sollen ja hier unsere Kenntnisse erst fördern. Ich persönlich habe den Eindruck, als ob die Rasseneigenschaften stärker variieren, als man früher meist annahm, und zwar besonders stark bei den höher entwickelten Rassen. Man wird also mit der Behauptung, „es liegt fremder Rasseneinschlag vor", recht vorsichtig sein müssen, besonders dann, wenn nur eines oder wenige Merkmale von der Norm abweichen und wenn ganz offenbare Annäherungen an ganz typische fremde Rasseneigenschaften nicht vorliegen. Diese Fragen werden übrigens noch dadurch weiter kompliziert, daß die sichtbaren Formen meist nicht nur durch eine, sondern durch mehrere „Erbeinheiten" bedingt sind, wie z. B. die Form der Nase, des Ohres, des Kopfes usw.; und diese Erbeinheiten sind durchaus nicht immer derartig eng aneinander gekoppelt, daß sie im Zusammenhange (und damit die Gesamtform des betreffenden Körperteiles) vererbt werden; besonders bei Rassenmischungen können die Erbeinheiten sehr getrennte Wege gehen, und gar ein Bastard aus mehreren Rassen kann, wenn das Unglück es will, bei der Nase beispielsweise den Nasenrücken von Rasse 1, die Nasenspitze von Rasse 2, die Nasenflügel von Rasse 3, die Ausbildung der Nasenwurzel von Rasse 4 erben, und so ist es zu erklären, wenn man bei derartigen Bastarden oft genug z. B. ganz groteske Nasenformen findet, wenn bei Rassenmischung überhaupt ausgesprochen unharmonische Bildungen in großer Anzahl auftreten, Disharmonien, die sich übrigens nicht nur im Körperlichen zeigen, sondern auch im Geistigen in verhängnisvollster Weise zum Durchbruch kommen.

Bei der Beurteilung von Rassenmerkmalen muß weiterhin auch berücksichtigt werden, daß die Konstitution erhebliche Veränderungen des Erscheinungsbildes verursachen kann.

Ein besonderes Problem ist die Verwertung aus früheren Jahrhunderten stammender Bilder; da die verhältnismäßig naturwahre Bilder ergebende Photographie unbekannt war, bestehen sie aus Zeichnungen, farbigen Gemälden, Plastiken oder Scherenschnitten. Man sieht daher die abgebildete Person nicht mit eigenen, sondern mit den Augen des Künstlers, und man weiß ja, wieviel so mancher Künstler in eine Darstellung hineinsieht und wie oft selbst große Könner dieselbe Person so verschieden auffassen und darstellen, daß man manchmal glaubt, zwei verschiedene Personen vor sich zu haben. Sehr viele Bilder werden aber nicht von großen Künstlern, die meisten werden vielmehr von sehr mittelmäßigen Darstellern stammen, die zumeist nicht die Fähigkeit besaßen, wirklich porträtähnliche Bilder zu liefern. Dazu kommt weiter, daß es in früheren Jahrhunderten vielfach üblich war, die darzustellende Person im Bilde dem herrschenden Schönheitsideal oder dem Typus der herrschenden Stände anzuähneln, sie — in Europa — also möglichst nordisch zu zeichnen. Aus all dem geht hervor, daß man aus alten Bildern eigentlich nur dann, wenn sie von ersten Künstlern stammen, und auch dann nur mit größter Vorsicht anthropologische Schlüsse ziehen darf.

Die eben erwähnte Neigung zur Idealisierung, zur Verschönerung, wird man übrigens auch bei modernen Photos oft sehr berücksichtigen müssen: nur zu viele Photographen retouchieren so lange an einem Bilde herum, bis es zwar — ihrer Meinung nach — „schön", aber durchaus nicht mehr porträtähnlich ist. Für an-

thropologische Zwecke werden also Liebhaberaufnahmen oft sehr viel bessere Dienste leisten, als solche von Berufsphotographen, denn der Liebhaber pflegt im allgemeinen nicht so viel an einem Bilde zu arbeiten und zu „verbessern". Kennt man die Persönlichkeit nicht selbst, so ist einer geschickt retouchierten Photographie oft sehr schwer anzusehen, was alles bei ihr verfälscht ist: eine weitere Erschwerung bei der Auswertung einer bebilderten Ahnentafel.

Um von weiteren, weniger wichtigen Schwierigkeiten abzusehen, möchte ich nur noch erwähnen, daß manchmal die eingelieferten Bilder recht klein oder auch unscharf waren und daher wichtige Einzelheiten nicht immer deutlich erkennen ließen.

All diese Dinge und Überlegungen beeinträchtigten nicht nur die „Wertung" der Ahnentafeln und die Beurteilung des Grades der Rassenreinheit, sie erschweren auch die wissenschaftliche Durcharbeitung, die daher nur mit der größten Vorsicht geschehen kann. Die wissenschaftliche Verwertung war selbstverständlich das Hauptziel des Wettbewerbes: wir wissen noch viel zu wenig über den Erbgang der Rassen- und Familienmerkmale, und diese Kenntnisse lassen sich niemals allein durch das Studium von Einzelpersonen gewinnen, sondern nur mit Hilfe bebilderter Ahnentafeln — und, wenn möglich, durch genaue anthropologische Aufnahme und Messung mehrerer Generationen der selben Familie.

Es sei hier der Versuch gemacht, den Erbgang einiger verhältnismäßig gut erkennbarer Merkmale an der abgebildeten Ahnentafel zu verfolgen:

Bei der Augenfarbe ist der Erbgang meist ohne große Schwierigkeiten festzustellen, zumal diese Eigenschaft auch bei älteren Gemälden meist richtig wiedergegeben ist, und zwar auch darin, daß im Profil dargestellte Augen oft mit einem grünlichen Schimmer versehen sind, den sie in der Tat im Profil haben, während sie von vorn ausgesprochen blau aussehen.

Der Probant hat hier die Augenfarbe (Irisfarbe) „blau"; das ergibt sich aus der beigefügten Zahl 1 (in dem für den Wettbewerb vorgeschriebenen Schema sind für die Kennzeichnung der Augenfarben die Zahlen 1—5 vorgesehen). Die gleiche Augenfarbe weisen seine beiden Eltern auf und von den Großeltern — nach den Angaben — drei; die nicht mit einer die Augenfarbe kennzeichnenden Zahl versehene Großmutter (Anna Sophie Heusinger) dürfte aber ebenfalls helle Augen gehabt haben, auf dem Bilde ist deutlich ein heller Schein zu erkennen, wie ihn dunkle Augen auch im Bilde niemals haben. Der Probant hat bei diesem Befund ohne Zweifel homozygot (gleicherbig) blaue Augen. Von den 8 Urgroßeltern findet sich bei vier die Farbangabe 1 = blau, und der auf den Bildern erkennbare helle Schein der Iris dürfte die Richtigkeit der Angabe bestätigen. Bei den anderen vier ist die Augenfarbe nicht vermerkt, aber nach den Bildern scheinen mindestens noch zwei (Johanne Henriette Schultz und Konrad Heusinger) helle (also blaue, graue oder grünliche) Regenbogenhaut besessen zu haben; bei den beiden letzten Urgroßeltern ist den Bildern gar nichts zu entnehmen. Von den noch weiter zurückliegenden Generationen machen die Augen von Martin Bernhard Hausmann, von dessen Frau Hedwig Klara Jacobi, von Emerentia Lucia Denike und von Johann Friedrich Jacobi einen hellen, die von Juliane Marie Münter, Jacob Leopold Heine und Katharina Elisabeth Rigerus einen ausgesprochen dunklen Eindruck, aber die Photos der Gemälde können da täuschen.

Oder verfolgen wir den Erbgang der Nasenform: der Probant besitzt eine sehr charakteristische, kräftig aus dem Gesicht hervorragende und sehr schmale Nase, die sich durch schmale hohe Nasenwurzel, durch leicht konvexen Rücken, durch

Beilage zu Volk

schmale Spitze und mittelhohe, nur wenig geblähte Nasenflügel auszeichnet. Offenbar die gleiche Nase besaß sein Vater und ebenso der Großvater Friedrich Schulz. Vergleichen wir die Nase des Urgroßvaters Hartw. Joh. Christ. Schulz, so finden wir bei diesem zwar auch eine gut profilierte prominente Nase, aber die Nasenwurzel ist deutlich breiter, und so dürfte die typische Nase eher von der Mutter Johanne Henriette Schultz ererbt sein, zumal sie auch bei deren Großvater Christian Schultz auftaucht; allerdings wird man beim Bilde des letzteren berücksichtigen müssen, daß es damals Mode war, den Porträtierten eine große und lange Nase ins Gesicht zu zeichnen, und so besitzen alle sieben dargestellten Personen dieser Generation und der noch älteren derartige große Nasen, die fast schematisiert aussehen. — Unter den Kindern des Probanten besitzt nur der Sohn die besonders scharf geschnittene Nase des Vaters; die Töchter folgen in dieser Beziehung mehr ihrer Mutter.

Was die vom Probanten angegebenen geistigen Eigenschaften der Mitglieder seiner Ahnentafel anlangt, so fällt zunächst eine gewisse Lückenhaftigkeit auf, die wahrscheinlich darauf zurückzuführen ist, daß nur die Eigenschaften eingetragen sind, für die sich der Proband verbürgen zu können glaubt. Die vorhandenen Angaben wird man also als zuverlässig ansehen dürfen, wenn auch das subjektive Moment durchaus berücksichtigt werden muß, das deshalb in den Angaben vorhanden ist, weil sie das Urteil eines Einzelnen darstellen. Aussagen über geistige Eigenschaften haben in einer Ahnentafel einen mindestens ebenso großen Wert wie die über körperliche, weil es sich immer mehr herausstellt, daß auch geistige Eigenschaften in sehr großer Zahl durchaus erbmäßig bedingt sind. Man denke z. B. an die Familie des Joh. Seb. Bach, bei der das Vorkommen der musikalischen Begabung (also sogar einer außerordentlich kompliziert aufgebauten Eigenschaft) in mehreren Generationen nachgewiesen ist, oder an die Gelehrtenfamilie Bernoulli, bei der immer wieder eine ausgesprochene Begabung für Naturwissenschaften und Mathematik zum Vorschein kommt.

Bei der vorliegenden Ahnentafel ist bei allen 7 Personen der letzten 3 Generationen und bei 6 der Urgroßeltern die Zahl 41 eingetragen, die nach dem Schlüssel „begabt" bedeutet; diese Bezeichnung dürfte bei den betreffenden Personen durchaus zutreffen; der Gesichtsausdruck spricht dafür und der Umstand, daß die Männer ausnahmslos hervorragende Stellungen erreicht haben.

Beim Probanten ist mit der Zahl 61 das Vorhandensein musikalischer Begabung vermerkt; sie findet sich bei seinen Vorfahren bei seiner Mutter, beim väterlichen Groß- und Urgroßvater, bei der mütterlichen Großmutter und beim Vater des mütterlichen Großvaters, taucht aber, trotzdem sie auch bei der Gattin des Probanten vorhanden ist, offenbar nur bei zweien der vier Kinder wieder auf.

Die Zahl 60 = praktische Veranlagung, findet sich nicht beim Probanten, aber bei seinem Vater und väterlichen Großvater; da sie in der mütterlichen Linie nirgends ausgesprochen betont zu sein scheint, ist sie wohl im Erbgang unterdrückt worden.

Der Fleiß (Zahl 45) wird als besonders charakteristisch hervorgehoben: beim Probanten, bei seinen beiden Eltern, bei den väterlichen Großeltern.

Sachlichkeit (Zahl 51) wird erwähnt beim Probanten und bei seinem Vater; wissenschaftliche Begabung (Zahl 59) beim mütterlichen Großvater und dessen Vater, außerdem nur noch beim Vater der mütterlichen Großmutter des Probanten (bei Konrad Heusinger).

Sparsamkeit (Zahl 49) wird nur beim Probanten und seinem Vater ausdrücklich verzeichnet.

Führerbegabung (Zahl 54) findet sich beim Vater, beim Großvater väterlicherseits, bei Konrad Heusinger und bei Joh. Friedr. Ludw. Hausmann besonders betont.

Bei mehreren weiblichen Mitgliedern der Ahnentafel ist Aufopferungsfähigkeit (Zahl 57) ausdrücklich erwähnt, so bei der Mutter des Probanten, bei der väterlichen Großmutter und bei Wilhelmine Henriette Joh. Fried. Lueder.

Endlich noch die Frage nach der Reinrassigkeit der Ahnentafel und nach dem Vorhandensein etwaiger deutlich nachweisbarer fremdrassiger Einschläge. Man wird das durch Bild und Beschreibung erfaßbare „Erscheinungsbild" des Probanten und seiner Eltern als „nordisch" ohne sichere fremde Züge bezeichnen können. Etwas anders liegen die Dinge aber schon bei seinen Großeltern: bei Friedrich Schulz ist das Haar als „schwarz" (Zahl 12) bezeichnet und ebenso bei dessen Mutter, Angaben, die den Bildern entsprechen; das würde auf einen Einschlag einer dunkelhaarigen Rasse schließen lassen, nur ist auch aus den Eigenschaften der Mutter nicht zu entnehmen, um welche es sich handeln kann. Auch vom Vater (Hartw. Joh. Christ. Schulz) könnte etwas fremdes Blut eingedrungen sein; er hat vielleicht — falls das Bild wirklich porträtähnlich ist, was ich etwas bezweifeln möchte — etwas „dinarischen" Einschlag.

Ein nichtnordischer, fremder Zug ist im Gesicht des mütterlichen Großvaters Friedrich Ludolf Hausmann zu erkennen: es ist merkwürdig niedrig und breit und hat auch eine ziemlich kurze und breite Nase; ferner stehen die Augen recht weit auseinander, und der Kopf könnte verhältnismäßig kurz und breit gewesen sein; man wird vielleicht auf „alpinen", möglicherweise auch auf „fälischen" Einschlag schließen können. Bemerkenswert ist, daß die Eltern des Genannten beide eigentlich gar nichts von diesen Eigentümlichkeiten, sondern ausgesprochen nordische Gesichtszüge aufweisen, und in der aufsteigenden Linie der Hausmann ist auch nichts von diesem fremden Einschlag zu erkennen; man wird also annehmen müssen, daß er durch die Familie Lueder gekommen ist und mindestens eine Generation übersprungen hat.

Bei den Personen der älteren Generationen könnte sich bei Juliane Marie Münter „dinarischer" Einschlag geltend machen; allerdings wurde oben schon erwähnt, daß die Nasen aller Personen dieser Generation offenbar schematisch zu groß gezeichnet sind, und bei kleinerer Nase sieht das Gesicht dieser Dame schon erheblich weniger „dinarisch" aus. Ein dunkles Rassenelement dürfte aber doch hier vorhanden sein, denn, wie schon oben betont, sind die Augen vielleicht dunkel gewesen. Endlich könnte auch in dem Ehepaar Heine-Rigerus — falls die Bilder nicht dunkle Farben vortäuschen, sie könnten auch „nachgedunkelt" sein, wie es bei Olbildern häufig ist — eine mit dunkler Haar- und Augenfarbe ausgestattete Rasse mitsprechen, beim Manne vielleicht die „ostbaltische"; seine Wangenbeine sind recht stark betont. Bei diesen beiden Bildern ist aber zu berücksichtigen, daß sie nicht von einem erstklassigen Künstler herzurühren scheinen und keinen besonders lebenswahren Eindruck machen; beim Manne ist z. B. die Stirn unbedingt verzeichnet.

In der Ahnentafel des Probanten sind daher Einschläge fremdrassigen Erbgutes zwar vorhanden, aber sie sind außerordentlich gering, bezüglich der Fremdrassen nicht mit Sicherheit deutbar und außerdem in den letzten Generationen im Erbgang verloren gegangen, wenigstens im Erscheinungsbild. Aber auch im Erb-

bild dürften sie keine erwähnenswerte Rolle mehr spielen, denn bei keinem der vier Kinder des Probanten treten sie deutlich erfaßbar zutage, und wenn zwei dieser Kinder graue Augen (Zahl 2) und eines braunes Haar (Zahl 11) haben, so ist das zwanglos auf das Erbgut der Mutter zurückzuführen, die graue Augen und braunes Haar besitzt. Als einziger Rest fremdrassigen Einflusses ist beim Probanten wohl nur die etwas zu dunkle Haarfarbe (9 = dunkelblond) zu bezeichnen; allerdings darf man kaum mit Sicherheit behaupten, daß die Variation der Haarfarbe nicht auch bei ganz reinrassig nordischen Menschen bis dunkelblond reichen könnte. Die Ahnentafel zeigt auf jeden Fall ein außerordentlich starkes Überwiegen nordischer Rassenelemente; die etwa doch vorhandenen fremden sind fast restlos „herausgemendelt". Und so machen auch, wie es in annähernd reinrassigen Familien die Regel ist, in der vorliegenden Ahnentafel alle Mitglieder der letzten Generationen im Äußeren einen durchaus harmonischen Eindruck: kein fremdes, unpassendes Merkmal stört und verunschönt das Gesicht; und auch die geistigen Eigenschaften scheinen in harmonischem Einklang zu stehen und haben, wie die Berufe und erreichten Stellungen zeigen, zu erfolgreicher, solider und der Allgemeinheit nützender Lebensarbeit geführt; wir haben es mit einer in allen Mitgliedern gut und überdurchschnittlich begabten und lebenstüchtigen Familie von alter Kultur zu tun.

Dem Preisausschreiben lag aber noch ein anderer Gedanke zugrunde: es sollten möglichst weite Kreise auf den außerordentlichen Wert der Familienforschung und besonders der bebilderten Ahnentafeln hingewiesen werden; erstens einmal auf den wissenschaftlichen, aber auch auf den großen kulturellen Wert! Weiß man, wie die Vorfahren ausgesehen haben, so gewinnen die gesammelten toten Zahlen und Daten Leben, die Vorfahren treten plastisch, fast wie Lebende, in unser Bewußtsein; man fühlt sich mit ihnen persönlich verbunden, findet in ihren Zügen die eigenen und die seiner Kinder wieder, entdeckt, von welcher Seite diese oder jene körperliche oder geistige Eigenschaft gekommen ist. Man lernt gewissermaßen erst sich selbst körperlich und geistig kennen und sein eigenes Werden und Sein verstehen. Man entdeckt mehr und mehr, wie Leben und Arbeit der Vorfahren in einem selbst weiterleben, wie man nur ein Glied in der Kette der seelisch verbundenen Generationen, wie man zugleich zur Dankbarkeit verpflichteter Enkel und verantwortungsvoller Ahnherr künftiger Geschlechter ist, man erkennt die geheimsten Zusammenhänge, man gewinnt einen Überblick von hoher Warte und — wird bescheiden. Alles Gedankengänge und Überlegungen, die gerade in unserer Zeit von höchstem Werte sind, in einer Zeit, die in tollem Wirbel die organisch gewordenen Zusammenhänge und Bedingtheiten zu zerreißen, die uns geschichtslos zu machen sucht, die danach trachtet, uns von denen zu lösen, denen wir unsere Kultur und unser Dasein zu danken haben, und uns den sicheren Boden unter den Füßen fortziehen will!

Die Beschäftigung mit Familienforschung, mit den Schicksalen der eigenen Sippe entwickelt den Familiensinn (die Familie ist die Grundlage jeder höheren Kultur und jedes gesunden Staates!), und daraus entsteht auch die Erkenntnis des Wertes von Blut und Rasse, eine Erkenntnis, ohne die ein Gesundbleiben von Volk und Rasse oder gar eine Höherentwickelung, nach der doch jedes gesunde Volk strebt, unmöglich ist. Das Wissen von diesen Dingen muß in das Bewußtsein jedes einzelnen rassisch wertvollen Volksgenossen übergehen, rassenkundliche und rassenhygienische Kenntnisse gehören zu den Lebensnotwendigkeiten, gehören zur allgemeinen Bildung!

Raſſenkreuzung beim Menſchen.

Von Dr. Jon Alfred Mjöen.

Mit 4 Abbildungen.

II.

Wir haben in dem erſten Teil unſeres Artikels [1]) einige Reſultate unſerer Unterſuchungen über Baſtardierung bei Tier und Menſch erwähnt. Es wurde angedeutet, daß die ſo häufig auftretende aſymmetriſche Ohrenſtellung bei Kaninchenbaſtarden (ſ. Abb. 1) als eine Abnormität betrachtet werden muß, die als Symptom

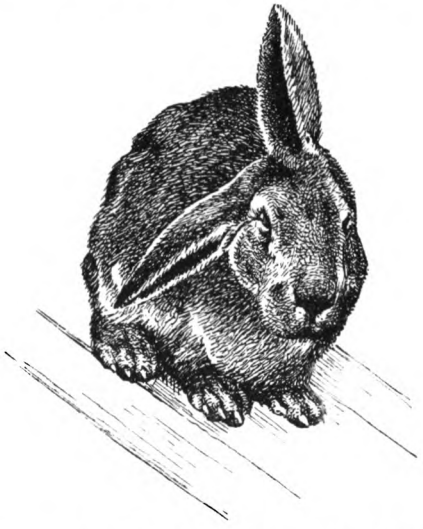


Abb. 1. (Sammlung Winderen Laboratorium.) Dieſe Kaninchenbaſtarde ſind das Reſultat von Kreuzungen zwiſchen Raſſen mit ſtehenden und ſolchen mit hängenden Ohren. Der Baſtard zeigt ein ſtehendes und ein hängendes Ohr.

für das Vorhandenſein anderer und weniger belangloſer Disharmonien gelten darf. (So deuten z. B. einige noch nicht abgeſchloſſene Unterſuchungen über die abſoluten und korrelativen Organgewichte der verſchiedenen Kaninchenraſſen und deren Kreuzungsprodukte darauf hin, daß eine bisweilen deutliche Korrelationsverſchiebung der Organgewichte beim Baſtard zu erkennen iſt.)

Obwohl das Vorhandenſein ſolcher Disharmonien, wenn es um menſchliche Baſtarde geht, nicht ohne weiteres feſtſtellbar iſt, ſo deuten doch mehrere unſrer Unterſuchungen und Meſſungen an Lappenmiſchlingen darauf hin, daß eine deutliche Qualitätsverringerung eintritt. Wie aus den im vorigen Abſchnitt aufgeſtellten Kurven über Lungenvolumen und Muskelkraft bei Reinraſſigen und Miſchlingen hervorgeht, liegen die gefundenen Durchſchnittswerte der Baſtarde nicht allein unter denjenigen der höherſtehenden — alſo nordiſchen — Raſſe, ſondern auch — und dies iſt das Bemerkenswerte — ſogar bedeutend unter denen der reinraſſigen Lappen. Hierbei ſei jedoch bemerkt, daß wir in bezug auf die genea-

[1]) Vgl. 3. Jahrg. 1928. Heft 3. S. 164.

logiſche Scheidung zwiſchen Reinraſſigen und Miſchlingen zum Teil auf die perſönlichen Ausſagen der unterſuchten Individuen angewieſen waren. Es war uns bei dem zu Gebote ſtehenden Material nicht möglich, ſolche Fehlerquellen zu vermeiden. Trotzdem aber glauben wir behaupten zu können, daß die gefundenen Reſultate nicht ſehr weit von den tatſächlichen Verhältniſſen abweichen.

Man darf nämlich nicht vergeſſen, daß die Familienverhältniſſe — Abſtammung — in dieſen dünn bevölkerten Berggegenden äußerſt durchſichtig oder überſichtlich ſind und deshalb heute noch günſtig für Raſſenkreuzungsſtudien liegen.

Dieſe auffallende Verringerung der phyſiſchen Qualitäten der Baſtarde im Verhältnis zu denen der Elternraſſen, in Verbindung mit einer weit geſteigerten

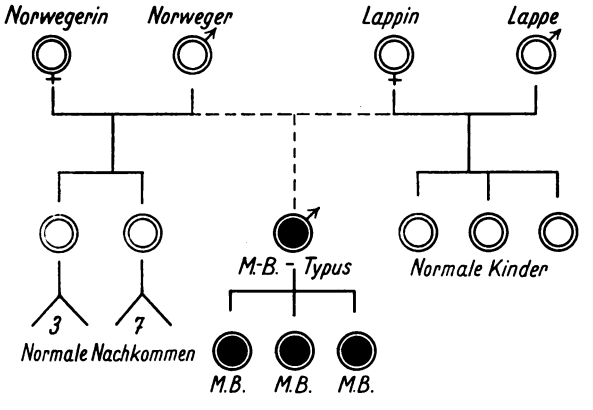


Abb. 2. Nordiſch-Lappiſche Raſſenmiſchung.

Variabilität, ſpricht durchaus für das Zuſtandekommen unzweckmäßiger, disharmoniſcher Kombinationen.

Kann man ſich überhaupt eine Miſchung zweier Raſſen vorſtellen mit hochgradig verſchiedenartigen körperlichen und geiſtigen Merkmalen wie z. B. Nordiſche und Lappen, ohne daß auf dieſem oder jenem Gebiet minderwertige Neukombinationen[2]) entſtehen oder wertvolle Anlagen verkümmern müſſen? Sollte man ſich nicht von vornherein ſagen können, daß auffallende Verſchiedenheiten wie die, welche ſich in Körpergröße, Statur, Knochenbau, Schädelinder, Hautfarbe, Geſichtsinder, Augenform, Naſenform, Muskelkraft, Lungenvolumen uſw. bemerkbar machen, zu einer dementſprechenden Fülle von disharmoniſchen bzw. unzweckmäßigen Neukombination Veranlaſſung geben müſſen? Und ſollte man ſich nicht ebenfalls vorſtellen können, daß die pſychiſchen Merkmale der beiden Raſſen, die, wenn auch nicht ohne weiteres feſtſtellbar, ſo doch auffallend verſchieden ſind, ſich in analoger Weiſe zu ſchwerwiegenden Disharmonien beim Baſtard auswirken können?

Man hört des öfteren den Einwand, daß die Urſache zu der Minderwertigkeit der Baſtarde viel eher in dem Umſtand zu ſuchen iſt, daß ſie das Produkt einer Verbindung genetiſch minderwertiger Elemente ſind, als daß die Miſchung als ſolche ſchädlich ſei. Gegen Einwände ſolcher Art fehlen uns vorläufig noch hin-

[2]) Alfred Ploetz war wohl der erſte, der darauf aufmerkſam machte, daß der Baſtard z. B. die große Lunge des Vaters und das kleine Herz der Mutter erben könne.

reichende statistische Ergebnisse. Doch läßt sich in Einzelfällen feststellen, daß die Bastardierung — und nur diese — als Ursache der Qualitätsverringerung betrachtet werden muß. Von den Beispielen, die uns zur Verfügung stehen, sei das auf S. 73 Befindliche angeführt:

Ein norwegischer Beamter, seiner Tüchtigkeit wegen allgemein anerkannt, heiratete eine nordische Frau. Sämtliche Nachkommen aus dieser Ehe — Kinder und Kindeskinder — waren gesunde, normale, tüchtige Menschen (s. Abb. 2). Er hatte aber in jungen Jahren, gelegentlich einer St. Johannisfeier, ein Liebesverhältnis mit einer Lappin, die später einen Lappen heiratete und mit diesem drei tüchtige, normale Kinder zeugte. Aus dem Liebesverhältnis jedoch entsprang ein Knabe, der sehr bald die auffallenden Eigenschaften des M.-B.-Typus (Mangel an Balance) an den Tag legte. Er log und trank und stahl und bekam eine Reihe von Kindern, von denen drei ermittelt werden konnten. Auch diese zeigten hochgradige geistige Unbalanciertheit und machten sich durch ein auffallend unsoziales Benehmen bemerkbar. Es kann gar kein Zweifel sein, daß in diesem Fall die lappisch-nordische Kreuzung — und nur diese — an der Qualitätsverringerung schuld ist.

Der obenerwähnte Bastard zeigte auch eine Eigenschaft, die wir des öfteren bei den Mischlappen beobachten und gelegentlich auch bei Kreuzungen verschiedener Kaninchenrassen feststellen konnten, diejenigen nämlich, daß die Körpergröße des Bastards über der der beiden Elternrassen lag.

Bekanntlich steht das Wachstum des Körpers in nahem Zusammenhang mit der Funktion der endokrinen Drüsen. Bei Funktionsanomalien der Hypophyse, der Schilddrüse, der Keimdrüsen und wohl auch der Thymus entstehen eine Reihe von Körpergrößenabnormitäten. Es ist höchst wahrscheinlich, daß der obenerwähnte Riesenwuchs bei Bastarden auf einer genetisch bedingten Drüsenanomalie beruht.

Es fragt sich nun, wie die Funktionstätigkeit der endokrinen Drüsen von erblichen Momenten bedingt wird. Daß es erblich bedingte Drüsenanomalien gibt, muß als festgestellt betrachtet werden.

Angenommen, die Funktionseffektivität der verschiedenen innersekretorischen Drüsen sei an verschiedene Gene gebunden, so ist es wohl denkbar, daß die Drüsen bei den Nachkommen verschiedenrassiger Eltern auf Grund der neuen Genekombination mehr oder weniger unharmonisch aufeinander eingestellt sind; es entsteht ein Korrelationsverschiebung, die dann mehr oder weniger bedeutende ja selbst verhängnisvollste Folgen für die betroffenen Induviduen haben mögen.

Eine Erfahrung, die ich schon auf meinen ersten Studienreisen in Nord-Norwegen machte, war die große Tuberkulosesterblichkeit und das gehäufte Vorkommen von Zuckerkrankheit unter den Lappenhybriden[3]).

Es ließe sich denken, daß, wenn die Pankreas-Drüse, die den Zuckerstoffwechsel des Körpers reguliert, sich bei dem Hybriden anatomisch mehr der körperlich kleineren Rasse nähert, diese Drüse dann auch die größere Leistung für einen eventuell viel größeren Körper nicht übernehmen kann. Es ist aber, wie gesagt, das Zusammenspiel der verschiedenen Drüsen, das vor allem Störungen ausgesetzt sein kann.

---

[3]) Amerikanische Forscher wie Gould, Hoffmann, Tillingbast berichten, daß Mulatten — wenigstens in den ersten Generationen — von schwächerer Konstitution sind, bei Strapazen weniger Ausdauer zeigen und eine geringere Immunität gegen Krankheiten, besonders Tuberkulose haben.

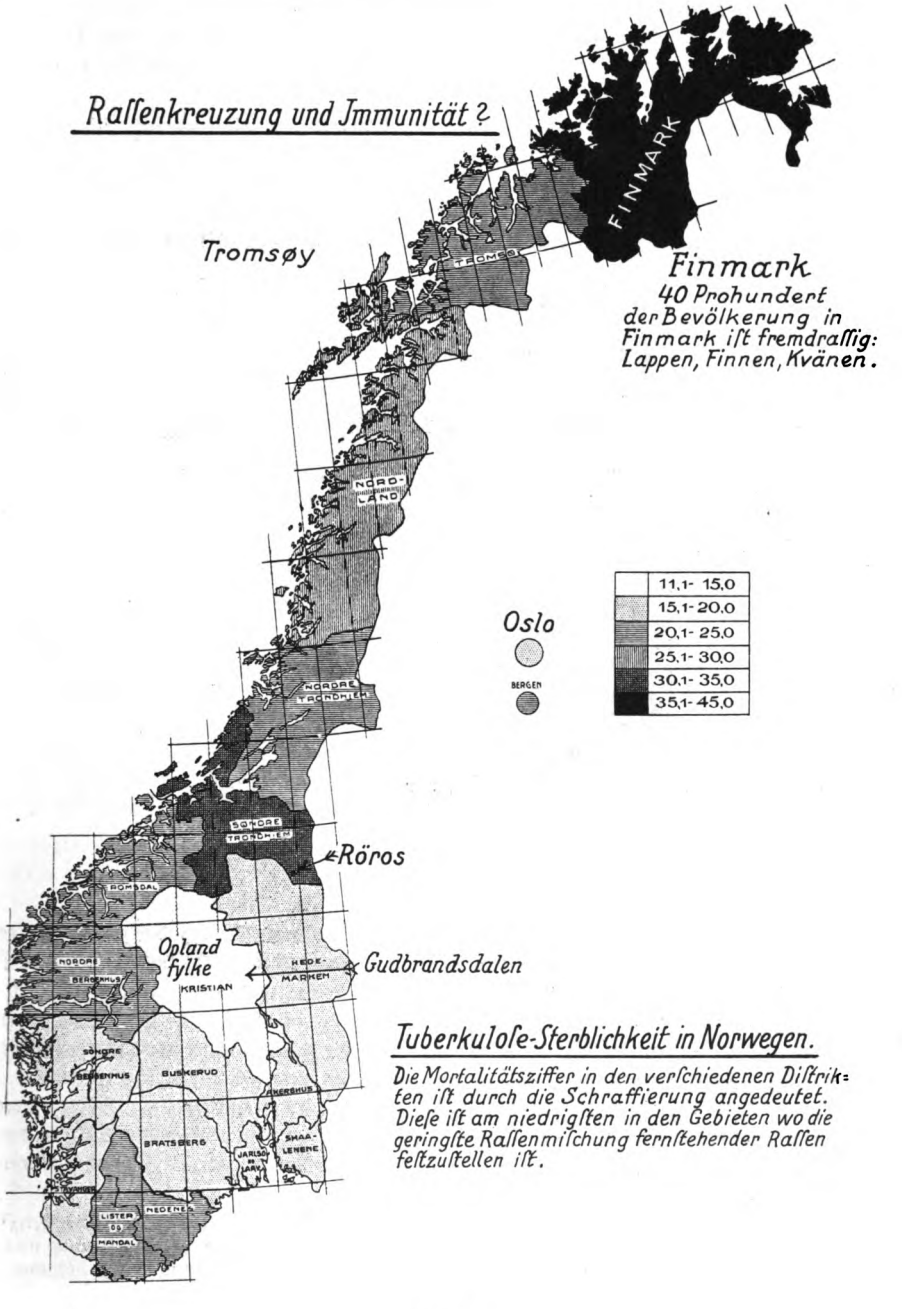

Rassenkreuzung und Immunität?
FINMARK
Tromsøy
TROMSØ
Finmark
40 Prohundert der Bevölkerung in Finmark ist fremdrassig: Lappen, Finnen, Kvänen.
NORD-TRONDHEIM
NORD-LAND
11,1- 15,0
15,1- 20,0
20,1- 25,0
25,1- 30,0
30,1- 35,0
35,1- 45,0
Oslo
BERGEN
NORDRE TRONDHEIM
SØNDRE TRONDHEIM
Röros
ROMSDAL
NORDRE BERGENHUS
Opland fylke
KRISTIAN
HEDE-MARKEN
Gudbrandsdalen
SØNDRE BERGENHUS
BUSKERUD
AKERSHUS
BRATSBERG
JARLSBERG LARVIK
SMÅA-LENENE
LISTER OG MANDAL
NEDENES
Tuberkulose-Sterblichkeit in Norwegen.
Die Mortalitätsziffer in den verschiedenen Distrikten ist durch die Schraffierung angedeutet. Diese ist am niedrigsten in den Gebieten wo die geringste Rassenmischung fernstehender Rassen festzustellen ist.

Abb. 3.

Die vorſtehende Karte könnte beim erſten Blick den Eindruck erwecken, als wäre es eine Karte über Raſſenmiſchung in Norwegen. Dem iſt nicht ſo. Die Karte iſt eine vom Sozialminiſterium ausgearbeitete Karte über Tuberkuloſeſterblichkeit.

Auf Grund der oben angeführten Tatſachen, die darauf hindeuten, daß der Baſtard in phyſiſcher und pſychiſcher Hinſicht den verhängnisvollſten Störungen ausgeſetzt ſein kann[4]), muß man ohne weiteres zugeben, daß die Baſtardierungsfrage ein Problem von der allergrößten Bedeutung iſt. Ein Problem, das nicht nur der Wiſſenſchaft, ſondern in ſteigendem Maße die ganze So-

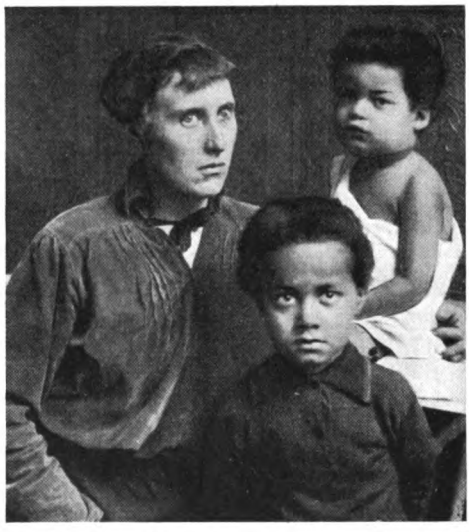


Abb. 4. Raſſenmiſchung im Ruhrgebiete; nordiſche Mutter mit ihren negroiden Kindern.

ziologie, die ganze Menſchheit angeht. Wo in früheren Zeiten der Mangel an Kommunikationsmitteln den ſtärkeren Verkehr zwiſchen den Völkern verhinderte, dort werden heute die lebhafteſten Verbindungen aufrechterhalten — m. a. W. die Vorausſetzung einer geſteigerten Blutmiſchung geſchaffen. Überall ſind wir Zeugen dieſer „Schmelztiegel" — der Treffpunkte aller möglichen Raſſen: im Süden und Oſten Europas, wo Neger, Mongolen und Semiten ihr nicht ganz harmloſes Spiel treiben, und auch überall ſonſt, wo die Sündenwieſe Gottes eine ſolche Gelegenheit darbietet, — es ſei in Südamerika oder Auſtralien, in Tunis oder Algier, in Südeuropa, in den Großſtädten Mitteleuropas oder in Skandinavien,

[4]) Agaſſiz ſagt über die Kreuzung verſchiedener Raſſen folgendes (zit. nach Lenz): „Wer daran zweifelt, daß die Raſſenmiſchung ein Übel iſt, und dazu neigt, aus mißverſtandener Menſchenliebe alle Schranken zwiſchen den Raſſen niederzureißen, der möge nach Braſilien kommen. Er kann den Niedergang einfach nicht leugnen, der auf die Verſchmelzung der Raſſen folgt, die hier ſtärker als in irgendeinem Lande der Welt verbreitet iſt und die beſten Eigenſchaften des Weißen, des Negers und des Indianers reißend ſchnell zum Verſchwinden bringt, während ein unbeſtimmter Baſtardtypus ohne körperliche oder geiſtige Energie übrig bleibt."

kurz: überall wo sich fremdrassige Elemente vordrängen und ein Blutchaos schaffen, das sowohl für das stolze Yankeevolk der Vereinigten Staaten, wie auch in steigendem Maße für die nordischen Völker Europas, eine schwere Bedrohung ist.

Man sieht des öfteren angeführt, daß Rassenmischung wünschenswert sei. Sie schaffe „frisches Blut", wird behauptet, und Beispiele erwähnt, daß diese und jene hervorragenden Persönlichkeiten, wie z. B. Porfirio Diaz oder Booker T. Washington, Bastarde waren. Doch diese sind und bleiben Ausnahmen und ändern wenig an der Hauptregel, daß der Mischling fernstehender Rassen durchwegs eine geringere Anpassungsfähigkeit, geringere Widerstandsfähigkeit, geringere Begabung und Moral und größere Empfänglichkeit für gewisse Krankheiten zeigt.

Wir dürfen uns in dieser heiklen Frage nicht auf den Standpunkt stellen: erst abwarten. Im Gegenteil: solange die Wissenschaft nicht den einwandfreien Beweis geliefert hat, daß die Kreuzung fernstehender Rassen unschädlich ist, ist solche zu vermeiden! Die überwiegende Wahrscheinlichkeit spricht zweifellos für das Eintreten von Schäden, und keinesfalls riskieren wir etwas, wenn wir uns vorläufig so verhalten, als ob die Bastardierung schädlich sei. In die Praxis umgesetzt heißt das vor allen Dingen: eine Kontrolle der Einwanderung muß gesetzlich eingeführt werden!

Die Amerikaner haben dies bereits eingesehen. Die nordischen Völker in Europa leider noch nicht. Die nordischen Völker haben durch die Blutmischung alles zu verlieren, nichts zu gewinnen. Es ist höchste Zeit, daß sie sich auf eine vernünftige Einwanderungspolitik einigen.

Die nordischen Länder sollten offen sein für alle Mitglieder der eigenen und nahverwandten Rassen, wenn sie im Dienste der Kunst, der Wissenschaft, der Technik, der produktiven Arbeit kommen. Wenn jedoch die Fruchtbarkeit des Südens und des Ostens Platz fordert und ernten will wo andere gesät haben, dann laßt uns eine Pforte bauen — und nicht genug damit: laßt uns die Pforte auch schließen.

*

In unsrer Zeitschrift „Den Nordiske Race" haben wir früher den Vorschlag gemacht, ein Allnordisches Institut zu errichten, um die Belange der nordischen Völker rassenbiologisch und nach einheitlichen, internationalen Regeln zu wahren.

Der französische Rassenforscher Graf de Lapouge und der Amerikaner Madison Grant, Verfasser des Werkes „Untergang der großen Rasse", beschäftigen sich in einer offenen Korrespondenz mit diesen selben Ideen und fordern internationalen Zusammenschluß für die Erhaltung der nordischen Rasse mit einem internationalen Clearing House in Skandinavien, — ein Gedanke, der in diesen Tagen von den kalifornischen Gelehrten Gosney, Goethe und Popenoe mit Energie aufgenommen worden ist.

Nordischgermanisches in der Bevölkerung des polnischen Staates.

Von Prof. Dr. Otto Reche, Leipzig.

Mit 11 Abbildungen.

Ziemlich rasch nach der Bildung des polnischen Staates, über dessen Anthropologie bis dahin nur außerordentlich wenig bekannt war, begann man mit der rassenkundlichen Untersuchung der in ihm staatsrechtlich zusammengefaßten Völker. Die Regierung unterstützte diese Bestrebungen in mustergültiger Weise: in Lemberg wurde die schon aus der österreichischen Zeit bestehende Professur für Anthropologie und Ethnologie übernommen und in Warschau eine neue Professur begründet. Den Lehrstuhl in Lemberg behielt der in Deutschland ausgebildete bekannte Prof. Dr. Jan Czekanowski, die Professur in Warschau wurde Herrn Prof. Dr. Casimir Stolyhwo übertragen. Besonders großzügig ging auch die polnische Heeresverwaltung vor: bereits seit dem Jahre 1923 werden sehr umfangreiche anthropologische Untersuchungen an Heeresangehörigen durchgeführt, wobei auch die Blutgruppen berücksichtigt und an nicht weniger als 12000 Soldaten festgestellt wurden. Der Leiter der militärisch-anthropologischen Arbeiten ist Dr. Jan Mydlarski; er wird in den serologischen Untersuchungen hauptsächlich von der Assistentin am Institut für Serumforschung in Warschau, Frl. Halber, unterstützt. Die Heeresuntersuchung wird von „Meßtrupps" durchgeführt, d. h. von Studenten, die in der anthropologischen Technik ausgebildet sind. Nach den Veröffentlichungen Mydlarskis waren bereits über 100000 Soldaten anthropometrisch gemessen, und man will durch die weiter fortgesetzten Arbeiten die Gesamtzahl auf rund 140000 bringen, womit rund 1% der Bevölkerung (allerdings nur in jungen kräftigen männlichen Individuen) erfaßt wäre, eine Zahl, mit der man wirklich etwas anfangen kann!

Dank der so fleißigen Arbeiten ist man jetzt auch schon in der Lage, sich ein recht zuverlässiges Bild von den Rassenverhältnissen des polnischen Staates zu machen; allerdings muß man dabei berücksichtigen, daß die zum Heere eingezogenen Soldaten kein wirklich „repräsentatives" Material der Bevölkerung darstellen; sie sind ja eine Auslese der körperlich tüchtigsten, erfassen nur Männer, und endlich ist es nicht ausgeschlossen, daß verschiedene Rassen in verschiedenem Grade militärtauglich sind; so vermutet Mydlarski, daß die Angehörigen der „alpinen" Rasse im Durchschnitt konstitutionell schwächer und daher weniger militärtauglich seien, als die der anderen Typen; ist das richtig, so würden sich also beim Militär relativ weniger „Alpine" finden als in der Bevölkerung.

Sowohl Czekanowski wie Mydlarski haben die bisherigen Ergebnisse zusammengefaßt und ein Bild von der rassischen Zusammensetzung der Völker Polens zu geben gesucht; sie kommen dabei im wesentlichen zu den gleichen Ergebnissen[1]). Sie haben die Verbreitung der wichtigsten Merkmale auf Karten einge-

[1]) J. Czekanowski: Recherches anthropologiques de la Pologne. Bull. et mémoires de la société d'Anthropologie de Paris 1920, S. 48 ff. — W. Halber u. J. Mydlarski: Untersuchungen über die Blutgruppen in Polen. Zeitschrift f. Immunitätsforschung u. experim. Therapie. Bd. 43. 1925. S. 470 ff. — J. Mydlarski: Vorläufiger Bericht über d. Militäranthrop. Aufnahme Polens. „Kosmos", Journal de la Société Polonaise des Naturalistes. Bd. 50. 1925, S. 530—583; und Beiträge z. Anthropologie von Polen u. zum Problem d. Auslese beim Rekrutieren. „Kosmos", Bd. 53. 1928, Heft 1 S. 195 ff.

tragen; aus der Kombination dieser Karten ergibt sich dann die Verbreitung der wichtigsten anthropologischen Typen.

Interessant sind schon die Verbreitungskarten des Längen-Breiten-Index des Kopfes (Abb. 1); aus ihnen ergibt sich, daß ausgesprochen langgebaute (und gleichzeitig nicht übermäßig schmale) Köpfe besonders in dem früher deutschen Westpreußen und in den Landstrichen südlich der ostpreußischen Grenze sich finden; in den Bezirken Posen, Warschau und Lodz und in Wolhynien haben die „mittellangen" (= mesokephalen) Köpfe die Mehrheit; die Mitte, ein Teil des Ostens und der ganze Süden und Südwesten sind dagegen mit Menschen besetzt, die ausgesprochen „kurze" (= brachykephale) Köpfe haben. Die Erklärung dieser

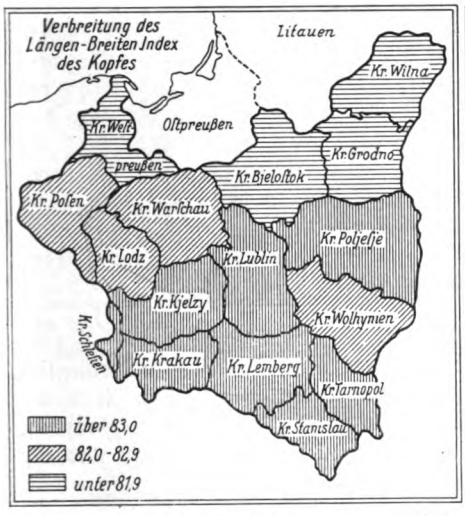


Abb. 1. Nach Mydlarski.

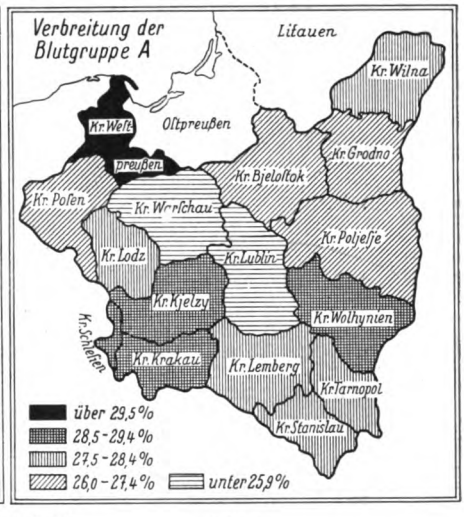


Abb. 2.

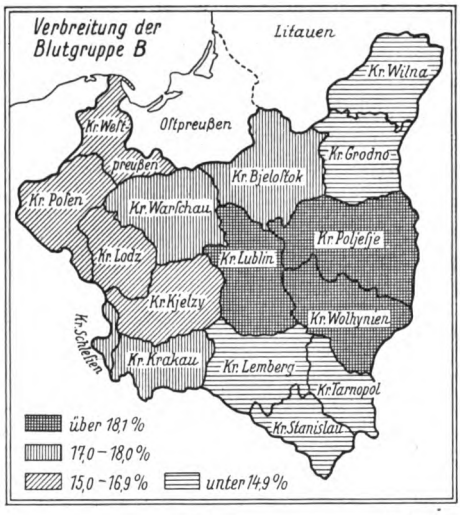
Verhältnisse glaubt Czekanowski — und man wird ihm da durchaus recht geben müssen — in den geographischen Verhältnissen gefunden zu haben: die Langköpfe sitzen im allgemeinen in Polen in den fruchtbaren breiten Flußtälern und Ebenen, die Kurzköpfe in den weniger günstigen Gebirgen und Sumpfgebieten, also in sogenannten „Rückzugsgebieten", in die sie offenbar abgedrängt wurden.

Die Karte der Körpergröße, die auf Grund der militäranthropologischen Erhebungen entworfen wurde, zeigt die Größten in Westpreußen und Posen und in großen Teilen des Ostens, die Mittelgroßen im Nordosten, in Bezirken der Mitte und z. T. im Südosten, die ausgesprochen Kleinen im südwestlichen Teil der Mitte und im äußersten Südosten.

Recht interessant ist eine Karte der Verbreitung des Fuß-Index (Verhältnis von Fuß-Breite zur Fuß-Länge), die von Mydlarski entworfen wurde; es sind auf ihr vier Zonen unterschieden. Die verhältnismäßig schmalsten Füße (wie sie für die nordische Rasse charakteristisch zu sein scheinen) finden sich demnach in Westpreußen, Posen und ganz im Norden, die verhältnismäßig breitesten Füße bei den kurzköpfigen Leuten im Süden und im Südosten.

Sehr aufschlußreich sind auch die von Mydlarski gegebenen Karten der Verbreitung der Blutgruppen; Abb. 2 zeigt den Gehalt an A-Blut, also der heute für Nordwesteuropa typischen Blutart. Blutgruppe A ist demnach am

häufigſten in Weſtpreußen (in mehr als 29,5 %); dann kommen die Südweſtbezirke und Wolhynien; den niedrigſten Hundertſatz des A-Blutes finden wir in der Mitte.



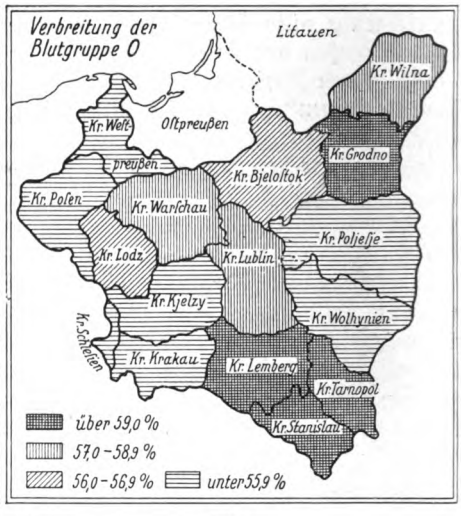


Abb. 3. Nach Mydlarſki. Abb. 4.

Die Karte der Blutgruppe B (alſo der vermutlich in Aſien urſprünglich heimiſchen) zeigt die größte Anhäufung von B im Oſten, alſo in dem Aſien am nächſten gelegenen Gebiet; den geringſten Gehalt an B-Blut haben der Norden, Weſtpreußen, Poſen, das ländliche Gebiet nordweſtlich von Warſchau und der

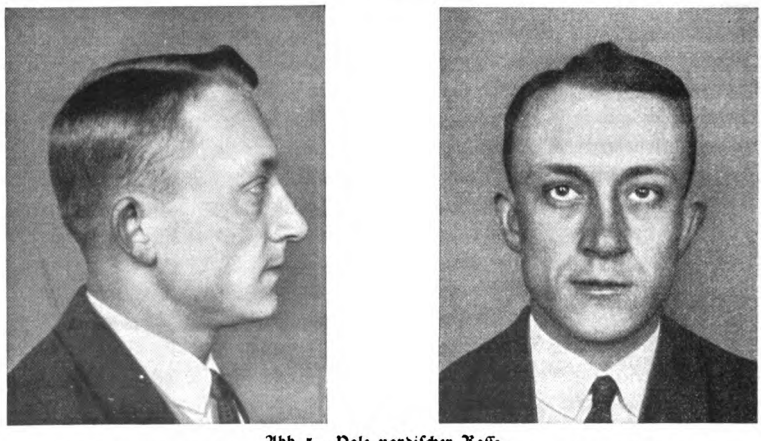


Abb 5. Pole nordiſcher Raſſe.
(Aus Günther, Raſſenkunde Europas. 3. Aufl. J. F. Lehmanns Verlag, München.)

äußerſte Südoſten (Abb. 3). Die Karte der Blutgruppe O zeigt dieſe am häufigſten im Südoſten und Nordoſten, am ſeltenſten in den urſprünglich deutſchen Provinzen und ganz im Oſten (Abb. 4).

Als erſter trat Czekanowſki mit der Theorie auf, daß man in Polen mit den für Europa meiſt angenommenen drei Hauptraſſen (der nordiſchen, der alpinen und

der Mittelmeer-Raſſe) nicht auskomme, daß ſich hier in erheblichem Maße noch andere Raſſen fänden. Und ſo unterſcheidet er folgende Typen, die übrigens Mydlarſki nach ſeinen Unterſuchungen anerkennt:

Abb. 6. Pole „präſlawiſcher Typus", β.
(Aus Günther, Raſſenkunde Europas. 3. Aufl. J. F. Lehmanns Verlag, München.)

1. den Typus α; er iſt identiſch mit der „nordiſchen Raſſe", hat alſo als wichtigſte morphologiſche Merkmale (Abb. 5)[2]) einen ſehr langen und geräumigen, nicht zu ſchmalen bis mittelbreiten und oft recht hohen Kopf, einen

Abb. 7. Pole, vorwiegend dinariſcher Raſſe, Typus δ.
(Aus Günther, Raſſenkunde Europas. 3. Aufl. J. F. Lehmanns Verlag, München.)

Längen-Breiten-Index bis durchſchnittlich etwa 78, hohes und recht ſchmales Geſicht, blaue Augen, hellblondes Haar und erhebliche Körpergröße.

2. Typus β; Czekanowſki bezeichnet ihn als „präſlawiſchen Typus", hält ihn für identiſch mit der von mir in der Steinzeit Schleſiens und Böhmens

[2]) Die abgebildeten Typen ſtammen z. T. aus dem Anthrop. Inſtitut der Univerſität Lemberg und ſind dem Verlage in liebenswürdigſter Weiſe von Herrn Profeſſor Dr. Czekanowſki zur Verfügung geſtellt.

bereits feſtgeſtellten „ſudetiſchen“ Raſſe (meinem Typus I[3]), deſſen Angehörige damals ſchon offenbar als Hörige ins Land eingeſchleppt waren) und glaubt in ihm die Urbevölkerung des Landes gefunden zu haben, die lange vor den Slawen in dem Gebiete ſaß (daher die Bezeichnung „präſlaviſch“). Der Typus hat einen verhältnismäßig kleinen, mittellangen und ziemlich breiten Kopf mit einem mittleren Inder von etwa 81—82; er iſt auffallend kleinwüchſig, hat nach Czekanowski hellbraune Augen und dunkelblondes Haar. Ich perſönlich glaube, daß der „Sudetiſch-präſlaviſche“ Typ urſprünglich ſchwarzes Haar und ſchwarze Augen hatte, daß alſo die „Präſlawen“ Czekanowſkis nicht mehr in allen Stücken den reinen Typus darſtellen, vielmehr mit andersraſſigen, beſonders auch nordiſchen Ele-

Abb. 5. Pole, alpiner Raſſe, Typus ω.
(Aus Günther, Raſſenkunde Europas. 3. Aufl. J. F. Lehmanns Verlag, München.)

menten, vermiſcht und daher in den Farben durchſchnittlich etwas aufgehellt ſind. Der Typus zeichnet ſich weiter durch ein ſehr breites Geſicht und durch eine niedrige und breite Naſe aus (Abb. 6).

3. Typus γ, von Czekanowſki mit dem „ſarmatiſchen“ Typ Hölders gleichgeſetzt und meiſt als „ſubnordiſcher Typus“ bezeichnet. Seine Eigenſchaften ſind nach Czekanowſki ausgeprägte Rundköpfigkeit (Inder durchſchnittlich etwa 84—85), Großwüchſigkeit, grünliche Augen und blondes Haar.

4. Typus δ, mit der „dinariſchen“ Raſſe identifiziert; Czekanowſki nennt ihn auch den „jugoſlaviſchen“ Typus, da er in Serbien, Kroatien und den Nachbargebieten häufig iſt. Er iſt großgewachſen, außerordentlich kurzköpfig (Inder durchſchnittlich etwa 86—87); das Haar dürfte urſprünglich ſchwarz ſein, die Farbe der Augen braun (Abb. 7).

5. Typus ε, ein nach Cz. ſehr ſelten vorkommender, nur in einigen nördlichen Diſtrikten etwas häufigerer Typus. „Man muß ihn unbedingt vom nordiſchen unterſcheiden“, meint Cz. Er iſt extrem dolichokephal (hat alſo einen ſehr niedrigen Kopfinder), iſt hellhaarig, die Haut neigt zur Bildung von Sommerſproſſen. Der Typ iſt ſehr kleinwüchſig und macht einen degenerierten Eindruck.

[3]) O. Reche: Zur Anthropologie der jüngeren Steinzeit in Schleſien und Böhmen. Archiv f. Anthrop. N. F. Bd. 7. Heft 2 u. 3. 1908. S. 220 ff. Vgl. beſonders Taf. X, Fig. 1.

Cz. iſt geneigt, ihn für einen Abkömmling eines in den Farben aufgehellten, Zweiges der Mittelmeer-Raſſe zu halten, eine Anſicht, die ich ſchon aus geographiſchen Gründen für wenig wahrſcheinlich halte; eher könnte es ſich um einen degenerierten und mit fremden Elementen vermiſchten Zweig der nordiſchen Raſſe handeln.

6. Typus ω = „alpiner“ (= „oſtiſcher“ nach H. Günther) Typ; er iſt kleinwüchſig, ſehr rundköpfig mit hohem Kopfinder und hat nach Cz. ein ziemlich ſchmales Geſicht und recht ſchmale Naſe (was mit den übrigen „Alpinen“ nicht ſo ganz übereinſtimmt); er zeigt in Haar, Augen und Haut recht dunkle Farben (Abb. 8).

Abb. 9. Pole, mittelländiſcher Raſſe, Typus ϱ. n. Czekanowſki.

Abb. 10. Pole, lappoider Typus, Typus λ. n. Czekanowſki.

Dieſen 6 „Typen“ oder „Raſſen“ hat Mydlarſki noch zwei weitere hinzugefügt:

7. Typus ϱ = Mittelmeer-Raſſe; Angehörige dieſes Typs ſind beſonders durch Anſchluß des äußerſten Südoſtens an den polniſchen Staat hinzugekommen: wohl Ausſtrahlungen des Rumänentums. Die Leute ſind ausgeſprochen langköpfig, kleinwüchſig und haben ſehr dunkle Farben von Haar, Haut und Augen (Abb. 9).

8. Typus λ, von Mydlarſki als „nordeuropäiſche Brachykephale“ bezeichnet und mit den Lappen in verwandtſchaftliche Beziehungen gebracht (Abb. 10); der Typ iſt auffallend kleinwüchſig, kurzköpfig, ſehr breitgeſichtig, breit- und flachnaſig und dunkel gefärbt; er findet ſich nach M. der Bevölkerung von Kleinpolen beigemiſcht, alſo im Südweſten des Staates.

Auf der Karte Abb. 11 iſt die geographiſche Verbreitung der ſechs Haupttypen eingezeichnet, wie ſie ſich nach den Karten und Angaben von Czekanowſki und Mydlarſki ungefähr darſtellt; für jedes Gebiet iſt der vorherrſchende Raſſentypus eingetragen. Die betreffende Signatur beſagt alſo nicht, daß dort die betreffende Raſſe unvermiſcht vorkäme, aber daß ſie dort das Erſcheinungsbild der Leute deutlich beſtimmt.

Bei der Betrachtung der Karte fällt vor allem das merkwürdig zerriſſene Gebiet der „präſlaviſch-ſudetiſchen“ Raſſe auf, die Czekanowſki, wie er-

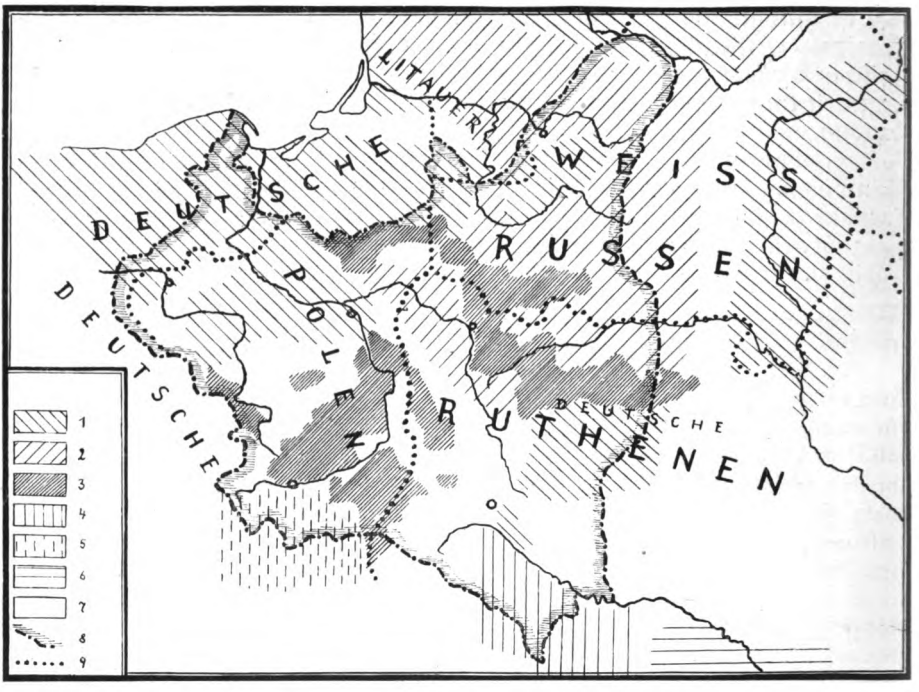


Abb. 11. Raſſen und Völker des polniſchen Staates.

Die Raſſen nach Angaben von J. Czekanowſki. — 1 = vorwiegend nordiſche Raſſe, 2 = vorw. ſarmatiſche R., 3 = vorw. ſudetiſch-präſlaviſche R., 4 = vorw. dinariſche R., 5 = vorw. alpine R., 6 = vorw. Mittelmeer-R., 7 = raſſiſche Miſchgebiete, 8 = Grenzen des polniſchen Staates, 9 = Völkergrenzen.

wähnt, als die Urbevölkerung auffaßt, die von anderen Raſſenelementen, beſonders von eindringenden Angehörigen der nordiſchen Raſſe, in Rückzugsgebiete abgedrängt worden ſei. Sie ſitzt hauptſächlich im Südoſten des polniſchen Sprachgebietes, aber auch in Teilen Oberſchleſiens und im Nordoſten, und in größeren Maſſen im Nord- und Weſtgebiet der Ruthenen.

Sehr viel geſchloſſener iſt das Gebiet der „ſarmatiſchen“ Raſſe, die in breiten Maſſen im mittleren Oſten des Gebietes wohnt; zu ihr gehören hauptſächlich viele Weißruſſen, auch der dem polniſchen Staate einverleibte Teil dieſes Volkes, und der nordöſtliche Abſchnitt der zu Polen geſchlagenen Ruthenen.

Die „alpine“ (oſtiſche) Raſſe ſcheint im Gebiet des polniſchen Staates recht wenig vertreten zu ſein; ſie kommt ſcheinbar faſt nur im äußerſten Südweſten vor, und zwar bei den Polen, und fehlt offenbar bei all den anderen Nationalitäten faſt ganz.

Die „dinariſche“ Raſſe ſcheint als relativ geſchloſſene Bevölkerung nur in den Karpathen Südoſt-Galiziens vorzukommen.

Überaus intereſſant iſt die Verbreitung der nordiſchen Raſſe im Bereich des polniſchen Staates, und Czekanowſki glaubt, daß ſie von dem Oſtſeerandgebiet kommend, dem Laufe der großen Stromtäler folgend ins Land eindrang. Hauptwanderſtraßen waren — und das zeigt auch die heutige Verbreitung noch ſehr gut auf der Karte — die Weichſel, die Warthe und Netze, in gewiſſem Grade auch der Memel und ſehr deutlich die Düna. Und ſo haben wir heute noch große

Komplexe verhältnismäßig rein nordischer Bevölkerung in den zu Polen gekommenen deutschen Provinzen Westpreußen und Posen, aber auch im Anschluß an diese im Weichselgebiet nordwestlich von Warschau, im Anschluß an die ostpreußische Grenze, bei den zu Polen gekommenen Litauern, bei den Weißrussen zwischen Memel und Wilija, und eine ziemlich geschlossene Bevölkerung bei den Ruthenen Wolhyniens. In diesem Gebiet dürften die zahlreichen dort angesiedelten Deutschen zur Erhöhung des nordischen Elementes nicht unwesentlich beitragen. Östlich des polnischen Staates verzeichnet dann Czekanowski noch einen größeren Komplex nordischer Menschen am ganzen Oberlauf des Dnjepr, und im Norden längs der Düna, hauptsächlich in Kurland und Livland und bei den nördlichsten Weißrussen (zu denen sprachlich auch die Bevölkerung des Dnjepr-Oberlaufes gehört).

Cz. hat in seinen Arbeiten auch die höchst interessante Frage angeschnitten, *wann* die Elemente der nordischen Rasse eindrangen und welcher Nationalität sie angehörten. Er hebt hervor, daß sich der nordische Typ auch in „Großpolen", also im Warthe-Bassin, im eigentlichen „Stammland des Polentums", stark verbreitet finde; hier sei historisch der polnische Staat entstanden; ganz allmählich habe er sich die östlich und südlich gelegenen Gebiete angegliedert, der Reihe nach: Kleinpolen, Schlesien, Masovien, die ruthenischen Länder und Litauen, sie z. T. sprachlich poloniſierend. Er schreibt dann wörtlich: „diese politische Ausdehnung war zweifellos von einer Ausbreitung der Bewohner Großpolens" (also langköpfiger, großgewachsener, hellfarbiger, nordischer Menschen) „begleitet" und fügt hinzu: „Die Anhänger Gobineaus werden zweifellos mit Erfolg den Schluß ziehen, es sei kein Zufall, daß die Bildung des polnischen Staates gegen Ende des ersten Jahrtausends in dieser Periode zustandegekommen sei", also durch Angehörige der nordischen Rasse. Cz. nimmt also Angehörige der nordischen Rasse als Gründer des ersten polnischen Staates in Anspruch. Noch nicht gelöst wäre dann allerdings die Frage, wie im Warthe-Bassin sitzende Angehörige dieser Rasse zu „Slaven", zu „Polen" geworden sein können. Man könnte sich vorstellen, daß sich dort Reste der germanischen Urbevölkerung (also wohl Burgunden oder Vandalen) noch nach der Völkerwanderungszeit gehalten haben, daß von Südosten Slaven eindrangen, wobei die einheimischen Germanen sprachlich slaviſiert, die eingedrungenen Slaven durch Mischung in erheblichem Grade rassenmäßig aber germaniſiert wurden; dieses so entstandene hauptsächlich nordische Mischvolk wäre dann zum Gründer des Urpolentumes geworden.

Cz. überschätzt übrigens die damals mit der Ausbreitung des Urpolentumes in die anderen Landesteile gewanderten Bevölkerungsmengen durchaus nicht und meint, das sei nur die *letzte Welle*, die letzte Phase eines einen großen Zeitraum einnehmenden Prozesses gewesen; es sei durchaus möglich, daß „unsere Zeichnung" (d. h. die von ihm entworfene Karte) „uns auch die Resultate älterer germanischer Durchdringungen zeigt, die der gleichen Richtung folgten". Er erklärt dies sogar für sehr wahrscheinlich. In der Tat ist es völlig unmöglich, beispielsweise die nordischen Elemente längs der Düna, im Gebiet des oberen Dnjepr und in Wolhynien durch die Gründung und Ausdehnung des polnischen Staates zu erklären. Wir haben also im Gebiet des polnischen Staates und weiter östlich und nördlich erhebliche Bevölkerungsmengen, die überwiegend *nordisch* sind und *Reste früherer germanischer* Stämme darstellen, die später *sprachlich* slaviſiert (zu Weißrussen, Ruthenen, Polen) wurden oder im Letten- und Litauertum aufgingen, ihren *nordisch-germanischen Rassentypus aber beibe-*

hielten! Das sind höchst wichtige Ergebnisse der anthropologischen Forschung, die zudem wohl nur von wenigen erwartet wurden; fast niemand hat geahnt, daß in diesen Gebieten noch so zahlreiche vorwiegend nordische Bevölkerungen sich erhalten haben.

Sie mit bestimmten germanischen Stämmen zu identifizieren, ist vorläufig noch unmöglich; man könnte für Wolhynien an die Bastarnen, vielleicht auch an Goten, für das obere Dnjepr- und Dünagebiet an Normannen, überhaupt an Skandinavier denken. Wir wissen aber über die Vorgeschichte dieser Gegenden und über das Werden der heute dort wohnenden Bevölkerungen noch viel zu wenig; Aufklärung kann nur ein sorgfältiges Handinhandarbeiten von Rassenkunde (einschließlich der Blutgruppen-Untersuchung) und Vorgeschichtsforschung bringen.

Die Lebensfrage des deutschen Volkes.

Von Dr. med. et phil. Lothar Gottlieb Tirala,
Facharzt für Gynäkologie, Brünn.

Genau so wie es bei einem Patienten, der eine schwere Krankheit hat, in letzter Hinsicht von ausschlaggebender Bedeutung ist, ob der Kranke am Leben bleiben will, ob seine vitale Energie, oder kurz sein Wille zum Leben stark genug ist, um alle Hemmungen zu überwinden, so ist es auch bei einem Volke. Unser Volk ist schwer krank und das, was den Arzt ganz besonders bedenklich macht, ist die offenbare Verminderung seines Willens zum Leben. — Vor mir liegt das ausgezeichnete Buch von Burgdörfer: „Der Geburtenrückgang und seine Bekämpfung“ [1]). — Der Verfasser bringt uns die neuesten Zahlen auf diesem Gebiete — und nicht nur Zahlen, sondern auch ihre Zergliederung. Denn wenn man so einen kurzen Blick auf die Berichte der Statistiker warf, so las man, daß wir im Deutschen Reich noch immer einen Geburtenüberschuß von 640 000 im Jahre 1920, von 520 000 im Jahre 1922, 510 000 im Jahre 1924, von 490 000 im Jahre 1926 und von 400000 im Jahre 1927 hatten und beruhigte sich bei dem flachen Gedanken, daß unser Volk noch immer ein wachsendes Volk sei und daß es jetzt in den Nachkriegsverhältnissen ganz gut sei, daß das Volk ohne Raum und ohne Kolonien sich nicht selber erdrücke.

Wenn man aber genauer hinsieht, merkt man, daß wir nur deshalb noch diesen kleinen Überschuß haben, weil die Sterbeziffer im Vergleiche zu den früheren Jahren so stark gesunken ist — vor 20 Jahren starben jährlich 1 200 000, jetzt kaum 800 000 und während das Durchschnittsalter früher 38 Jahre betrug, beläuft es sich jetzt auf 58 Jahre.

Es leben also im deutschen Volke viel mehr alte Leute als früher — während aber vor 20 Jahren noch 2 000 000 Menschen im Jahre geboren wurden, kamen im Jahre 1927 kaum 1 160 000 zur Welt — also ein Geburtensturz von 900 000 — früher hatten wir auf 1000 Einwohner 40 Lebendgeborene — jetzt kaum mehr 18. — Das deutsche Volk ist bereits überaltet. Die Geburtenzahl kann bis auf 0 sinken, die Sterbezahl nicht. Obendrein wird dieser gegenwärtige scheinbare Überschuß der Geburten über die Todesfälle sofort verschwinden, wenn diese über-

[1]) Veröffentl. aus d. Gebiet d. Medizinalverwaltung XXVIII. Bd. 2. Heft. Berlin 1929. Verlag R. Schoetz. Preis Mk. 5.80.

alterten Menschen absterben werden; das deutsche Volk ist greisenhaft geworden. Im Laufe der letzten 10 Jahre sind in Deutschland rund 8½ Millionen Kinder zu wenig auf die Welt gekommen und 5—6 Millionen alter Menschen sind dank der Fürsorge und gesteigerten Hygiene erhalten geblieben. Daher täuscht die heutige Sterbeziffer eine zu geringe Sterblichkeit und damit eine größere Bevölkerungszunahme vor, als tatsächlich vorhanden ist.

Wer aber sagt: warum denn überhaupt zunehmen? Der ist schon auf der absteigenden Linie, der wird nichts erobern, der wird nichts wieder gewinnen, ja der wird das Überkommene nicht einmal erhalten. Legen wir uns einmal die Frage vor: Wieviel Kinder, wieviel Lebendgeburten im Jahre braucht unser Volk, um seinen Bestand zu erhalten? Burgdörfer berechnet 18 Geburten im Jahre auf 1000 Einwohner. Unsere Wachstumsenergie aber ist eben bereits auf dem Nullpunkt angelangt. Wir sind nicht einmal mehr ein stationäres Volk, sondern ein absterbendes Volk, denn zur Erhaltung unseres heutigen völkischen Besitzstandes brauchen wir 1 370 000 Lebendgeburten, wir haben aber nur 1 160 000. Dabei halte ich mich absichtlich nur an Quantitäten, von Qualität wollen wir erst später reden. Unser Volk hat 3 Millionen gebärfähiger Frauen, welche biologisch ungenutzt absterben. Die Bilanz im Lebensbuch unseres Volkes aber stellt sich nun in diesen Zahlen so dar: Auf 1000 der stationären Bevölkerung kommen 17,4 Todesfälle und 15,9 Geburten, mithin ein Defizit von 1,5.

Wir sind überaltet, wir schrumpfen ein, wir sind ein sterbendes Volk. Daß die Großstadtbevölkerung unfruchtbar ist, wird wohl allgemein bekannt sein; daß aber Berlin mit 9,9 Lebendgeburten auf 1000 Einwohner (18 würde es brauchen, um am Leben zu bleiben) einen Welttiefenrekord hält, das wird vielleicht doch manchem zu denken geben. Wenn man Berlin den dauernden Zustrom der ländlichen Bevölkerung sperren würde und es biologisch auf sich allein anwiese, würde die Bevölkerung in 150 Jahren von 4 Millionen auf 100 000 sinken. So rasch stirbt eine deutsche Großstadt an sich selbst. Paris ist gegenüber Berlin eine biologisch gesunde Stadt; dazu ein paar Zahlen: Auf 1000 Einwohner wurden geboren in Berlin 10, in Wien 12, Paris 16, London 17, Tokio 25, New-York 22, Moskau 30. Berlin allein ist von dem Zweikindersystem zum Einkindersystem übergegangen. Heirats- und Geburtenziffer sind gleich; aber selbst die Ziffer 10 ist für Berlin zu hoch, die sogenannte gereinigte Geburtenziffer beträgt nur 7,4.

Wenn aber einer glaubt, daß es in den Mittel- und Kleinstädten Deutschlands besser zugeht, so irrt er sich sehr.

Auch die deutschen Kleinstädte bleiben mit 12 Geburten von 1000 um ein volles Drittel unter dem Erhaltungsminimum, sämtliche deutschen Großstädte mit durchschnittlich 10 Geburten auf 1000 bleiben gar um $^2/_5$ darunter. Auch die Fruchtbarkeit der Landbevölkerung nimmt in Deutschland derart rasch ab, daß sie auch gar bald nicht mehr ausreichen wird, um den Bestand zu sichern. Nun ist es natürlich ein leeres Geschwätz von einer Minderung der Reproduktionskraft, Alterserscheinungen unseres Volkes zu sprechen — wir Gynäkologen wissen am besten, daß es ganz einfach nicht wahr ist; sondern das deutsche Volk hat den Willen zum Kind, den Willen zur Zukunft verloren. Und nicht etwa nur in der Stadt. Die Bäuerinnen kommen um die Anti-Konzeptions-Mittel. Die Begründungen sind köstlich: die eine hat zu wenig Kühe, um das 2. oder 3. Kind ernähren zu können, die andere hat zu viele Kühe und eine zu große Wirtschaft, um sich durch eine Schwangerschaft wieder vom Betriebe der Wirtschaft abhalten lassen zu können. Biologische, ethische, rassenhygienische Argumente des Arztes

werden, wie ich aus eigener Erfahrung sowohl bei einzelnen als auch aus Frauenversammlungen weiß, wo alle Stände vertreten waren, meist mit Hohnlachen beantwortet.

Nun sind ja die oberen Stände in diesem Wahnsinn der Selbstausrottung vorangegangen. Wenn man die Geburtenziffer der Berufe vergleicht, so marschierten früher an der Spitze der Unfruchtbaren Lehrer, Apotheker, Advokaten, Offiziere, Hochschulprofessoren, hohe Beamte, dann kamen Buchdrucker, Handeltreibende, mittlere und kleinere Beamte, schließlich gelernte Arbeiter und Bauern und den Schluß bildeten die körperlich und geistig Minderwertigen: die ungelernten Arbeiter und Taglöhner; die hatten am meisten Kinder — die bevölkerten das deutsche Volk. Durch 200 Jahre ging dieser Prozeß der Verpöbelung, des biologischen Selbstmordes der geistigen Führerschicht hemmungslos vor sich — und da wundert sich einer, daß dann an die Spitze des Volkes kleine Handwerker, Unterbeamte und allerhand kleine Leute kommen? Da aber nun alles umgekrempelt wird, so wird auch das bald überwunden — selbst die ungelernten Arbeiter nähern sich in ihrer Geburtszahl so rasch der unteren Grenze, führen bei uns das 1-Kindersystem durch, so daß sich das Proletariat im biologischen Aufbau des Volkes selbst beträchtlich vermindert. —

Die Qualität eines Volkes ist aber natürlich genau so wichtig für Leistung, Wert und Leben, wie die Quantität. Es kann nicht geleugnet werden, daß durch das 2- und 1-Kindersystem der niederen Schichten und das völlige Aussterben der führenden und geistige Werte schaffenden Schicht die Wahrscheinlichkeit des Auftauchens von Genies und großen Talenten derart gering wird, daß sie praktisch gleich null ist. Die Ideale der Führerschicht verschwinden, wenn die Führerschicht ausstirbt und es bleiben die Ideale des Proletariats.

So wirkt sich der Kampf ums Dasein aus. Nicht als wirklich schöpferisches Prinzip, sondern als Werte vernichtendes. Ein neues Volk entsteht für den, der ungenau hinschaut, für den aber, der tiefer blickt, setzen sich die minderen Erbwerte auf geistigem und körperlichem Gebiete durch — es ist ein anderes Volk da, das vielleicht den gleichen Namen trägt und dieselbe Sprache spricht, aber in allen wesentlichen Eigenschaften ein anderes ist. Diese Eigenschaften sind aber nichts Neues, sondern waren da, kamen aber, solange die Eigenschaften der höheren Stände maßgebend und biologisch genügend vertreten waren, nicht zum Ausdrucke. —

Auch diese Verpöbelung unseres Volkes und Umartung, wie ich es nennen möchte im Gegensatz zu Burgdörfer, der es Umvolkung nennt, ist derzeit mitten im Gange. Noch viel gefährlicher wird die Lage dadurch, daß die Grenzgebiete im Osten langsam aber stetig von Polen durchsetzt werden, während nicht nur der Überschuß der deutschen Landbevölkerung in die Städte abwandert, sondern auch so viele Stellen und Posten leer stehen oder keine deutschen Anwärter finden, daß hier deutscher Raum ohne Volk brach liegt, während im Westen Volk ohne Raum sich abquält. Aber nicht nur im Osten, auch im Herzen Deutschlands selbst wird das deutsche Volk von Fremdstämmigen unterwandert. Im Jahre 1890 wurden z. B. in den Bezirken Münster, Arnsberg und Düsseldorf 33 000 Slaven gezählt, im Jahre 1910, also nach 20 Jahren, gleich 300 000 (4,36 %), in Recklinghausen und Herne war vor dem Kriege schon 1/4 der Bevölkerung polnisch.

Nach dem Deutschen Reiche strömen jährlich ca. 300 000 Wanderarbeiter, größtenteils Polen. Schon dies beweist, daß das deutsche Volk nicht mehr so rüstig ist, seinen eigenen Boden aus eigenen Kräften zu bewirtschaften. In den

Städten aber häufen sich die Arbeitslosen; der deutsche Landarbeiter will lieber in der Stadt als Industriearbeiter leben und schlecht leben als auf dem Lande sein. Ich erinnere mich, vor Jahren eine Umfrage gelesen zu haben, deren Beantwortung dann statistisch ausgewertet wurde. 1000 solcher landflüchtiger Industriearbeiter wurden gefragt: Warum sind Sie in die Stadt gezogen? und 90% antworteten darauf: Uns zog „Biergarten und Musik." Der ganze Osten des Reiches ist sehr dünn bevölkert, 133 Einwohner kommen auf den Durchschnitt des Reiches, 40—60 in Ostpreußen, Pommern, Brandenburg, Grenzmark Posen. „Die Menschen- und Blutarmut des reichsdeutschen Ostens ist die Folge der Landflucht." Das Volk ohne Raum hätte im Osten — im eigenen Gebiet Raum genug — aber die Stadt lockt zu stark. Nur der bodenständige Bauer, dessen Reichtum noch immer seine eigenen Kinder darstellen, ist in der Lage, dem Drucke der polnischen Nachbarn zu widerstehen.

Daher die wichtigste Forderung volkspolitischen Denkens: Der deutsche Boden muß durch den deutschen Bauer bestellt werden. Sonst geschieht uns das, was durch das Zweikindersystem in Siebenbürgen geschah: Der deutsche Bauer hat sich durch seine Tüchtigkeit hinaufgearbeitet — er ist der Besitzer der blühenden Landwirtschaft geworden — aber seine Hirten sind Zigeuner, Feldarbeiter und Dienstboten sind Rumänen und Magyaren, die Händler sind Juden. So wird das deutsche Dorf „unterwandert" und schließlich gehört nach einem bekannten Gesetz der Weltgeschichte das Land dem, der es bebaut und bestellt, nicht dem, dessen Namen es im Grundbuch trägt. An unseren Grenzen im Osten rücken in diese Lücken sogleich Slaven ein, in Frankreich hingegen werden diese Lücken gar nicht ausgefüllt und da kommt es in den herrlichen, gesegneten Provinzen Südwestfrankreichs zu einer Bodenentwertung, die den Grund und Boden auf 1/4 des vor 30 oder 40 Jahren gültigen Wertes herabmindert.

Da sieht man förmlich die falsche Familienpolitik und ein verkehrtes Steuersystem und Erbrecht am Werke. Der Bauer in Frankreich, durch das Gesetz gezwungen, seinen Besitz in gleiche Teile zu zerschlagen, ging vom Zweikinder- zum Einkindersystem über, damit wenigstens das eine Kind den ganzen Besitz übernehmen könne und weil dies gegen den Sinn der Natur ist, sinkt der Wert des ganzen Besitzes auf 1/4. Der Bauer merkt an der eigenen Geldtasche, so einfach lassen sich bevölkerungspolitische Probleme nicht lösen.

Wir müssen nun die Frage stellen: gibt es für das deutsche Volk überhaupt noch eine Rettung? Ist der allgemeine Geburtensturz, das Aussterben der Wertvollen, die Verpöbelung, die Zusammenballung in der Stadt, die Verödung des Landes, die Unterwanderung, die Überfremdung — die Umartung überhaupt noch aufzuhalten? Und da möchte ich etwas herausheben, was meiner Ansicht nach in den Vordergrund der Erörterung gehört: entweder ist der Geburtensturz die Folge einer Erkrankung des Willens, oder die Folge einer Reihe von Denkfehlern und Handlungsfehlern. Die Bevölkerung will sich wehren gegen Wohnungsnot, Erwerbslosigkeit, Steuerdruck, Verarmung, Herabsinken und Proletarisierung und ergreift biologisch falsche Maßregeln. Wenn es das allein ist, wohlan, dann können wir kämpfen. Denn wir können Einfamilienhäuser bauen, aber vergessen wir nicht, daß in Berlin W., im Nobelviertel, wo jede Familie ein eigenes großes Haus hat, am wenigsten Kinder zur Welt gebracht und aufgezogen werden — wir können eine neue Steuergesetzgebung durchführen, weil die jetzige wahrhaft antibiologisch wirkt — denn zwei Leute, die ohne zu heiraten in wilder Ehe miteinander leben, zahlen bedeutend weniger Steuer als ein Ehepaar, das drei Kinder

aufzieht; so sieht der Schutz des Staates gegenüber der Familie aus, aber auch da wird man erleben, daß, wenn die Ehe ohne Kinder den kinderreichen Ehen gegenüber mehr belastet wird, daß eben dann noch weniger Ehen geschlossen werden. Wir können das Erbrecht verändern — nur Familien mit drei oder vier gesunden Kindern dürfen den ganzen Besitz der Eltern erben — sehr gut und der Vater wird dem einzigen Kind Haus und Hof bei Lebzeiten schenken.

Wir können das Einkommen des Familienerhalters im Verhältnis zum Ledigen und Kinderlosen steigern, nach einem gesetzlichen allgemeinen Schlüssel, der überall Anwendung finden müßte, sobald der Vater nachweisen kann, daß er gesunde Kinder aufzieht — der Erfolg wird sein, daß die Männer noch später heiraten werden — das Heiratsalter unserer Männer ist an und für sich schon viel zu hoch, also ein weiterer Fehlschlag. Die Elternschaftsversicherung ist ein weiterer Schritt auf diesem Wege. Wir Ärzte sind jeder Versicherungsanstalt gegenüber ganz besonders mißtrauisch, weil sie sich als Beamteninstitution und parteipolitisches Instrument gegen die Versicherungsnehmer und die ausführenden Organe wendet, und immer mehr wirtschaftliche Ketten um den freien Mann schlingt, bis er wirklich nicht mehr zu atmen vermag. Burgdörfer rechnet aus, daß im deutschen Reiche etwa 15 Millionen Kinder unter 15 Jahren da sind; wenn man jedem eine jährliche Erziehungsbeihilfe von durchschnittlich 240 Mk. gewährt, vorausgesetzt, daß mehr als zwei Kinder in der Familie sind, während Familien mit 1 oder 2 Kindern nur je 100 Mk. bekämen, so brauchten wir jährlich etwa 1500 Millionen Mark. Diese sind von 20 Millionen unverheirateten oder kinderlosen Erwerbstätigen aufzubringen, so daß jeder durchschnittlich 75 Mk. für die Elternschaftsversicherung zahlen müßte, etwa 20 Pfg. pro Tag. Auch das ist nur ein Mittel, um das Heiratsalter von Männern und Frauen zu erhöhen. Wenn aber Burgdörfer erklärt, daß Ehen genügend geschlossen werden, aber an einer andern Stelle, daß mehr als 3 Millionen gesunder Frauen unverheiratet oder kinderlos absterben, so empfinde ich das als einen Widerspruch. Ich halte im Gegenteil dafür, daß die werktägige Förderung der Ehe biologisch von außerordentlicher Bedeutung ist und rege an, daß jede Stadt und jeder Landbezirk eine gemeinnützige Gesellschaft zur Vermittlung der Ehe errichtet: unter Führung von weitblickenden Ärzten und Rassenhygienikern und feinfühligen Frauen. So könnte man Hunderttausende wertvollster Mädchen, welche im Haushalte versteckt oder im Berufe überlastet ihre freie Zeit der Pflege kranker Eltern oder Geschwister widmen und dadurch nicht Gelegenheit haben, einen wertvollen Mann kennen zu lernen, dem Lebensstrom des Volkes erhalten. Es ist da noch eine Kruste falscher Prüderie zu durchbrechen, aber ich weiß aus Vorträgen, welche ich vor Hunderten Frauen und Mädchen gehalten habe, daß die, wenn auch nur kurze Erörterung der Frage nach einer solchen Ehevermittlungsstelle, auf brennendes Interesse stieß. Und vom biologischen Standpunkte ist mir natürlich eine vermittelte Ehe mit 2 Kindern oder selbst mit 1 Kind noch immer lieber und wertvoller, als zwei unverheiratete Leute, welche sich vertiefen und vergeistigen, bis sie sich in Äther aufgelöst haben.

Und nun zum Siedlungsgedanken. Schon vor 20 Jahren beriet ich mit einem der führenden Politiker der österreichischen Monarchie, Dr. Otto Steinwender, die notwendigen Maßnahmen zur Schaffung von bäuerlichen Lehen, um die Landflucht in den Alpenländern zu bekämpfen. Der Krieg zerstörte die besten Ansätze und das, was sich in Deutschland, im Osten abspielte, ist leider Gottes auch nicht rühmenswert. Der Vorkämpfer des Siedlungsgedankens in Deutschland, Prof.

Sering, verlangte die Schaffung von 30 000 Bauernstellen jährlich, geschaffen wurden 1200, also knapp ein Zwanzigstel. Daß die Siedlung im Osten von ausschlaggebender Bedeutung für unser ganzes Volk ist, bezweifelt kein Einsichtiger — und doch dieser Mißerfolg. Aber gesetzt den Fall, wir machen es in den nächsten 10 Jahren programmgemäß, glaubt auch nur einer, daß der biologische Erfolg sich notwendigerweise einstellen muß? Ich würde es wünschen, aber glaube es nicht, denn selbst unsere erbgesessenen Bauern haben bereits den Willen zur Kinderschar verloren. Ja, aber haben sie den früher gehabt? Früher bekam eben die Bäuerin Kinder, wie's eben traf, Schwangerschaft, Geburt und Wochenbett war ein unvermeidliches Übel; aber ob die Bauern bewußt die Kinderschar wollten und bejahten, außer dort, wo sie Dienstleute und Knechte brauchten, das müßte erst durch eine sorgfältige Untersuchung festgestellt werden. Jetzt wollen sie die Kinderschar nicht mehr. Das Bewußtsein, die Fortpflanzung regulieren zu können, hat auch diese Schichte erfaßt und die reguliert eben, wie es ihr paßt. Allerdings kann man da vom völkischen Standpunkt auch einen Trost gewinnen, es ist zum ersten Male, daß unser Volk die Fortpflanzung regulieren lernt, es sei nicht so sehr eine Willensverminderung, als doch vielleicht eine Reihe von Fehlschlüssen und Fehlhandlungen. Ich kenne diese optimistische Ansicht Grotjahns, kann mich aber leider bei ihr nicht beruhigen.

Wenn wir eine Veränderung der Willensrichtung der großen Mehrheit unseres Volkes herbeiführen wollen, so muß zum ersten der gebildete Mittelstand mit gutem Beispiele vorangehen und dann muß das geistige Leben unseres Volkes aus den Quellen, die es speisen, erneuert werden. Da ist der Kampf gegen den Schundroman, den Kinokitsch, die Theaterseuche, den Luxuswahn, die Entartungsmode und Literatengewäsche fast wichtiger als Steuergesetzgebung und Wohnungsneubau. Biologie, Rassenhygiene, Vererbungslehre in den oberen Klassen aller Schulen ist wichtiger als irgendein Gegenstand. Diesen Kampf um das geistige Leben unseres Volkes siegreich durchzukämpfen, ist die oberste Aufgabe aller wahrhaft Deutschen und all derer, welche an dem Bestehen unseres Volkes ein wirkliches Interesse haben.

Germanen und Kelten in Mitteldeutschland.

Von Dr. Walther Schulz, Halle (Saale),
Landesanstalt für Vorgeschichte.

Mit 11 Abbildungen.

Die Landschaft, die als das mittlere Deutschland bezeichnet wird, ist nach Volkstum und Kultur mehr als einmal ein ausgesprochenes Grenzland gewesen. Noch heute ist hier überall die deutsch-slawische Volksgrenze des frühen Mittelalters zu erkennen; nur unbestimmter lassen sich im Volkstum ältere Grenzen ahnen, die bereits vorgeschichtlich sind und erst durch die Bodenbefunde erschlossen werden. Für das Verständnis der heutigen Bevölkerungsverhältnisse ist diese Feststellung aus der Vergangenheit nicht unwesentlich. Zu der Ost-Westteilung, die sich im Lichte der Geschichte durch Abwanderung der Germanen östlich von Elbe und Saale und Einströmen von Slawen in dieses Gebiet entwickelte, tritt die Querteilung des mittleren Deutschlands in vorgeschichtlicher Zeit, die die norddeutsch-germanische Kultur von der süddeutsch-keltischen trennt.

Daß die Kelten einst auch bis nach Thüringen hinein siedelten, hat zunächst die Sprachforschung auf Grund der Namengebung von Bergen, Flüssen und Orten erschlossen. Die geschichtliche Überlieferung läßt dabei noch einige schwache Lichtstrahlen auf diese „vorgeschichtliche" Vergangenheit fallen. Die Quellen der Vorgeschichtsforschung aber, die Bodenfunde, geben Kunde von der Kultur und dem Geschick der einstmals hier siedelnden Kelten und der kraftvoll vordringenden Ger-

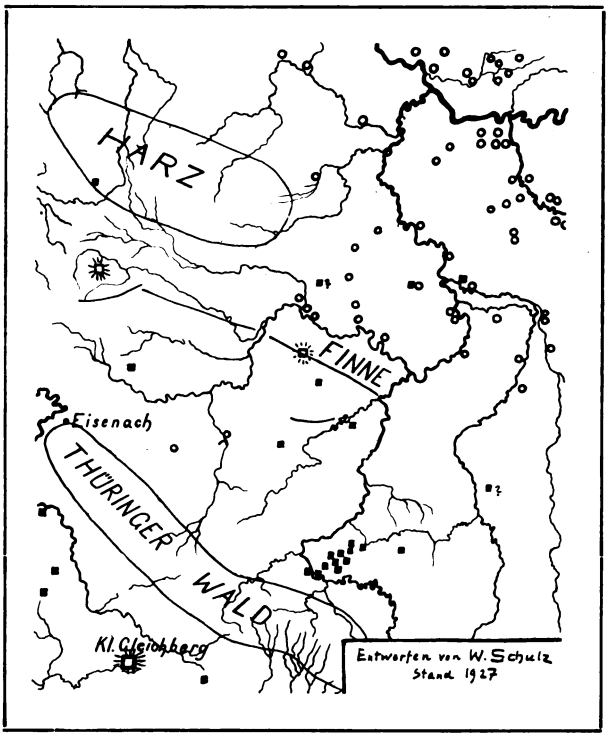


Abb. 1. Verbreitung der Leichenbrandgräber und der Skelettgräber in Mitteldeutschland zur älteren Latènezeit (4. Jahrh. v. Chr.).

o Leichenbrandgräber. ■ Skelettgräber. * Höhenburgen.

manen. Eine Sage ist bei Livius überliefert, daß zur Zeit des römischen Königs Tarquinius Priscus, also um 600 v. Chr., aus dem Keltenland (wohl im südwestlichen Deutschland) eine Keltenschar unter Bellovesus nach Italien und eine andere unter Sigovesus zum Herzynischen Walde, zu dem auch das deutsche Mittelgebirge gehört, zog. Für Italien scheint der Kelteneinbruch in dieser Angabe zu früh angesetzt, soweit aber Mitteldeutschland in Frage kommt, könnte sich diese Sage mit der Tatsache decken, daß in Südthüringen die bedeutendste Keltenfeste Mitteldeutschlands auf dem Kleinen Gleichberg bei Römhild gerade in jener Zeit von Kelten, die aus dem Westen anrückten, in Besitz genommen wurde. Im 4. Jahrhundert treten die Kelten mit ihrer charakteristischen Totenausstattung auch nördlich vom Thüringer Walde auf. Besonders in der Hügellandschaft an der oberen Saale bei Pößneck und Ranis haben damals die Kelten dicht gesiedelt;

vereinzelter finden wir ihre Hinterlassenschaften in Thüringen bis zur Unstrut, ja auch noch darüber hinaus im Norden, z. B. bei Schafstädt, Kreis Merseburg (Abb. 2). Die Toten sind unverbrannt beerdigt, der Bronzeschmuck — es sind meist Arm- und Halsringe oder auch die als Fibeln bezeichneten Gewandhaften siehe Abb. 2 — zeigt die charakteristische keltische Latèneform (La Tène, eine keltische Siedelung im Neuenburger See, gab diesem Verzierungsstil und der ganzen keltisch beeinflußten Zeitperiode der letzten 5 Jahrhunderte v. Chr. den Namen). Die Bestattungen unterscheiden sich von den norddeutsch-germanischen Gräbern,

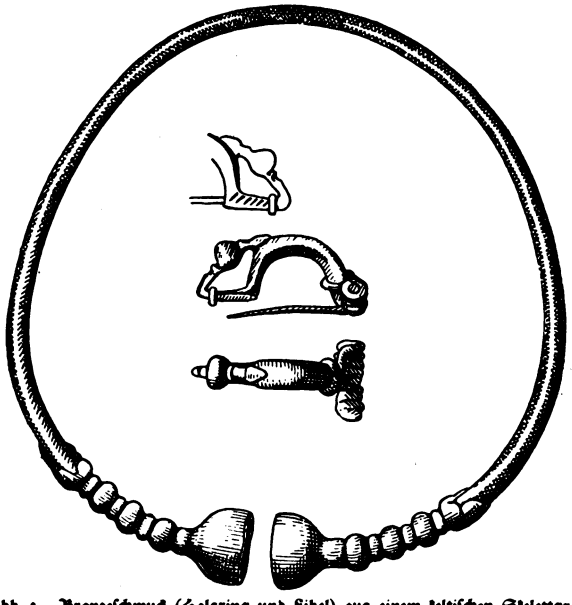


Abb. 2. Bronzeschmuck (Halsring und Fibel) aus einem keltischen Skelettgrab von Schafstädt, Kr. Merseburg. Nach Jahresschrift f. d. Vorgesch. der sächsisch-thür. Länder.

die Urnen mit dem verbrannten Gebein der Toten und weniger reiche Beigaben enthalten. (Karte der Kelten und Germanen im 4. Jahrhundert Abb. 1.)

Aber schon vorher, im 7. und 6. Jahrhundert v. Chr. zieht durch Mitteldeutschland eine Kulturgrenze, die sich besonders in dem Bestattungsbrauche, aber auch in Schmuckformen äußert. Die Skelettgräbergruppe, die gleichfalls bereits mitunter als „keltisch" bezeichnet wird und wiederum durch Hals- und Armringschmuck ausgezeichnet ist, greift sogar nach Norden in einzelne Bestattungen bis um den Harz herum. Vielleicht war es ein Durchdringen der germanischen bäuerlichen Kultur mit einem Volk, das sich auf Salzgewinnung und andere Industrie verstand, denn wir finden die „keltischen" Skelettgräber gerade vielfach an Stätten, die diese Vermutung nahe legen, so auch in der alten Salzstadt Halle mit ihrem vorgermanischen Namen, der an Orte der Salzgewinnung in Süddeutschland und im Alpengebiete anklingt. Und selbst Kulturgrenzen der frühen Bronzezeit und der jüngeren Steinzeit, also des 2. und 3. Jahrtausends v. Chr., wurden von der Forschung mit Urkelten und Urgermanen in Verbindung gebracht; wie Norddeutschland und das westliche Ostseegebiet als Ausgangsland der Germanen, so wurde Mitteldeutschland als das der Kelten angesehen. Wir betreten aber hier,

wenigstens soweit die Kelten in Betracht kommen, schon sehr schwankenden Boden, so werden für die jüngere Steinzeit ganz verschiedene der in Mitteldeutschland sich ausbreitenden Kulturen als „keltisch" bezeichnet. Immerhin mag der eine oder andere Bestandteil der älteren Bevölkerung im späteren Keltentum Mitteldeutschlands aufgegangen sein, aber auch das vordringende Germanentum wird solche Bevölkerungsreste aufgesogen haben.

Jedenfalls können wir, wie oben dargelegt, seit dem 4. Jahrhundert v. Chr. in Thüringen echtes Keltentum fassen. Hier lassen die Funde zunächst auf eine freie Bevölkerung schließen, die ihren Toten auch Waffen, das Abzeichen der Freien, in das Grab legte; daneben aber steht eine Handwerksbevölkerung. Die schützenden Höhenburgen[1]), die wir an verschiedenen Stellen in Thüringen finden, und die den bei Cäsar erwähnten oppida Galliens entsprechen, waren Stätten, in denen sich eine blühende Industrie entwickelte; so wurde oben bereits der kleine Gleichberg bei Römhild genannt, der ein Hauptort der Thüringer Kelten war.

Im Norden Thüringens, bis zur Unstrut, siedelten aber damals die germanischen Bauern. Das Errichten von Burgen war ihnen im allgemeinen fremd, wenn sie auch in den Grenzgebieten doch nicht ganz zu fehlen scheinen. Es entwickelten sich Handelsbeziehungen und Verbindungen. Kelten Thüringens nahmen die norddeutsche Brandbestattung an, so bei Gotha und Erfurt. Hier und da fand ein keltisches Schmuckstück oder ein keltisches Tongefäß bei den Germanen Aufnahme. Es paßt zu diesem Bilde, daß die Germanen den Bergzug, den sie jenseits der Unstrut vor sich sahen, damals mit dem keltischen Namen benannten und diesen dann in ihrem Munde zu dem Namen „Finne" umformten[2]). Das freie Keltentum aber, wie es in den Gräbern von Pößneck-Ranis besonders im 4. Jahrhundert v. Chr. in Erscheinung tritt, kann sich nördlich vom Thüringer Wald bald nicht mehr halten. Die keltischen Bestattungen brechen hier im 3. Jahrhundert ab. Die germanische Kultur erobert — vielleicht friedlich — ganz Thüringen. Die Siedlergruppe an der oberen Saale wandert wahrscheinlich in das Land südlich vom Thüringer Walde ab, wo sie unter dem Schutze der Feste auf dem kleinen Gleichberge stand. Der Handwerker aber bleibt. Es macht sich nun auf den Begräbnisplätzen mit ihren norddeutschen Leichenbrandgräbern ein verstärkter keltischer Handwerkseinfluß vom 3. bis 1. Jahrhundert v. Chr. geltend. Begehrt ist die feine, auf Drehscheibe hergestellte Keramik, die aus Töpfereien hervorgeht, die die keltische Tradition fortsetzen (Abb. 3 u. 4). Zwar liebten die Germanen nicht den keltischen Ringschmuck, aber die zu der Tracht der Germanen gehörenden Eisenhaken der breiten Gürtel (Abb. 5) wurden nun in Bronze gegossen und im keltischen Stil mit Rosetten und Wirbeln verziert (Abb. 6). Einer dieser Gürtelhaken ist gar als menschliche Gestalt gebildet (Abb. 7), mit

[1]) Siehe auch „Volk und Rasse" 3, 1928 S. 212 (Albrecht).

[2]) Der Name des Bergzuges wird mit keltisch penna „Kopf" in Verbindung gebracht; diese keltische Bezeichnung hätten die Germanen schon vor der ersten Lautverschiebung übernommen. Allerdings paßt diese Bezeichnung gar nicht zu dem langgestreckten Rücken der Finne. Man müßte schon eine Erweiterung der Bedeutung Kopf, Bergkopf zu Bergzug annehmen. Eine andere Erklärung wäre möglich, wenn die Finne einen auffallenden Bergkopf trüge, der namengebend gewesen sein könnte, doch auch das ist nicht zu finden. Erst der an die Finne anschließende Bergzug der Schmücke trägt gerade an dem Abfall zur Finne eine derartige Höhe mit gewaltigen Burganlagen (Monraburg und Wendenburg), von denen die Monraburg sicher eine keltische Höhenburg war. Doch, daß von dieser die Bezeichnung Finne ausgegangen ist, dürfte wohl nicht genügend begründet sein.

Abb. 3.

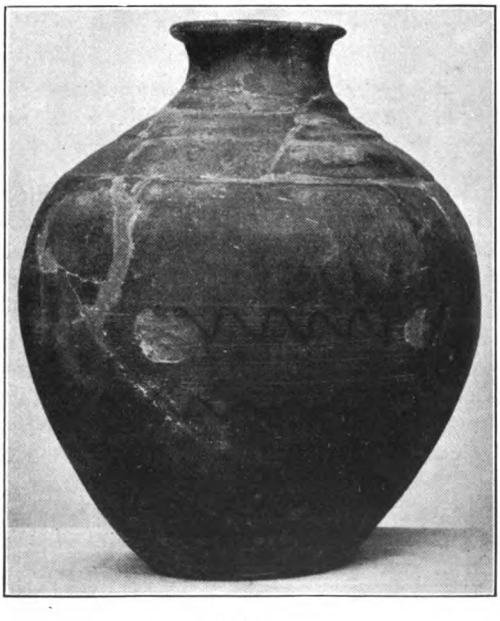


Abb. 4.

Auf Drehſcheibe gearbeitete Tongefäße.

Abb. 3. Frühe Latènezeit: Gispersleben, Kr. Erfurt.
Abb. 4. Späte Latènezeit: Klein-Corbetha, Kr. Merſeburg.

Wickelgamaſchen und Halsring — vielleicht die Tracht des keltiſchen Handwerkers? Dann fanden die typiſchen keltiſchen ſchweren kettenartige Gürtel aus Bronze Verbreitung, die offenbar auch gern von den germaniſchen Frauen getragen wurden. Aus Bronze werden Fibeln gegoſſen und mit Korallen beſetzt; Blutemail dient als Einlage in Schmuckſtücken. Ja der keltiſche Einfluß verſtärkt ſich womöglich noch im letzten Jahrhundert v. Chr., beſonders nachdem die germaniſchen Bauern zum Teil Thüringen verlaſſen hatten und ſich dem lockenden Rheingebiet zuwandten. Wir befinden uns hier in der Zeit des Arioviſt, der ſeine Germanen in Gallien anzuſiedeln verſucht und immer neuen Zuſtrom aus Germanien erhält. Es iſt intereſſant feſtzuſtellen, wie damals auch eine oſtgermaniſch-wandiliſche Schar über Mitteldeutſchland dem Rheine zuſtrebte und hier und da eine

Abb. 5.

Abb. 6.

Abb. 7.

Mitteldeutſche Gürtelhaken aus Leichenbrandgräbern.

Abb. 5 aus Eiſen, Schafſtädt, Kr. Merſeburg; Abb. 6 und 7 aus Bronze, keltiſcher Stil; Abb. 6 Klein Wangen, Kr. Querfurt; Abb. 7 Connewitz, Kr. Leipzig.

Niederlaſſung mit Begräbnisplatz — ſo bei Artern im Kreiſe Sangerhauſen und bei Gernſtedt im Kreiſe Naumburg — zurückgelaſſen hat. Die Gräber ſchließen ſich vollkommen den wandiliſchen Beſtattungen Schleſiens an und laſſen ſich faſt im Zuge einer Linie bis zur Wetterau verfolgen[3]).

In dieſer Zeit entſteht auf der Alteburg bei Arnſtadt eine neue befeſtigte Stadt keltiſchen Charakters; die Kleinfunde hier tragen keltiſches Gepräge, es war offenbar eine Stätte des Handwerkes und ein Handelsplatz, wie mehrere keltiſche Münzen erweiſen. Und aus dem Weſten Thüringens kennen wir aus der Zeit um die Wende zum erſten Jahrhundert n. Chr. zwei Eiſenbarrenfunde keltiſcher Herkunft, die in den Handel gebracht wurden, um weiter zu Geräten verarbeitet zu werden. Der eine Fund wurde bei Heiligenſtadt gemacht (Abb. 8), der andere wird auf der Wartburg aufbewahrt und dort als „Schwurſchwerter" gezeigt. Ein weiterer derartiger Barrenfund ſtammt aus Heſſen nicht weit von der Altenburg bei Niederſtein[4]). Die nächſtverwandten Barrenformen ſind im Keltengebiete Südenglands nachzuweiſen. Alfred Götze, der die Wartburgbarren in das

[3]) Siehe „Volk und Raſſe" 4, 1929, S. 34 ff. (beſonders auch S. 36) E. Peterſen: Die Wandalen im Spiegel der Bodenfunde.

[4]) Über dieſe Burg, in der man den Hauptort der Chatten Mattium wiedergefunden zu haben glaubt; ſiehe „Volk und Raſſe" 3, 1928 S. 213.

Abb. 8. Eisenbarren von Heiligenstadt. Etwa 1/6 n. Gr.

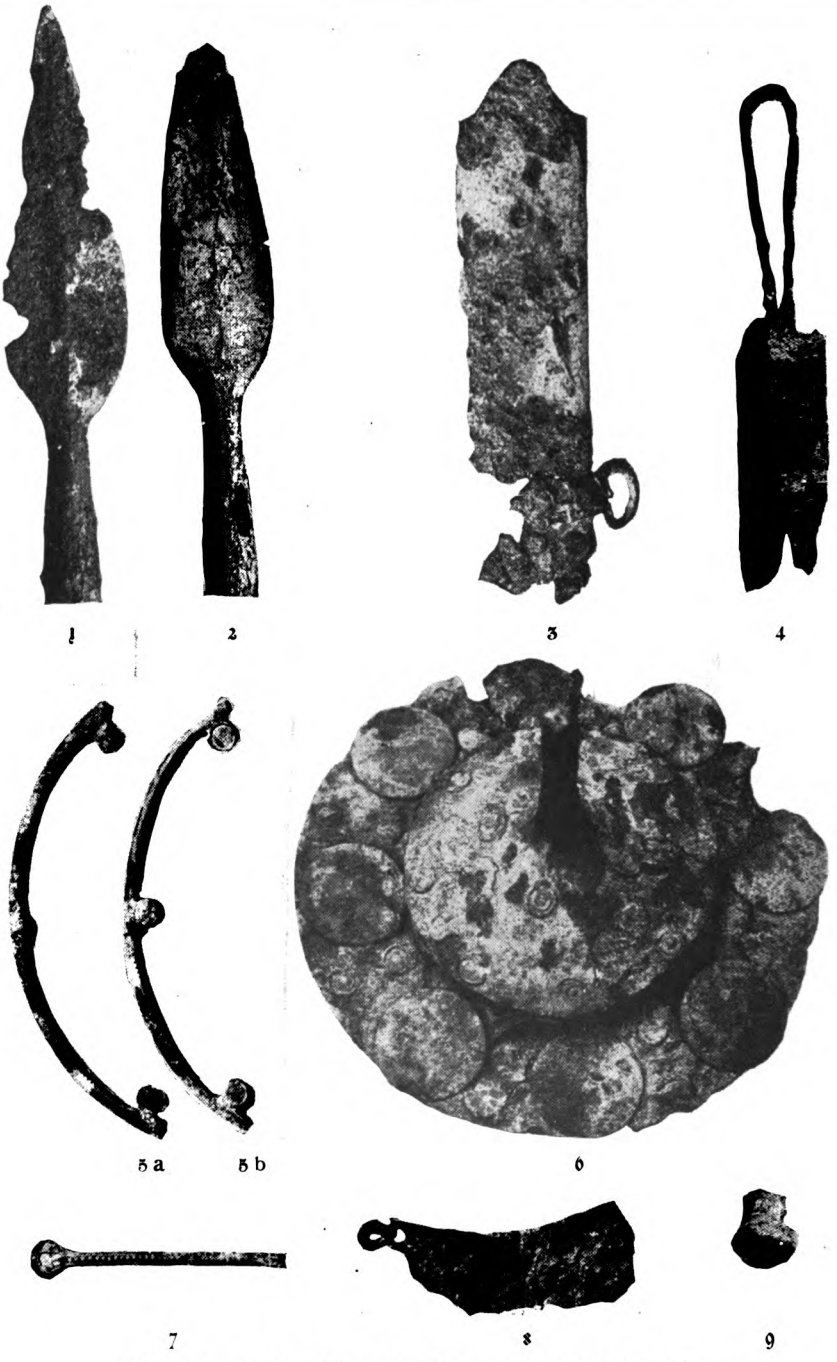


Abb. 9. Manngrab der Zeit um Chr. Geb. von Görbitzhauſen bei Arnſtadt.
1 u. 2 Lanzenſpitzen, 3 Schwertſcheide, 4 Schere, 5 bis 7 Schildbuckel und Schildbeſchläge, 8 Meſſer, 9 Trinkhornendknopf aus Bronze.

rechte Licht gestellt hat[5]), vermutet, daß sie tatsächlich auch dort gefunden sind, und daß der Berg einst eine keltische Volksburg getragen hat. Eigenartig paßt diese Entdeckung zu dem Ergebnis der Ortsnamenforschung, daß sich gerade bei Eisenach eine keltische, offenbar Eisen verarbeitende Bevölkerung länger erhalten hat, da

Abb. 10. Schkopau, Kr. Merseburg. 1/4.

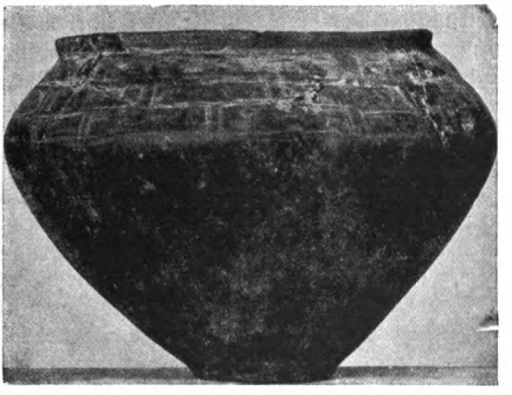


Abb. 11. Weißenfels. 1/4.

Handgearbeitete Leichenbrandurnen der Zeit um Chr. Geb.

der Ortsname Isinaca erst *nach* der ersten Lautverschiebung von den Germanen übernommen wurde[6]).

Kurz vor Christi Geburt dringt aber *wiederum eine nord-deutsch-germanische Bevölkerungswelle* in das Saalegebiet und in Thüringen ein; die älteren Sitze dieser Einwanderer lagen nördlich vom Harze und

[5]) A. Götze: Die Schwurschwerter der Wartburg „taleae ferreae", Kossinnafest-schrift, Mannus-Ergänzungsband VI, 1928, S. 138 ff.

[6]) Siehe R. Much: in „Volk und Rasse" 3, 1928, S. 198.

im mittleren Elbgebiet. Sie schaffen neue Verhältnisse in Thüringen. Die Bestattungsplätze deuten auf Kriegertum, die Waffen sind den verbrannten Toten in das Grab gelegt, Schildbuckel, Lanze und Schwert sind häufige Beigaben (Abb. 9). Die Männer und Frauen sind getrennt bestattet. Männerfriedhöfe waren auf weithin sichtbaren Höhen angelegt (z. B. Osterberg bei Meisdorf; Mühlberg bei Crüchern, Schwedenhöhe bei Schkopau, Schanze bei Groß-Romstedt). Die großen Bestattungsplätze aber scheinen nicht einer Dorfsiedelung, sondern einer größeren Gemeinschaft, vielleicht einem Gau, eigen gewesen zu sein. Die Männerfriedhöfe deuten wohl schon auf ein Kriegerjenseits, ähnlich der spätheidnischen Walhallvorstellung im Norden. Ja man kann bei diesen Sitten eine straffe Kriegerorganisation vermuten, wie sie Cäsar von den Sweben schildert. Sweben waren es jedenfalls, die jetzt Thüringen in Besitz nahmen, ihre Siedelungen erstreckten sich westlich bis in die Gegend von Eisenach (Stregda). Vereinzelt treten gleichartige Funde längs der Elbe bis Böhmen (in der Zeit kurz vor Eindringen der Markomannen) andererseits im Maingebiet Bayerns auf. Man wird nicht fehl gehen, wenn man in diesem Volke die Hermunduren der Überlieferung sieht. Für eine andere Lebensweise als die der älteren Siedler spricht ihr kurzes Verweilen an einem Platze, sie sind nicht so fest mit dem Boden verbunden wie die latènezeitlichen germanischen oder halbgermanischen Bauern Mitteldeutschlands, die Jahrhunderte lang auf ihrer Scholle saßen. Gräberfelder brechen nach kürzerer Benutzungszeit ab, neue setzen an anderer Stelle ein. Daß hierdurch unruhige Zeiten für Thüringen eintraten, mag ein Fund von Körner, Kr. Sondershausen erweisen, wo bei Beginn des 1. Jahrhunderts n. Chr. ein Bauer sein ganzes Gerät an Eisen, besonders Haus- und Ackergerät im Boden vergrub. Zunächst finden wir aber auch jetzt noch in den Hermundurengräbern der Zeit um Christi Geburt hier und da ein Drehscheibengefäß, das für Fortbestand des altheimischen Töpferhandwerks spricht. Die eigene hermunduriſche Keramik dagegen, die die Drehscheibenware verdrängte, ist das sauber gearbeitete, aber freihändig hergestellte schwarz polierte weitmündige Gefäß (Abb. 10 u. 11), das an der Schulter ein fein eingerissenes oder einpunktiertes Bandmuster, in späterer Zeit besonders gern ein Mäandermuster trägt, das mit einem gezähnten Rollstempel hergestellt ist. Gerade diese Gefäße zeigen eine enge kulturelle Verbindung mit den übrigen elbgermanischen oder herminonischen Stämmen: den Markomannen in Böhmen, den Semnonen an der Havel und den Langobarden an der unteren Elbe. Das für die Waffen gebrauchte Eisen wurde in den Siedelungen der Hermunduren selbst verhüttet, wie Funde erweisen; das Gerät des Schmiedes erscheint jetzt auch als Grabausstattung, offenbar war dieses Handwerk eines freien Mannes würdig.

In dieser Zeit schwinden die letzten Spuren der keltischen Art, wenn wir nicht das Auftreten vereinzelter Skelettbestattungen im ersten Jahrhundert n. Chr. für sie geltend machen wollen. — Wie ist nun die keltische Bevölkerung untergegangen? An ein Ausrotten mit Stumpf und Stiel ist wohl nicht zu denken, auch nicht an restlose Abwanderung, trotzdem damals die Festungsanlage auf dem kleinen Gleichberge gewaltsam zerstört und niedergelegt ist und auch die anderen keltischen Höhensiedelungen verlassen sind. Vielleicht haben die keltischen Reste unter anderen Verhältnissen im offenen Lande weiter gesiedelt; einige Funde lassen sich so deuten, nämlich Siedelungen im offenen Gelände, in denen sowohl Gefäßscherben keltisch-thüringischer Art wie auch der norddeutsch-swebischen Art vereint vorliegen. In der Nähe der Alteburg bei Arnstadt liegt im Tale eine offene Siedelung, die vielleicht die Burgsiedelung fortsetzt.

Die Hermunduren kennen wir geschichtlich als einen kriegerischen Stamm, der den Chatten salzhaltige Quellen an der Werra in hartem Kampfe abnahm und der sich in die Verhältnisse der Markomannen und Quaden einmischte. Andererseits erfahren wir aus einer bei Tacitus überlieferten Nachricht, daß handeltreibende Hermunduren bis nach Augsburg zu kommen pflegten. Vielleicht ist hierdurch der Charakter zweier verschiedener Bestandteile in der Hermundurenbevölkerung gekennzeichnet.

Ein älterer aus den Angaben des Ptolemäus erschlossener Volksname in Mitteldeutschland ist der der Teurier, der keltischen Lautstand trägt[7]). Vielleicht, daß die „germanische" Brandgräberbevölkerung der Latènezeit so benannt wurde, vielleicht daß er von den keltischen Bestandteilen seinen Ursprung genommen hat[8]). Jedenfalls läßt unser Landschaftsname Thüringen noch heute die Verbindung mit der vor- und frühgeschichtlichen Bevölkerung Mitteldeutschlands, den Teuriern und den Hermunduren erkennen.

Aber nicht nur unverständliche Namen, verfallene Wälle, dem Boden entnommene Fundstücke zeugen von den Völkern, die einst hier siedelten, sondern sie haben mit Anteil an der Kultur des Landes und haben zu dem heutigen Volkstum beigetragen.

Bemerkungen zu den Abbildungen: Karte Abb. 1 ist hier zum ersten Male veröffentlicht. Die Klischees der Abbildungen 2, 3, 4, 8, 9, 10, 11 hat die Landesanstalt für Vorgeschichte in Halle geliefert, sie sind Arbeiten der Jahresschrift für die Vorgeschichte der sächsisch-thüringischen Länder entnommen. Die Originale zu Abb. 2 befinden sich im Museum Merseburg, zu Abb. 9 in der Privatsammlung Studienrat Dr. Cämmerer-Sondershausen, die übrigen in der Landesanstalt für Vorgesch. Halle.

Die Klischees zu Abb. 5—7 hat Verlag Kalitzsch-Leipzig geliefert, aus „Tagungsbericht der Deutschen Anthrop. Gesellschaft Köln 1927". Original Abb. 5 u. 6 Landesanstalt f. Vorgeschichte Halle, Abb. 7 Staatl. Mus. Berlin.

Wichtigstes Schrifttum: Mit der Festlegung der Germanen-Keltengrenze hat sich besonders Kossinna in verschiedenen Schriften befaßt, zuletzt darüber „Herkunft der Germanen" Mannusbibl. Nr. 6 Aufl. 2, 1927. — Ph. Kropp: „Latènezeitliche Funde an der keltisch-germanischen Völkergrenze zwischen Saale und weißer Elster" Mannusbibl. Nr. 2, 1911. — Die Untersuchungen des Verfassers sind u. a. niedergelegt: „Keltische Bevölkerung und keltisches Gewerbe in Mitteldeutschland", Tagungsbericht der Deutschen Anthrop. Gesellschaft Köln, 1927, S. 105 ff.; „Die Bevölkerung Thüringens im letzten Jahrhundert v. Chr. auf Grund der Bodenfunde" Jahresschrift für die Vorgeschichte der sächsisch-thür. Länder, Bd. XVI, 1928. Die wichtigsten Einzelveröffentlichungen: über die Keltenburg auf dem Kleinen Gleichberg bei Römhild zuletzt Alfred Götze: Prähistorische Zeitschrift 13/14, 1921/22 S. 19 ff.; „Die Altenburg bei Arnstadt in Thüringen" E. Cämmerer, Mannusbibl. Nr. 37, 1924; „Der Urnenfriedhof auf der Schanze von Groß-Romstadt", bedeutendster Begräbnisplatz der Hermunduren aus der Zeit um Chr. Geb., G. Eichhorn, Mannusbibl. Nr. 40, 1927.

---

[7]) Siehe „Volk und Rasse" 3, 1928, S. 199 (R. Much: Kelten und Germanen).

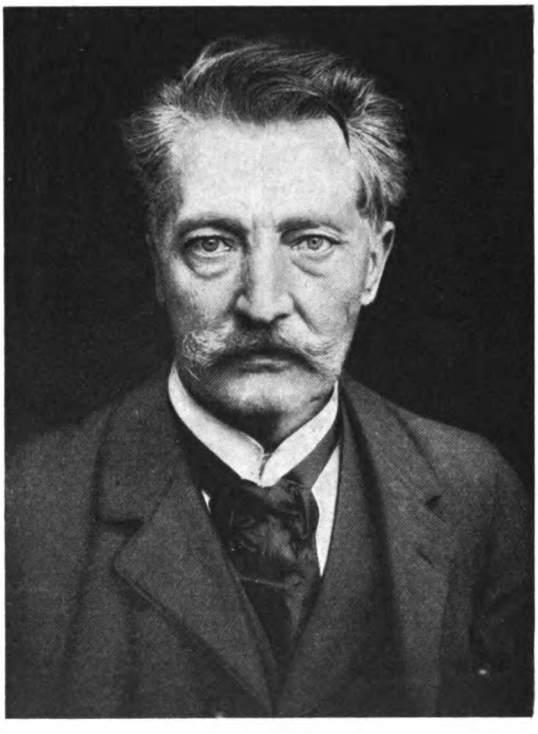
[8]) R. Much erwähnt a. a. O. die Deutung als „Bergbewohner". Dieser Name würde für die keltischen Burgsiedler passen. Es sei hier nur bemerkt, was A. Götze über die keltischen „Gipfelburgen" im Anschluß an den Kleinen Gleichberg bei Römhild sagt: er ist zu dem Ergebnis gekommen, „daß die Bevorzugung hoher Berggipfel bei der Anlage befestigter Siedelungen auf einer durch lange Betätigung erworbenen Gewöhnung beruht, die sich bei einem im Bergland groß gewordenem Volk ausgebildet hat und durch gewisse Lebensgewohnheiten gestützt wird. — Mit einem Worte, auf einem ethnischen Moment. In unserem Gebiete sind es nur die Kelten, die in Frage kommen". (Götze: Prähistorische Zeitschrift 13/14, 1921/22 S. 24.)

Ein Dichter nordiſcher Art.

Von Chriſtian Boeck, Bramfeld.

Mit einer Abbildung.

Von einem engliſchen Univerſitätsprofeſſor, einem Vertreter der Germaniſtik, liegt die Äußerung vor, daß ihm von allen deutſchen Dichtern Johann Hinrich Fehrs (1838—1916) als den Engländern am meiſten weſensverwandt erſcheine. Woran liegt das? In Fehrs ſpricht ſich niederdeutſches Weſen beſonders



Johann Hinrich Fehrs.

klar aus, es mag ſein, daß den Engländer dies Niederdeutſche als verwandt angeſprochen hat. Fehrs bekundet aber nicht minder deutlich nordiſche Art; jenes Gefühl ſeeliſcher Nähe kann auch hieraus entſpringen. Dann müßte allerdings jener Engländer ſelbſt ein Norde ſein, worüber ich nichts auszuſagen vermag, eine andere Folge würde ſein, daß das Gefühl naher Weſensverwandtſchaft nicht von allen Engländern geteilt werden würde, eine Frage, die heute gleichfalls nicht entſchieden werden kann. Denn Fehrs iſt in England noch weniger bekannt als in Deutſchland, andere Äußerungen maßgebender Engländer über ihn liegen daher nicht vor.

Tatſächlich trägt Fehrs Züge des nordiſchen Weſens ſo deutlich an ſich, wie wenig andere Dichter in Deutſchland. Man kann ihn faſt als ein Muſter nordi-

scher Form bezeichnen. Indem man ihn als solches aufweist, gewinnt man gleichzeitig einen Maßstab dafür, wie sich Nordisches in einem Dichter ausspricht.

Bei solchen Untersuchungen wird man immer von dem Gesamteindruck ausgehen, den ein Dichter auf den Betrachter macht. Die körperliche Gestalt entscheidet nicht, denn im Körperlichen decken sich Erbbild und Erscheinungsbild nicht immer. Oft mag es vorkommen, daß Geistiges und Leibliches sich nicht entsprechen. Bei unserer Untersuchung kommt es auf das geistige Bild des Menschen an.

Aus dem Werk eines Dichters spricht seine innerste Persönlichkeit, die oft genug bemerkenswert anders sein mag als seine geistige Tageserscheinung. Sie offenbart sich in dem geistigen und seelischen Gehalt seines Werkes und aus dessen Formgebung. Alle drei, Geist, Seele und Leib des Kunstwerks wirken zusammen, um jenen Eindruck zu erzeugen. Erfaßt wird er durch innere Anschauung. Vergeblich wäre es, ihm durch Zergliederung der Einzelheiten auf die Spur kommen zu wollen. Das Geheimnis ihrer Schönheit verrät die Rose nicht, indem man Blatt für Blatt betrachtet. Ihr Gesamtbild, die Geschlossenheit aller Einzelformen bindet das Wunderwerk der Schönheit. So entsendet das Kunstwerk aus dem Ganzen seiner geistigen und stofflichen Einheit in mannigfachen Strahlen das Bild des Künstlers, das sich im Gemüt des Betrachters wieder zur Einheit eines geschlossenen Eindrucks sammelt.

Das Bild, das sich so aus dem Werke eines Dichters, eines Künstlers formt, ist, wie gesagt, oft verschieden von dem Eindruck seiner bürgerlichen Persönlichkeit. Beidem zugrunde liegt eine Menschenform innerlichsten Gehalts, die sich einerseits im Kunstwerk, andrerseits in der menschlichen, bürgerlichen Erscheinung entfaltet. Am reinsten stellt sie sich im echten Kunstwerk dar, in dieses geht sie, wenn es sich um einen ganzen Künstler handelt, restlos ein, während die menschliche Erscheinung oft durch allerlei Zufälligkeiten, Erfahrungen, Verhältnisse gebrochen oder gewandelt ist. So erklärt sich der Unterschied zwischen der künstlerischen und menschlichen Erscheinung der Persönlichkeit. Nur wenn es dem Künstler als Menschen gelingt, alles Zufällige seines Lebens zu überwinden, deckt sich künstlerische und menschliche Erscheinung. Es sei gleich bemerkt, daß das bei Fehrs in seinen Altersjahren der Fall war.

In dem Maße, wie die Fähigkeit, geistige und seelische Rassenmerkmale aufzunehmen, beim Betrachter entwickelt ist, wird er Fehrs zuerkennen müssen, daß das innere Bild seiner Persönlichkeit streng nordisches Gepräge trägt. Es ist mehr licht als warm, es ist bar aller Gefühlsseligkeit, es kündet Keuschheit und Reinheit des Empfindens, es strömt Herbe aus; die Liebe, von der es spricht, hat nichts von Schwächlichkeit, aber erziehende Kraft; Adel der Gesinnung redet aus ihm, Abstand von den Dingen, Zucht und dauernder Auftrieb nach oben. Bei aller Strenge fehlt jegliche Dürftigkeit. Man könnte fragen, ob diese seelische Fülle die Form des nordischen Innenbildes sprengt; aber es ist nicht der Fall. All der blühende Reichtum bleibt streng in den Grenzen des nordischen Wesens. Geistig entspricht dem das Fehlen aller Überstiegenheit und die Kraft des Aufbauens, des Formens und Gestaltens. Wer nur irgendeine Empfindung dafür hat, muß es fühlen, daß nordische Luft das Werk dieses Dichters umwittert. Und wie man Einzelheiten nachgeht, stößt man überall auf die besonderen Eigenheiten nordischen Wesens.

Kunst und Dichtung ist Form, darum muß sich in der Formgebung die Art des Schaffenden am unmittelbarsten aussprechen. Form und Gehalt sind in der

Kunst im Grunde eins. Wie daher die Form eines Kunstwerks erscheint, zeigt sich seines Wesens innerster Zug.

Hans F. K. Günther hat in seinem Buch „Rasse und Stil" das Verhältnis der verschiedenen Rassen zum Stil untersucht. Er kommt zu dem Ergebnis, daß bei der nordischen Rasse die Frage nach der Unterscheidung von Form und Gehalt gegenstandslos ist, weil bei ihr Form und Gehalt sich gänzlich decken. Dieser Deutung ist zuzustimmen. Sie läßt sich aber in einem, von Günther bereits angedeutetem Punkte erweitern, daß oft genug der Gehalt in der Dichtung nordischer Menschen so quellend ist, daß er die äußere Form von innen her weitet. Nicht der Kreis, sondern die Parabel, die ins Unendliche deutet, ist ihr Gleichnis. Nicht glatte, sondern große Form ist ihr Zeichen.

Im gegenwärtigen Zusammenhang kann diese Bemerkung nur als Zwischenbemerkung gelten. Es gibt wohl kaum einen Dichter, in dessen Hauptwerken sich äußere Form und Inhalt so decken wie bei Fehrs. Dabei ist Fehrs ein Künstler strengster Form. Er läßt sich niemals gehen, das läge nicht in seiner Art und in seiner Arbeitsweise, die aus seiner Art entspringt. Sorgsam hat er an seinen Werken gearbeitet, nicht aus Ängstlichkeit, sondern aus innerem Trieb. So entsteht ein Hochgrad künstlerischer Form innen und außen. Innere Form ist da, weil der Gegenstand nach Stoff und Charakteren wahrhaft gemeistert ist, und diese innere Klarheit durchdringt die Formgebung bis ins einzelne.

Wille zur Form bekunden schon die ersten Werke von Fehrs, seine hochdeutschen Versepen. Heute, wo wir den ganzen Umfang seines Schaffens übersehen, gelten sie uns nur als Verheißung, die sich erst in seinen plattdeutschen Schriften erfüllt. Was sie auszeichnet, ist unter anderm die strenge äußere Form. Aber man fühlt eine gewisse Unstimmigkeit zwischen Form und Inhalt. Die Form dieser im Blankvers geschriebenen Erzählungen ist zu strenge und glatt gegenüber dem Inhalt, der sichtbar zu einem kräftigen Realismus drängt. Der Dichter hat sich in der Form übernommen, ein Fehler, der vorzugsweise einem Dichter aus nordischem Geist widerfahren wird.

Anders wirken zum Teil die hochdeutschen Gedichte. Hier findet sich oft genug jenes Gleichmaß von Form und Gehalt, das das vollkommene Kunstwerk bezeichnet. Dabei ist auch hier das Streben nach strenger, oft kunstvoller Form zu bemerken.

Die plattdeutschen Gedichte und die plattdeutschen Erzählungen führen zu jenen Gipfelleistungen, die über das Dauerschicksal eines Dichters entscheiden. Die Zahl der plattdeutschen Gedichte ist nicht groß, aber die geringe Zahl birgt eine große Mannigfaltigkeit aller möglichen Arten der Lyrik. Bevorzugt sind die, die eine strenge Form verlangen, aber hier sind Form und Inhalt eins: das Wesen des Dichters drängt nach edler, reiner Form, all sein Gehalt, der sich reicher und reicher erweist, kann nur in dieser Form geborgen werden. So entstehen Gedichte wie „De Heiloh", „De Heidbloom", „De hilli Bek", „Lengen", „Rike", „Danzleed", „Oktober". Als Probe setzen wir das kurze „Maigrön" her:

Maigrön bringst du mi,
Maigrön, Marie!
De Sommer kommt ni fröh un lât,
Kommst du, so steit de Welt in Stât,
De Swolken kâmt, die Wolken gât,
In Sünnschien lacht mi Gârn und Kât —
Maigrön bringst du mi,
Maigrön, Marie!

Maigrön bringst du mi,
Maigrön, Marie!
O Deern, nu is't ni lang mehr hin,
Denn büst du mien, denn treckst du in
Mit Kroon und Kranz as Königin —
Is noch so 'n glücklich Huus to finn?
Maigrön bringst du mi,
Maigrön, Marie!

Gehaltenheit in der Leidenschaft, klare Anschauung, innere Musik, eine Form, die sich nicht genug tun kann (man beachte die wahrscheinlich unwillkürlichen inneren Reime Swolken und Wolken, mien und in) und die alles, wie eine Aura, frei umschwebt, künden den nordischen Dichter.

Unter den Erzählungen gibt es gleichfalls die mannigfachsten Arten: Skizzen, freiere Erzählungen, Novellen und einen Roman. Jede dieser Arten ist nach dem ihr innewohnenden Formgesetz behandelt. Es ist nicht zu verwundern, daß die strengste Form, die es für die Erzählung gibt, die Novelle, die an Geschlossenheit dem Drama nicht nachsteht, mehrere Male bei Fehrs zu finden ist und daß er sich an ihr als Meister bewährt. „Ehler Schoof", eine Novelle, die, wie einige Beurteiler meinen, Fehrs ebenbürtig neben Storm, Keller und Meyer stellt, kann als Muster dieser Kunstgattung in jenem strengen Sinne gelten, in dem die genannten großen Erzähler sie erfüllt haben. Hier ist der Aufbau, das Aufwachsen aus einem Keim zur vollen Entwicklung, geradezu vollkommen zu nennen. Aus dem innersten Wesen der Dichtung wächst diese Form, ein Menschenschicksal wird in ihr von einem Mittelpunkt aus nach allen Seiten hin gestaltet, so daß Inneres und Äußeres bis zum letzten Klang zusammenstimmen. Auch die Erzählungen, die in der Form loser sind, zeigen das Suchen der Strenge, der Straffheit, der kunnstvollen Verschränkung, weil dieser Dichter gar nicht anders kann, als sich in strenger Form geben.

Die Kunstgattung des Romans gestattet, ja erfordert eine freiere Form. In ihr drängt sich, wenn es sich wirklich um einen Roman handelt, eine ganze Welt zusammen, die, mag sie groß oder klein sein, ein Vielerlei von Beziehungen aufweist. Fehrs einziger Roman, „Maren", sein Hauptwerk, ist in diesem Sinne ein Roman, denn er umschließt eine Welt, wenn auch nur die eines Dorfes. Raum, Zeit, Menschen, alles kommt zu vielseitiger Anschauung. Darum ist hier die Form weitergespannt als bei der Novelle, die Komposition ist freier, die einzelnen Stücke haben ein stärkeres Eigenleben. Wie jeder Dichtungsgattung bei Fehrs die ihr angemessene Formgestaltung erhält, so zeigt auch der Roman, im ganzen oder im einzelnen, die Formgebung, die seinem innersten Wesen entspricht.

Formenkünstler im Aufbau seiner Werke bewährt Fehrs auch in Einzelheiten die reine Form, ohne die er nicht sein kann, die in ihm selbst gegeben ist. Licht ist sein Werk, licht ist jedes Wort, weil es aus lichter Seele strahlt. Seine ganze Welt leuchtet in seltener Klarheit, alles, was er darstellt, ist klar geschaut und klar geschildert. Reine Bilder der Wirklichkeit entstehen diesem Realisten, doch ist es nicht die nackte Wirklichkeit in ihrer Einmaligkeit und Zufälligkeit, die er zur Darstellung bringt, ihr Bild ist es, geläutert und zum Symbol erhoben. Sparsam, mit keuschem Griffel ist die Natur gezeichnet, überaus reich dagegen die Menschenwelt. Dabei ist jede Gestalt, auch die nur flüchtig gezeigte, so lebendig dargestellt, so sehr künstlerisch „Gestalt" geworden, daß Fehrs zu den besten Menschendarstellern unseres Schrifttums gehört. Seine Menschengestaltung hat ein besonderes Gepräge. Sie ist nur teilweise eine Ausweitung seines eignen Wesens, wie in der Gestalt des Jehann-Ohm, die in mehreren seiner Geschichten wiederkehrt, sie ist fast gar nicht eine Belebung durch Sich-versenken in die einzelnen Gestalten, sie ist vornehmlich eine Darstellung, die sich auf Beobachtung gründet. Fehrs läßt seine Menschen durchwegs nicht von innen wachsen, sie leuchten nicht im eignen Lichte auf wie Transparente, es strahlt vielmehr auf sie das Licht vom Darsteller her. Dieser Zug, die Art des geborenen Erzählers kündend, scheint mir vor allem nordisch zu sein. Daß er es hier ist, wird durch eine andere Tatsache

bekräftigt: so sehr sich die Gestalten des Dichters in vielen Kleinigkeiten als einheitliche Wesen offenbaren, ihr Bild ist doch nicht aus zergliedernder Beobachtung mühsam zusammengesetzt, sondern es ist wahrhaft geschaut. Diese Schau, eine nordische Geisteshaltung, gibt deutliche, ruhige, abgeklärte Bilder. Der Dichter ist nicht von seinen Gestalten besessen, er formt und bildet sie.

Nichts Schwankendes, Irrlichtartiges, kein sprunghaftes Auf und Ab der Empfindung ist bei Fehrs, sondern eine geruhige Stetigkeit in der Art, wie er sich gibt. Auch das macht ihn zum Erzähler. Er hat den nötigen Abstand zu den Dingen und weiß sie in ihrer Besonderheit zu erfassen. Aus dieser ursprünglichen Anlage seiner Dichterkraft und aus jener inneren Besonnenheit seines Wesens fließt ihm die Fähigkeit zum gelassenen, wirkungsvollen Erzählen und erweist er sich als Dichter nordischer Art.

Die Stetigkeit, die bei dieser Art des Schaffens Voraussetzung ist, wiederholt sich auch in der großen Spannweite, über die hin Fehrs die einzelnen Motive in seinen Dichtungen trägt. Eine seiner Eigentümlichkeiten besteht darin, daß er häufig dieselben Gestalten in verschiedenen, voneinander völlig unabhängigen Geschichten auftreten läßt. Es ist bemerkenswert, daß bei jedem neuen Kommen seine Menschen im Grunde dieselben sind, nur jedesmal neu gezeigt in dem Wechsel der Zeiten und der Lagen, in denen sie sich jeweils befinden. Zu dieser Stetigkeit gehört auch, daß er an seinem Hauptwerk, dem Roman, mit Unterbrechungen 20 Jahre gearbeitet hat. Man spürt es dem Werke nicht an, die Jahre seines Werdens sind versunken in der Zeitlosigkeit, in der es dasteht.

Hier spiegelt sich die Unabhängigkeit von allem Zeitlichen wieder, die das Dichten von Fehrs auszeichnet. Nie ist er den Entwicklungen und Schwankungen des Zeitgeistes nachgegangen. Seine Werke behandeln fast alle den Abschnitt des vorigen Jahrhunderts, in den seine Jugend fiel. Dann spiegeln sie die Ereignisse und die Haltung jener Zeit wieder, aber doch nur so weit, um ihnen die wirklichkeitstreue Zeitfarbe zu geben. Was er in jener Zeit sucht, ist etwas, was sich zu allen Zeiten findet: Menschenschicksale in den großen, stets wiederkehrenden Tatsachen des Menschenlebens. Große Leidenschaften zu schildern reizt ihn weniger, als die erschütternden, zerstörenden und aufbauenden Erlebnisse darzustellen, in die das Schicksal Menschenseelen hineinführt. Dabei entfaltet er die aufbauende, lebengestaltende Kraft der eignen Seele: allermeistens ist es so, daß seine Menschen an den Schicksalen in Sieg oder Niederlage reifen.

Hiermit ist die Frage der Stoffwahl berührt, die für jeden Dichter bezeichnend ist und unmittelbar seine innerste Wesensart offenbart. Denn was der Dichter aus dem ganzen Bereich des Seins als Gegenstand seines Gestaltens auswählt, das kennzeichnet seine eigentümliche Geistes- und Seelenverwandtschaft. „Auswählen" ist schon nicht richtig gesagt, denn in Wirklichkeit ist es so, daß sich der Gegenstand dem Dichter aufdrängt. Hier wirken innere Beziehungen, die, weil sie gegeben sind, am meisten charakterisieren.

Bei Fehrs finden wir, äußerlich betrachtet, zwei Stoffgebiete. Das eine ist in seiner frühesten Dichtung nur zweimal berührt: Ereignisse aus dem Alten Testament. Durch die Schule sind sie ihm als Schüler und Lehrer zugeführt. Wie sie in der Schule früher ganz naiv in deutschem Sinne gegeben wurden, als handle es sich um Menschen mit deutschem Fühlen und Denken, so sind auch bei unserm Dichter die Stoffe in germanischer und nordischer Auffassung gestaltet, die Seelenerschütterungen, die geschildert werden, sind solche deutscher Menschen.

Näher liegt dem Dichter das andere Stoffgebiet, sein Heimatdorf. Das Verhältnis zu ihm ist nicht sentimentaler Art, jede sentimentale Ader fehlt dem Dichter, auf der Suche nach Menschen, die er lebendig mache, nimmt er sie dort, wo er sie am besten kennt, aus seiner Heimat und aus seiner Jugendzeit. Hier findet er Menschenschicksale genug, genug Seelenleben und Charaktergestaltung, die sich an den Schicksalen entfalten. Selten zerbrechen seine Menschen unter dem Schicksal, meistens gibt er ihnen so viel Spannkraft und Härte aus seiner eignen Seele, daß sie obsiegen, auch wenn sie äußerlich unterliegen und zugrunde gehen. Charaktere sich bilden, sich härten lassen unter den Schicksalen, das ist der eigentliche Gegenstand von Fehrs' Dichten.

Es entspricht wohl seinem nordischen Charakter, daß er dieser seiner Aufgabe mit aller Gelassenheit und Ruhe, unbekümmert um die Urteile und den Geschmack der Zeit nachging. Es entspricht ihm nicht minder, daß er, seit er anfing plattdeutsch zu schreiben, beim Plattdeutschen geblieben ist, weil ihm das die rechte Form für seine Dichtung gab und weil es ihm fortan so aus der Seele quoll, ohne Rücksicht darauf, daß die Beschränkung auf das Plattdeutsche die Wirkung seiner Dichtung von vornherein äußerlich einschränkte.

Die Wirkung seiner Dichtung auf alle Empfänglichen ist tief, sie ist seelisch läuternd und aufbauend. Fehrs wurzelt mehr im Seelischen als im Geistigen. Aber das Seelische ist klar, weitend, kräftigend. Der Kreis seiner Verehrer ist nicht allzu groß, aber wen er gewonnen hat, den hat er ganz. In einem veräußerlichten Leben, in einer entnordeten Masse ist kein Platz für den Dichter. Aber wo Menschen sind, die in reiner Seelenluft sich stärken mögen, dort hat der Dichter sein Zuhause.

Die nordische Art in Fehrs, die uns aus seiner Dichtung entgegenstrahlt, zeigte sich auch in seiner menschlichen Persönlichkeit. Das ideale Bild der Persönlichkeit, das aus seinen Werken spricht, deckt sich mit seinem menschlichen Sein. Allen, die ihn kannten, mußte er als das Urbild eines edlen, vornehmen, nordischen Menschen erscheinen. Dies Bild trat in seinem Alter immer deutlicher hervor. Wie der Mensch sich selber in Zucht hielt, sich aufbaute aus dem Rohstoff des Lebens, konnte er eine Weisheit und Abgeklärtheit erreichen, die sein innerstes Wesen, sein Bluterbe, zur reinsten Erscheinung brachte. Fehrs entstammt einem alten Bauerngeschlecht aus dem Holsteinischen, hier ist nordisches Erbgut ziemlich rein erhalten, in dem Dichter ist es einmal zur lautersten Erscheinung gekommen. Denn auch körperlich war Fehrs nordischer Art. Die hohe Gestalt, die Kopfform, Augen, Nase, Kinn, dazu die Gesamterscheinung und -haltung bekunden es.

Wenn eine Möglichkeit besteht, nordischen Geist in unserm Volke zu pflegen und zu stärken, dann kann, wenn irgendeiner, Fehrs Dienst an diesem Werke tun. Nordischer Geist hat in seiner Dichtung Gestalt gewonnen und kann von hier aus in der unbewußten Weise, wie es Dichtung tut, auf alle Empfänglichen bildend wirken.

Kleine Beiträge.

Das Bauerntum als Lebensquell der nordischen Rasse.

Seitdem Günther durch seine „Rassenkunde des deutschen Volkes" das Interesse weiter Kreise für die Herkunft und Eigenart der nordischen Rasse gewonnen hat, treten auch die Indogermanenfrage und die Entstehung des deutschen Volkes aus der Enge philosophischer Betrachtung in den größeren Kreis naturwissenschaftlicher und geographischer Forschung. Eine solche Ausweitung der Ziele ist notwendig angesichts mancher bedenklicher Erscheinungen in der wissenschaftlichen Welt. Wenn neuerdings slawische Forscher den Versuch wagen, die vorgeschichtliche Ausdehnung ihres Volkes bis an die Elbe vorzuschieben, wenn ein Forscher wie S. Feist, der zwar nichts Umstürzendes, aber immerhin beachtenswerte Beiträge zur Indogermanenfrage veröffentlicht hat, jetzt — von Haß gegen die deutsche Kultur verblendet — die germanischen Weststämme (auch Hermann und die Cherusker) als Kelten anspricht und als deutschschreibender Schriftsteller sich nicht gescheut hat, nach Paris zu fahren, um dort den aufhorchenden Franzosen diese neue Mär zu verkünden, dann bleibt schließlich von unserem armen Volke nicht viel übrig; es darf sich glücklich schätzen, wenn Slawen und Kelten uns als entartete Volksgenossen an ihre Brust ziehen. In dieser, von Haß und Überhebung geleiteten angeblichen „Wissenschaft" ist es ein gar nicht hoch genug einzuschätzender Gewinn, daß gerade jetzt Walter Darré ein Buch[1]) vorlegt, das die vielen Einzelfragen einmal durch eine wissenschaftliche Linse leitet, um die Herkunft und das Werden der Germanen scharf erkennen zu lassen. Das Buch zeigt unser Volk als ein Bauernvolk schon in der indogermanischen Vorzeit und führt diese Linien bis in die Gegenwart, in der wir vor der entscheidenden Frage stehen, diese Grundlage aufzugeben und „Weltbürger" zu werden oder das bäuerliche Erbe für die Zukunft zu retten. Der Alpdruck, der durch das Aufsteigen minderwertiger Rassen Wirtschaft, Politik, Ethik und Kultur lähmt, kann nur behoben werden durch klares Erkennen aller rassischen und geschichtlichen Belange und ihrer biologischen Begrenztzeit. Darum ist das Buch nicht nur ein wissenschaftlicher Beitrag zur Psychologie des Germanentums, sondern ein Wegweiser für alle, die sich noch mit Stolz als Volksangehörige bekennen.

Der Verfasser ist praktischer und wissenschaftlicher Tierzüchter; er legt ein Beobachtungsmaterial vor, das weder dem Historiker noch dem Rasseforscher vertraut sein kann und gibt dadurch der Wissenschaft Tatsachen in die Hand, mit denen sie sich auseinander setzen muß, wenn sie dem Problem der Entstehung, der Eigenart und der Erhaltung unsres Volkes nachgehen will. Der überlegene Standpunkt des Verfassers, der sich auf den verschiedensten Gebieten als ein tüchtiger und belesener Kenner zeigt, sein klarer Blick für das Wesentliche und die seltene Gabe, die gewonnenen Erkenntnisse zu sicheren Bildern zu verknüpfen, sichern dem Buche die Beachtung aller, die sich mit solchen grunddeutschen Fragen beschäftigen. Natürlich bleiben noch genug ungelöste Rätsel; auch wird in mancher Beziehung an den Schlußfolgerungen Kritik geübt werden müssen. Das schmälert aber nicht das Verdienst des Verfassers, von einer Seite an Fragen herangetreten zu sein, die bisher wenig oder gar keine Beachtung gefunden haben.

Vor zwei Jahren trat der Bonner Historiker Professor Fritz Kern mit einem Werke „Stammbaum und Artbild der Deutschen"[2]) hervor, zu dem sich Darré von vornherein in einen Gegensatz stellt. Kern nimmt, woran wohl kaum einer zweifelt, ein Weiterleben der Cromagnonrasse in Nordeuropa an und sieht in der nordischen Rasse einen dalischen Sproß. Auch Darré schließt sich dem wohl an, wenn er auch mehr der fälischen Rasse einen Einfluß einräumt, der im einzelnen noch zu untersuchen sein dürfte. Kerns weitere Annahme einer kriegerischen Hirtenbevölkerung, die nicht nur nach Europa gekommen, sondern auch andere Weltteile ihrem Einflusse unterworfen und als ein Schwertadel die Hochleistungen menschlicher Kultur und Politik geschaffen hat, findet in Darré einen entschiedenen Gegner. An und für sich hat eine solche Forderung, nachdem die für eine jüngere Zeit eingestellte Theorie Meitzens fast einmütig abgelehnt worden ist, wohl kaum noch Anhänger. Der Historiker Kern hat natürlich Gründe für seine Annahme, die der Ethnologe schwerlich anerkennen wird, die aber durch den Ver-

---

[1]) R. Walter Darré, Das Bauerntum als Lebensquell der nordischen Rasse, 433 S., J. F. Lehmanns Verlag, München 1929. Preis geh. Mk. 18.—, geb. Mk. 20.—.

[2]) München 1927, Verlag J. F. Lehmann. 13 Mk., geb. 15 Mk.

fasser auf dem Wege einer gründlichen Untersuchung stark ins Gedränge gekommen sind. Solche Fragen werden gewiß nicht mit einem Male entschieden; dazu sind sie viel zu schwierig; außerdem sind zu ihrer Beantwortung verschiedene Wissensgebiete zu beackern, so daß nur ein langsames Vortasten von Stellung zu Stellung eine klare Sicht verheißt. Jedenfalls aber stehe ich mit Darré der Kernschen „Hirtenkultur" durchaus ablehnend gegenüber. Bei Darré nimmt die Ablehnung dieser Kernschen Theorie (in dem Buche von Kern stecken daneben noch reichlich historische und rassenkundliche Ergebnisse von höchstem Wert) einen breiten Platz ein, aber er bringt kritisch durchgearbeitetes Material bei, das als eine Steigerung unsrer Erkenntnisse zu begrüßen ist.

Für das Urgermanentum setzt der Verfasser feste bäuerliche Siedlung an, ein Schluß, der durch die Siedlungsarchäologie — soweit ihre Ergebnisse veröffentlicht worden sind, — bestätigt wird. Auch eine feste Siedlung muß einmal einen Anfang aus einer minderentwickelten Zeit gehabt haben. Darré setzt dafür ein seßhaftes Waldhirtentum ein, zieht aber den Kreis dieser Siedler über den größten Teil von Eurasien. Sind die Indogermanen ursprünglich Waldbauern gewesen, d. h. Leute, die ihre Äcker in den Lichtungen des ungeheuren eurasischen Waldgebiets anlegten, dann kannten sie auch den Ackerbau, und dann erklären sich ihre Trecks als kleinere, aber zahllose Einzelzüge, die sich in jahrhundertelanger Zeit langsam vorschoben, bis sie geeignete Siedlungsgebiete (Indien, Griechenland, Italien) fanden. Über die Wege dieser Wanderungen würden wir besser unterrichtet sein, wenn wir eine Karte der frühesten Waldverteilung unsres Erdteiles hätten, wie sie von Gradmann für Süddeutschland, von Schlüter für Ostpreußen entworfen ist. Aber auch so oft die Beziehung, die Darré zwischen der nordischen Rasse und dem mitteleuropäischen Laubwald herstellt, eine wissenschaftliche Tat. Er gewinnt hier auf Grund der vergleichenden Sprachgeschichte und des Tierlebens ein Ergebnis, das wohl vermutet worden, aber doch noch niemals nachzuweisen versucht ist. Es dürfte schwer zu erschüttern sein, daß die Umwelt, d. h. der vorausgesetzte Laubwald und die Wasser-, Regen- und Sonnenmenge von tiefgehendem Einfluß auf die Bildung der Rasse gewesen ist, und daß man umgekehrt von den Rassezuständen auch auf den Ausgang einer Rasse schließen darf. Bei der weiteren Verfolgung dieses Gedankens stößt der Verfasser auf eines der schwierigsten Probleme der Forschung. Ist eine Rasse durch Auslese der Starken entstanden, oder ist sie durch Vererbung einzelner zufälliger, aber günstiger Elemente zu ihrer Eigenart gekommen? Die Bejahung der letzteren Frage stützt sich auf Tierzüchtungsergebnisse, die bei dem Menschen wohl kaum anders sein können.

Mag man nun zu den Ausführungen Darrés in diesem oder jenem Sinne Stellung nehmen, die Beobachtung, daß aus einem klar nachgewiesenen Zusammenleben von Mensch, Tier und geographischer Umwelt auch Entwicklungslinien gewonnen werden können, ist unanfechtbar. Ob die Cromagnonrasse, bzw. die nordische und die fälische Rasse durch ihre heutige Umwelt in ihrer Eigenart erhalten worden ist, wie es Darré mit einem Fragezeichen für möglich hält, oder ob andre Ursachen hier mitsprechen, sind Fragen, die zunächst noch nicht zu beantworten sind. Wenn dagegen gewisse sympathische Übereinstimmungen zwischen der fälischen Rasse, deren Heimat er in Westfalen und westlich sieht, und der nordischen Rasse durch äußere Umstände (Ernährung!) herbeigeführt werden können, wie es ebenfalls die wissenschaftliche Tierzüchtung nahelegt, dann wird dadurch ein Aufschluß angebahnt über manche Stammeseigentümlichkeit der Deutschen, die uns bisher recht fremdartig erschien. So läßt sich u. a. die Entwicklung der Franken verstehen, die nach den Berichten Gregors von Tours manchmal recht undeutsch erscheinen.

Das mitteleuropäische Laubwaldgebiet stellt die Umwelt für die fälische und nordische Rasse dar. Aber auch der nicht wegzuleugnende Steppenboden im Osten hat seinen Einfluß ausgeübt. Das Ergebnis sieht der Verfasser in der ostischen Rasse. Er berührt sich dabei z. T. mit der Hypothese Kerns, aber er lehnt es auf Grund der von ihm erschlossenen Symbiose ab, dieser Rasse siedlerische Anlagen zuzusprechen. Ganz folgerichtig muß ein solches Landschaftsbild sich auf die Bewohner anders auswirken als der Laubwald. Wie stark und nachhaltig sich ein Einfluß jahrhundertelang auf die Wirtschaft zu äußern vermag, legt Darré bei der Herleitung der Dreifelderwirtschaft dar. Er bringt sie mit den drei Jahreszeiten des altgermanischen Ackerbaues in Verbindung. Denn sie ergibt durch den Wechsel zwischen Winter- und Sommersaat und Brache eine ihm angepaßte landwirtschaftliche Arbeitseinteilung, eben die Dreifelderwirtschaft, die zuerst 772 erwähnt wird, aber nach verschiedenen Forschern älter sein muß. Jetzt, nachdem ihre Entstehung aufgehellt ist, rückt sie beinahe in die indogermanische Zeit hinauf. Darré geht aber noch weiter und bringt auch die genossenschaftliche Sied-

lung mit ihr in Verbindung, indem er die durch das Klima in Schonen auf etwa 14 Tage sich zusammendrängenden Erntearbeiten als Ursache der Sammelsiedlung anspricht. Dem widersprechen allerdings schwerwiegende Tatsachen wie die Verteilung und Geschichte der nordischen Siedlungen, die auf den Einzelhof weisen. Nach einer neueren Arbeit über die nordischen Flurnamen (Olsen, Aettegård og Helligdom, Oslo 1926) sind diese Siedlungen als landwirtschaftliche Urformen anzusprechen, daneben aber sind andre, die sich erweitert haben, ehemals Kultorte gewesen. Es ließen sich noch weitere Gegengründe geltend machen; hier kann nur auf das Gesamtgebiet dieser Fragen mit der Absicht hingewiesen werden, die Umsicht aufzuzeigen, mit der der Verfasser *allen* Fragen nachgeht.

Mancher Antwort ist natürlich nur mit einem „Möglich" zuzustimmen. Der Verfasser selbst gibt oft genug seine Folgerungen mit einem Fragezeichen. Er erwartet nicht Widerspruch, sondern Gegengründe. Es ist darum auch nicht angebracht, das Gesamtergebnis in Frage zu stellen, wenn man im einzelnen glaubt, anderer Meinung zu sein. Aber auch in solchen Fällen wird man die Beobachtungen aus der Tierzucht beachten müssen. Treffende Bemerkungen macht er über das langsame Vordringen der Bauerntrecks, die durch Klima, Boden und Bewässerung eine Veränderung der Ackerbautechnik und einen Ausgleich der Haustierrassen bewirkten, von denen nur die altgewohnten noch als Opfertiere gezüchtet wurden. Es fällt dadurch ein gewisses Licht auf die Wanderbewegungen der Völker, die sich lediglich als Bauerntrecks ausweisen — im Gegensatz zu den zerstörenden Zügen der Nomaden. Jene brachten eine angestammte Kultur mit, verankerten sie und erstarkten im Ackerbau. Dabei wird eine sehr wichtige Beobachtung mitgeteilt. Fast die gesamte Raubtierwelt Mitteleuropas hat sich in einem ähnlichen Sinne entwickelt wie der Mensch. Auch sie neigt zur Seßhaftigkeit. Und wenn der Verfasser weitere Parallelen zieht und aus der für das mitteleuropäische Waldgebiet naturgebundenen Entwicklung die Einehe bzw. die Großfamilie der seßhaften Menschen erkennt, die auch den meisten Raubtieren eignet, dann stellt sich die Symbiose von Mensch, Tier und Umwelt recht nachdrücklich dar. Die Bemerkungen über die Einehe verhehlen nicht die Widersprüche, die zwischen unsrem modernen Empfinden und den überlieferten Tatsachen der Vergangenheit bestehen, die Darré aus dem hochentwickelten Rassegefühl erklärt. Ob das genügt, sei dahingestellt. Jedenfalls aber darf man an die gesellschaftlichen Zustände der Vergangenheit nicht mit einem modernen Maßstab herantreten.

Die aus züchterischen Überlegungen gewonnenen Ergebnisse veranlassen den Verfasser, die Entnordung durch Kriegsverluste verhältnismäßig gering einzuschätzen. Dagegen läßt sich manches einwenden. Man wird ohne weiteres zugeben, daß stets die Kräftigsten, Mutigsten und Unternehmendsten die Opfer der Kriege geworden sind. Der Weltkrieg hat das aufs neue bestätigt. Würden all die Tapferen, die jetzt in fremder Erde schlummern, am Leben geblieben sein, dann hätten wir keinen Umsturz, kein Schanddiktat von Versailles, auch keine Zerstörung unsres Vaterlandes gehabt. Schon in der von Darré angezogenen Tatsache, daß bei den späteren Spartanern nicht mehr soviel kräftige Männer vorhanden waren, um dem Verfall ihres Staates durch Zurückdrängen minderwertiger Elemente zu steuern, spricht für die volklichen Verluste infolge der Kriege. Das sind einige Bedenken, die im Interesse der wichtigen Untersuchungen des Verfassers nicht unterdrückt werden dürfen, um die für unsre Gegenwart außerordentlich wertvollen Folgerungen um so schärfer hervortreten zu lassen. Denn bei der für das deutsche Volk so eindrucksvoll nachgewiesenen bäuerlichen Grundlage sind gerade diese Folgerungen von der allergrößten Bedeutung.

Das von Darré bei allen indogermanischen Völkern nachgewiesene Anerbenrecht, das den Hof in einer Hand läßt, und das zweifellos auch auf die Beschränkung der Kinderzahl eingewirkt hat, hat in vielen Jahrhunderten die Ausbreitung der seßhaften Germanen getragen und den Verlust von Volksblut solange verhindert, wie noch Land zur Besiedlung zur Verfügung stand. Seit dieser Ausbreitung in Europa in größerem Maßstabe nicht mehr möglich war, wirkte sich die Vermehrung in der Proletarisierung der Massen und in der Abgabe wertvoller Volksgenossen an andere Völker aus. Es ist die Aufgabe der Gesetzgebung, dieses fast verschwundene Anerbenrecht wieder herzustellen, dann aber durch geeignete Maßnahmen dafür Sorge zu tragen, daß die jüngeren Söhne wieder seßhaft gemacht und dem bäuerlichen Leben erhalten werden.

Recht nachdenklich machen die Ausführungen über den Untergang Spartas, die einen breiten Raum einnehmen. Hier sehen wir, daß die Entwicklung sich mächtiger erwies als die Wirkung einer guten Gesetzgebung und der Wille der den Untergang ahnenden Geschlechter. Langsam und unscheinbar schleicht sich der Bazillus des Genusses

und der Verweichlichung ein mit all seinen traurigen Folgen, wie Feigheit, Verrat, Habgier, Treu-, Vaterlands- und Sittenlosigkeit und vergiftet das letzte Edelblut. Man könnte gegenüber einer solchen schleichenden Krankheit, der anscheinend alle gesunden Völker erliegen, verzweifeln und in dem Niedergleiten hochstehender Rassen nach Spengler ein feststehendes Entwicklungsgesetz sehen. Keine Politik, keine Ethik, keine Religion hat bisher ein Mittel ausgewiesen, um solchen Völkerkatastrophen zu widerstehen. Aber da zeigt uns der Viehzüchter Darré, daß oft nur wenige edle Stammtiere nötig sind, um ganze Tierzuchten zu heben und den Zuchtergebnissen Edeleigenschaften zu vererben. Auch der Mensch ist naturgemäß gleichen Zuchtgesetzen unterworfen, wenn er die gewonnene Erfahrung auf sich selber anwendet. Und darin liegt die große Bedeutung des Darréschen Buches, daß es nicht — wie bei vielen gutgemeinten Werken — in der Theorie stecken bleibt, sondern praktische Wege weist. Nicht der Forscher und Fachgelehrte wird allein reiche Anregung in ihm finden; auch der Deutsche im weitesten Sinne kann, falls er mitarbeiten will an der Erhaltung seines Volkstums, besonders seiner bäuerlichen Grundschicht, Mut und Hoffnung für sein Wirken finden. An unserem Volke ist es, zu zeigen, daß es reif für die Wahrheit und willig zur Tat ist.

Prof. Robert Mielke.

Die Bauernhöfe der Kremper- und Kollmar-Marsch.

Für jeden Forscher, sei er nun Historiker, Volkskundler, Rassen-, Vererbungs- oder Familienforscher, ist es von großer Bedeutung, einen Einblick in den blutmäßigen Aufbau der Bevölkerung, mit der er sich augenblicklich befaßt, zu gewinnen. Als Quellen einer solchen Untersuchung dienen die verschiedenen amtlichen Urkunden wie Kirchenbücher, Gemeinderegister, Grundbücher usw. Jeder, der aber an eine solche Arbeit herangetreten ist, weiß, vor was für einem fast undurchdringlichen Gewirre man da gewöhnlich steht, das sich nur mit einem großen Aufwande von Zeit und Geld in einige Ordnung bringen läßt. Die Meisten lassen eine solche Arbeit überhaupt stehen und suchen nur das ihnen gerade wichtigst Scheinende heraus. Es ist klar, daß bei solcher Arbeitsweise selten Vollständiges zutage gefördert werden kann. Die Bevölkerung mehr oder weniger abgegrenzter Gebiete hängt in ihrem blutmäßigen Aufbaue wie das Myzelium eines Pilzes zusammen — letzten Endes sind alle Einwohner eine einzige Blutsverwandtschaft —. Die Unterlagen, aus denen wir diese Tatsachen nachweisen können, sind die oben genannten Standesbücher.

Genealogische Gesamtdarstellungen ganzer größerer Gebiete gibt es selten. Um so erfreulicher ist es, daß nun eine derartige Darstellung in großzügiger und mit Erfolg begleiteten Weise vorgenommen wurde. Die Bauernhöfe der Kremper- und Kollmar-Marsch liegen nun in geradezu vorbildlicher Bearbeitung von Johann Gravert[1]) und seinen beiden Mitarbeitern Pastor Holst und Theodor Ahsbahs, welch letztere nach dem Tode Graverts das Werk zu Ende geführt und es herausgegeben haben, vor.

Das hier behandelte Gebiet, die Kremper- und Kollmar-Marsch, liegt in Holstein zwischen der Elbe, Stör und Krückau, und umfaßt 24 Landgemeinden, der Kreise Steinburg und Pinneberg unter Einschluß von Teilen der Städte Glückstadt und Krempe mit 15000 Landeinwohnern und 30000 ha Bodenfläche. Die Quellen sind vor allem die alten Pfarrbücher und Pfand- und Schuldprotokolle, die sich im Allgemeinen bis auf die Zeit des 30jährigen Krieges zurückführen lassen. Den Verfassern handelt es sich besonders darum, den blutmäßigen Zusammenhang einer Bevölkerungsgruppe und ihrer Einwurzelung im Boden der Heimat zur Darstellung zu bringen. Darum setzen sie nicht die einzelnen Familien oder Namen, sondern die Wohnstellen, Höfe, als Einheit und geben nun bei den einzelnen Höfen, die — 1270 an der Zahl — nach Amtsbezirk, Gemeinde und kommunaler Zugehörigkeit geordnet sind, die Namen der Besitzer sowie deren Kinder und Kindeskinder, wie auch die Namen der eingeheirateten Frauen und deren Vater an, der durch die Nummernangabe seines Hofes bei diesem wieder aufgesucht werden kann. Ebenso steht bei dem Namen des Besitzers die Jahreszahl, da er in den Besitz des An-

[1]) Johannes Gravert, Die Bauernhöfe der Kremper- und Kollmar-Marsch (oder laut innerem Titel „Die Bauernhöfe zwischen Elbe, Stör und Krückau mit den Familien ihrer Besitzer in den letzten drei Jahrhunderten"), herausg. von E. Holst und Th. Ahsbahs durch die Krempermarsch-Sparkasse. Glückstadt 1929, J. J. Augustin Verlag. 790 Seiten, 1 Taf., 1 Karte. Preis geb. Mk. 24.—.

wesens gelangte. Bei jedem einzelnen Amtsbezirk und jeder Gemeinde sind die Größe des Grundgebietes, die Einwohnerzahl, die zuständigen Behörden, eine kurze Ortsbeschreibung und Ortsgeschichte mit besonderer Berücksichtigung früherer Zustände angegeben. Die Anführung jeder einzelnen Wohnstelle, die durch eine Nummer gekennzeichnet ist, führt außer der Angabe über die Besitzer noch solche über die Größe des Besitzgebietes mit Einschluß der Nebenhöfe, frühere kommunale Zugehörigkeit, frühere Größe, Preise, Alter der Gebäude, Hausmarke, besondere Namen der Wohnstellen, Brände usw. an. Auf diese Weise ist es verhältnismäßig leicht möglich, für die verschiedenen Familien Stamm- und Ahnentafeln, wie sie von einigen Familien als Beispiele dem Buche schon beigegeben sind, aufzustellen. Das Buch ist von den Verfassern vor allem als Nachschlagewerk gedacht, was auch ein alphabetisches Namensverzeichnis der Hofbesitzer und eines derjenigen Personen, die außer den Besitzern vorkommen, ermöglicht. Sehr zu begrüßen ist auch die Beilage einer Landkarte im Maßstabe von 1:50 000, auf der die behandelten Höfe mit ihren Nummern eingetragen sind.

Das Buch ist ein vorzügliches Quellenwerk, wie es keine zweite deutsche Landschaft aufzuweisen hat, das dem Familien-, Rassen- und Heimatforscher, dem Wirtschafts- und Lokalhistoriker, dem Volkskundler und Statistiker sowie jedem, der über die Bevölkerung dieses Gebietes und ihre Verbundenheit mit der Scholle Gründlicheres wissen will, als Hauptquelle dienen muß und von vielen Anderen wissenschaftlich ausgeschöpft und verwertet werden kann. Ein besonderes Verdienst der beiden Herausgeber wie der Kremper-Sparkasse ist es, das durch den Tod Graverts und durch geldliche Schwierigkeiten in Frage gestellte Werk zum Erscheinen gebracht zu haben.

Die Beachtung des Wertes der Familienforschung vor allem im Hinblicke auf die Verbundenheit des Bauern mit seiner Scholle ist nicht auf das Gebiet des südlichen Holsteins allein beschränkt, auch von verschiedenen anderen Seiten Deutschlands hört man von derartigen Versuchen oder Ansätzen dazu. Als sehr erfreulich muß darauf hingewiesen werden, daß z. B. in Bayern der bayrische Landwirtschaftsrat solchen Bauerngeschlechtern, die nachweislich mindestens zweihundert Jahre auf demselben Hofe sitzen, ein künstlerisch ausgestattetes Ehrenblatt verleiht. Die große Zahl von über 600 Gesuchen, welche einliefen, gibt einen Hinweis, daß dieser Gedanke Anklang gefunden hat und die Menge der bodenständigen Bauerngeschlechter in Bayern eine ganz beachtenswerte ist. Wir stimmen in den Wunsch der Herausgeber des Gravert'schen Werkes ein, daß solche familienkundliche Forschung der alten Bauerngeschlechter dazu beitragen möge „überall die Erkenntnis zu verbreiten, daß die Höfe am besten in den Händen derjenigen Familien gedeihen, mit denen sie durch die Jahrhunderte verbunden waren."

Bruno K. Schultz.

Weißkirchner Familiennamen.

Unter diesem Titel veröffentlicht Professor L. Weifert (bereits in 2. Auflage) ein kleines Heft[1]), das sich mit der Herkunft der deutschen Einwohner der Stadt Weißkirchen im südslawischen Teil des Banats beschäftigt. Die katholischen Pfarrmatrikeln nennen für die ersten 100 Jahre (1723—1823) nicht weniger als rund 1400 verschiedene Familiennamen, von denen heute nur noch ein Siebentel am Orte vorkommt. Demnach hat eine außerordentlich hohe Zahl der älteren Familien in Weißkirchen keine bleibende Stätte gefunden; wieviele etwa durch allmähliches Aussterben erloschen sind, scheint noch nicht festgestellt zu sein. Leider wird erst seit 1788 die Heimat der Verstorbenen in der Matrikel regelmäßig erwähnt; oft steht allerdings ganz allgemein „ex imperio" (aus dem Reich), so daß die genauere Herkunft nicht zu ermitteln ist. Gewisse Anhaltspunkte liefern die Namen selbst; Blöcker, Breitwieser, Greiner, Lechleiter u. a. deuten so sicher auf bayerisch-österreichisches Sprachgebiet, wie Benesch auf sudetendeutsches und Häfele auf schwäbisches. Wie zu erwarten, stellen die deutschen Gebiete des alten Österreich ein sehr starkes Kontingent; frühzeitig sind auch Rheinhessen und Elsaß-Lothringen vertreten. In letzterem Gebiete hat vielleicht die Verbindung der beiden Häuser Habsburg und Lothringen die Kolonistenwerbung begünstigt. Erst gegen Ende des 18. Jahrhunderts sind mitteldeutsche Einwanderer (namentlich aus Schlesien) nachzuweisen; noch viel seltener sind (als einzige norddeutsche Gebiete) Preußen und Westfalen beteiligt.

[1]) Zu beziehen vom Verlag Peter Kuhn in Bela Crkva = Weißkirchen im Banat, S. H. S. (Broschiert: 5 Dinar.)

Von den nachweisbaren Süddeutschen kamen die meisten aus dem heutigen Bayern; die Orte Walsassen und Ipoltzstein der Matrikel sind sicher das oberpfälzische Waldsassen und das mittelfränkische Hiltpoltstein.

So läßt sich hier an einem kleinen Beispiel zeigen, wie Leute aus den verschiedensten deutschen Stämmen an der großen Südostsiedlung teilnahmen, die nach den Siegen Prinz Eugens einsetzte. Es sei dem vielgeschmähten Habsburgerstaate unvergessen, daß er einen Teil der überschüssigen deutschen Arbeitskraft auf den verödeten Boden Ungarns gelenkt hat. Die Nachkommen jener Kolonisten gehören noch heute dem deutschen Volkstum an, während die gleichzeitigen Auswanderer nach Amerika nur zu willig in der großen Völkermischung der Union aufgingen.

Wir begrüßen es, wenn heimatkundliche Schriften wie die von Professor Weisfert dazu beitragen, unter den Südostdeutschen das Bewußtsein ihrer Abstammung lebendig zu erhalten und den Kulturzusammenhang in vertiefendem Sinne zu pflegen. Nachforschungen ausgewanderter Deutscher nach ihren Voreltern sollten von den dazu berufenen Stellen nach Möglichkeit gefördert werden. H. Feiß.

Die deutsche Zips.

Mit bewunderungswürdiger politischer und kulturwissenschaftlicher Tatkraft kämpft Ungarn, der alte Staat der Gentry, um seine Wiederherstellung; mit allen Mitteln raffinierter geopolitischer Schulung der neue Tschecho-Slowakenstaat um die nur auf wenige Prozente gestützte einseitige Vorherrschaft des in den „alten Provinzen" verankerten Tschechentums in dem am meisten alttypischen der Nachfolgestaaten; und in diesem wieder in der langgestreckten slowakischen Osthälfte die slowakische Minderzahl um Autonomie wenigstens in dem seltsamen Wurmfortsatz südlich der Tatra. Sie alle drei taten und tun das ihnen Mögliche, einen so „charakteristischen Zweig des osteuropäischen Inseldeutschtums" von siebenhundertjähriger Dauer aus dem Bewußtsein und Gewissen Europas hinweg zu hypnotisieren.

Dem gegenüber bedeutet das illustrierte Quellen- und Lesebuch zur Landes- und Volkskunde, Siedlungs- und Geistesgeschichte der Zips von Hugo Grothe[1]) — ein außerordentlich geschickt zusammengefügtes Selbstzeugnis über die siebenhundert Jahre deutschen Lebens in der Zips, eine unschätzbare Hilfe. Denn ein solches Buch rettet gleichzeitig den Tatbestand nationalen Besitzes, wie er sich heute umschreiben läßt, und stärkt der einzigen Kraft die Seele für die Zukunft, durch die er sich vielleicht erhalten läßt: der Heimatliebe und dem Heimatstolz!

Das geschieht vielleicht am meisten durch eine anschauliche Darstellung aller der zerstörenden Kräfte, denen die Zipser Deutschen schon widerstanden haben, der Stürme, die über sie hinweggebraust sind, ohne den zähen Stamm brechen zu können, durch Schilderungen ihrer eigenen Vorfahren und ihrer geistigen Führer; aber es bedurfte der klugen und schonenden Hand eines so vielseitigen Meisters, wie Grothe, um diese Quellen zu erschließen. Wie viel leichter hätte der erfahrene Geograph, der menschenkundige Beobachter und Polyhistor an der im weiteren deutschen Kultur- und Volksboden vernachlässigten Landschaft flüssig aus dem Eigenen schreibend, mit einem Standwerk auf lange Zeit zum Ritter werden können! Er zog es vor, in unendlicher Auswahl-Mühe die Stimmen des Bodens, der Heimaterde selbst zur Geltung zu bringen, aber damit auch eine dynamisch viel feinere, viel weniger leicht um ihre vielfältige Wirkung zu bringende Kräftegruppe zu entfesseln. Die Stimme des einzelnen Gelehrten verhallt leicht im kulturpolitischen Kampf; als Chorführer mit solchem Kapellmeister-Talent ist er nicht leicht zu übertäuben. Für den Geographen gewann er dadurch einen Grad von Anschaulichkeit, farbenreicher landeskundlicher Schilderung in seinen morphologischen und klimatologischen Probestücken, wie in den biogeographischen, die eine Arbeit aus einer Hand kaum je erreicht. Und es ist eine Landschaft von seltenem Reichtum auf kleinem Raum, nicht umsonst von Carl Ritter, Victor Uhlig und Josef Partsch immer wieder zum Wanderziel gewählt. Ohne die weiten, trennenden Strecken hätte sie — trotz der schmerzlichen Preisgabe durch so viele deutschblutige Herrscher, der Verpfändung eines wichtigen Teiles durch

[1]) Hugo Grothe: „Siebenhundert Jahre deutschen Lebens in der Zips." Bd. IV u. V (II u. III der volkstümlichen Reihe) d. Quellen u. Studien zur Kunde d. Grenz- u. Ausland-Deutschtums, herausg. im Auftr. d. Inst. f. Auslandkunde, Grenz- und Auslanddeutschtum, Leipzig 1927, Rohland und Berthold-Verlag, Crimmitschau.

Sigismund an Polen und der geschickten Entfremdung ihrer jungen Intelligenzträger durch die Magyarisierung — vielleicht ein geschlossener deutscher Gau bleiben können. Nun steht sie, losgelöst von Ungarn, an dem die Zips mit rührender Treue hing, von schweren wirtschaftlichen Schwierigkeiten infolge der naturwidrigen Grenzführung des slowakischen Wurmfortsatzes bedroht, als eine der kleinsten, noch zusammenhaltenden Sprachinseln in dem schweren Daseinskampf der Minderheiten des Prager Nationalitätenstaates mit seinem dünnen, aber wie eine darübergelagerte Ölschicht erstickendem Einheitsfirnis; allerdings im Rahmen einer von vierzig Millionen getragenen, aber erst noch in den Kinderschuhen steckenden Minderheiten-Bewegung. Darin eine sicher lebensfähige Zelle lebendig zu erhalten, bis wieder neue Lebensluft zu ihr dringt, das wird eine der besten Früchte von Grothes Arbeit sein! Prof. Karl Haushofer.

Eine neue Germania-Ausgabe.

Als durch E. Nordens Buch „Die germanische Urgeschichte in Tacitus Germania" klar zutage trat, wie sehr Tacitus in seiner Darstellung bis in Einzelheiten des Ausdruckes hinein durch ein weit zurückreichendes Herkommen beeinflußt ist, schien in den Augen von vielen zugleich mit seiner selbständigen Eigenart auch seine Zuverlässigkeit in Frage gestellt. Da war es vor allem E. Fehrle, der in einer Abhandlung „Die Germania des Tacitus als Quelle für deutsche Volkskunde" (Schweiz. Arch. für Volkskunde 30, 1926, 229 ff.) in überzeugender Weise den rechten Weg gewiesen und davor gewarnt hat, das Kind mit dem Bade auszugießen.

Er ist also nicht jetzt erst an das Schriftdenkmal herangetreten, von dem er uns eine Ausgabe[1]) samt Übersetzung und erläuternden Bemerkungen vorlegt. Letztere sind im wesentlichen volkskundlicher Art und vielfach aus einem tiefen Born eigenen Wissens geschöpft, nicht etwa nur ein Auszug aus den vielen schon vorhandenen Kommentaren. Auch einer, der diese alle durchgenommen hätte, würde dieses neue Buch mit Genuß und Gewinn lesen.

Ein Beurteiler, der das gleiche Feld bearbeitet, wird natürlich an vielen Stellen Ergänzungen vorschlagen können. Der Verf. hätte aber sicher selbst weit mehr zu sagen gehabt und hat sich absichtlich Beschränkung auferlegt. Ungern vermißt man jedoch gerade von ihm neben den wertvollen Erläuterungen über die Nerthus-Feier jede Bemerkung über den Kult im Semnonenhein und, was die — übrigens vortrefflichen — Abbildungen betrifft, wäre ihre Vermehrung durch ein Bild eines der Dejbjerg-Wagen und des Nydam-Bootes sehr wünschenswert, um uns die Vorstellung vom Nerthus-Wagen und den svionischen Schiffen zu vermitteln.

Anderer Ansicht als der Verf. bin ich über Ulixes in Germanien, eine Frage, die ich demnächst ausführlich zu behandeln gedenke. Über die Tungri — sie sind nach meiner Meinung eine unmittelbare Fortsetzung der Eburones Caesars und nicht ein später an deren Stelle eingerückter Stamm — habe ich mich eben im Anz. der Wiener Ak. d. Wiss. phil.-hist. Kl. 27 (1928), 275 ff. geäußert. Der neuesten Erklärung des Namens agri Decumates gleichwie dem Versuch, aus Tacitus eine von der Mehrzahl der Germanen abweichende Art des chaukischen Stammes zu erschließen, stehe ich skeptischer als F. gegenüber.

Was die Gleichsetzung von Wodan mit Mercurius betrifft, stelle ich sie mir nicht als selbständig durch die Römer vorgenommen vor. Vielmehr werden die Massalioten den höchsten gallischen Gott ihrem Hermes verglichen haben. Der entwicklungsgeschichtlich mit ihm wesensgleiche Wodan, der vom gallischen Gott nicht zu trennen war, mußte dann ebenso „interpretiert" werden. Für den jüngeren allgemeinen Wandel von Wōdan zu Gōdan (mit gōd „gut" zusammengehörig) wäre die volkskundliche Erklärung aus der Vermeidung des Namens eines unheimlichen Wesens und seinem Ersatz durch ein Deckwort erwünscht gewesen. Weihnachten endlich möchte ich nicht zusammen mit engl. fortnight zu den Worten rechnen, die Nacht im Sinne von „Tag und Nacht" enthalten, da die Christnacht doch wirklich eine heilige Nacht ist.

Man mag wohl noch über verschiedene andere belanglose Einzelheiten anderer Meinung sein als der Verf. Wirkliche Fehler enthält das Buch kaum oder nur in

[1]) Eugen Fehrle: Publius Cornelius Tacitus Germania. Mit 39 Abbildungen auf 14 Tafeln und 1 Karte. XVI und 112 S. 8°. J. F. Lehmanns Verlag, München 1929. Preis geh. Mk. 4.50, geb. Mk. 6.—.

verschwindender Zahl und es handelt sich dabei wohl auch nur um gelegentliche Versehen. So sollte nicht vom germanischen, sondern ahd. Ziu gesprochen werden. Und wenn zu glesum bemerkt ist, ahd. müßte es wohl glesam heißen, ist umgekehrt ahd. in germ. zu bessern und der Endung ist dabei allzu altertümliche Gestalt gegeben. Übrigens ist auf Grund von mnd. glār „Harz" germ. glēza (neben glēsa?) und außerdem wegen ahd. glas und anord. gler die Ablautform glasa und glaza anzusetzen.

Angesichts des in viele Wissenszweige übergreifenden Gegenstandes ist diese große Zuverlässigkeit um so anerkennenswerter als ein Zeichen weitreichenden Wissens und der den wahren Gelehrten kennzeichnenden Zurückhaltung in ihm ferner liegenden Gebieten.

Das, woran ich am meisten auszustellen habe, ist die aus Mannus-Bibl. 6 (Kossinna „Ursprung und Verbreitung der Germanen"), Leipzig 1928 übernommene Karte, die aber dort wieder aus einer Abhandlung von mir im 17. Bd. von PBBeitr. (1892) abgedruckt ist. Daß sich seit 36 Jahren meine Meinung über viele Eintragungen auf ihr geändert hat, wird jeder begreifen.

Über J.s Buch haben wir aus mehreren Gründen Anlaß uns zu freuen. Es ist endlich einmal eine Germania-Ausgabe, die man ohne Vorbehalte jedermann empfehlen kann, die beste für einen weiteren Kreis von Gebildeten, und wegen ihrer klaren, verständlichen Darstellung und ihrer Freiheit vom Ballast unerweisbarer Hypothesen besonders als Lehrbuch vorzüglich geeignet. Sie wird gewiß auch der Volkskunde neue Freunde gewinnen, einem Wissenszweige, auf den mancher noch vom hohen Roß seiner erbgesessenen Fachwissenschaft geringschätzig herabsieht, ohne doch den Ernten, die sie einbringt, gleichwertiges gegenüberstellen zu können. Rudolf Much.

Die Quellen der deutschen Frühgeschichte.

Wer eine Geschichte der germanischen Altertumskunde zu schreiben hätte, der müßte E. Nordens Buch „Die germanische Urgeschichte in Tacitus' Germania" einen bevorzugten Platz einräumen, nicht nur um seiner selbst willen, sondern auch wegen der vielfältigen Anregungen, die von ihm, so wie es ist, einschließlich alles Richtigen, Falschen und Fraglichen, auf die Forschung ausgegangen sind. Wenn jetzt ein stattlicher Band[1]), der Übersetzungen der lateinischen und griechischen Quellen unserer Frühgeschichte samt zugehörigen Erläuterungen enthält, E. Norden zu seinem 60. Geburtstage zugeeignet ist, kommt damit klar zum Ausdruck, was sich auch sonst feststellen ließe, daß wir auch für dieses Buch mittelbar jenem zu danken haben. Zugleich mit dieser Feststellung sei aber ausdrücklich ausgesprochen, daß vor allem seinem Verfasser Wilhelm Capelle Dank gebührt. Auch derjenige, der in Ehren durch eine humanistische Schule hindurchgegangen ist, hat bekanntlich die alten Sprachen nicht so lesen gelernt, wie man nach halbsolangem Zeitaufwand etwa Englisch oder Spanisch gelernt hat. Allen, die sich, ohne klassische Philologen zu sein, als Historiker, Germanisten, Ethnologen oder auch nur — und es sind das hoffentlich recht viele — weil ihr Bildungsdrang sie dazu antreibt, mit den Quellen unserer deutschen Frühgeschichte vertraut machen wollen, wird durch die hier gebotenen Übertragungen eine große Last abgenommen. Es handelt sich dabei, da vieles in der Überlieferung dunkel oder verderbt ist, keineswegs um bloße Handwerkerarbeit. Und sollten auch die Meinungen darüber auseinandergehen, wie im einzelnen Fall eine Stelle am sinngemäßesten wiederzugeben wäre, ist das gegenüber der Gesamtleistung belanglos. Wem es um eine wichtige Einzelheit zu tun ist, der wird ohnedies auf den Urtext zurückgreifen und, wenn es not tut, dessen Worte auf die wissenschaftliche Goldwage legen.

Gegliedert ist das Buch in zwei Teile: „Römer und Germanen" und „Land und Leute", die beide wieder in eine größere Zahl von Unterabschnitten zerfallen. Selber zum Wort kommt der Verf. — abgesehen von Vorwort und Einleitung, über die noch zu sprechen sein wird, — in kurzen erläuternden Einschaltungen, in den Vorbemerkungen zu den einzelnen Abschnitten, einer — wie gleich bemerkt sei — vortrefflichen besonderen Einleitung in die Germania des Tacitus und in den Anmerkungen am Schlusse. Die ausgezeichneten Abbildungen werden allen Lesern hochwillkommen sein. Was die Karten betrifft, sei zu der ersten, „das alte Germanien zur Römerzeit" darstellenden, bemerkt, daß auf ihr selbstverständlich vieles problematisch ist, da wir ja die Sitze der wenigsten ost-

[1]) Wilhelm Capelle: Das alte Germanien. Die Nachrichten der griechischen und römischen Schriftsteller. (Frühgermanentum, erster Band.) 523 S. 8° mit 41 Tafeln. Jena, Eugen Diederichs 1929.

germanischen Volksstämme genau kennen. Bestimmt zu berichtigen ist die Stellung der Rugier, die nicht, wie das fast allgemein geschieht, an die Odermündung, sondern westlich von der unteren Weichsel, als Westnachbarn der Goten, anzusetzen sind. Die Cotiner ferner gehören auf Grund von Müllenhoffs Feststellungen an die Gran und die Ofen östlich von ihnen an die Eipel. Auf der zweiten, betitelt „Karte zur Geschichte der Germanen in Südosteuropa und Kleinasien", könnte es zu Irrtümern Anlaß geben, daß auf einem Raum, den in Wirklichkeit Slaven einnehmen, der Name Sarmaten eingetragen ist und, daß neben dem Namen der Heruler an der Maeotis jener der gleichzeitig weiter im Westen seßhaften Goten fehlt.

Die Schwierigkeiten, mit denen der Verf. zu kämpfen hatte, liegen darin, daß auf den vielen Grenzgebieten, die gelegentlich zu betreten waren, allein mit dem Rüstzeug der klassischen Philologie das Auslangen nicht zu finden ist, es aber andererseits auf germanistischer Seite an verläßlichen umfassenden Bearbeitungen des einschlägigen Materials fehlt und die Meinungen auch der Germanisten, soweit sie sich überhaupt mit ihm vertraut zu machen suchten, auseinandergehen.

Auch gute persönliche Führung durch einzelne ist hier nicht leicht zu finden. So hatte sich E. Norden um Auskunft über den Namen Asciburgium an Th. Siebs gewendet und druckt dessen Mitteilungen in seinem Buche ab. Auf dieses bezieht sich wieder C. durch die Bemerkung, daß dort 490 ff. „die Ausführungen von Th. Siebs besonders wichtig" seien. In Wahrheit sind sie unbrauchbar. Aber man wird es weder Norden noch jetzt C. verübeln können, wenn sich das ihrem Urteil entzog.

Selbst hätte ich Grund, mich zu beklagen, weil meine Abhandlungen „Der Name Germanen" (Sitz.-Ber. d. Wiener Ak. d. Wiss. phil. hist. Kl. 195, 2, 1920) und „Der Eintritt der Germanen in die Weltgeschichte" unerwähnt und unbeachtet bleiben. Der Grund, warum sie C. und anderen entgangen sind, wird der sein, daß sie von dem tendenziös germanenfeindlich eingestellten Sigmund Feist als Berichterstatter in den Jahresberichten der germanischen Philologie nach Möglichkeit der Beachtung entrückt wurden.

Irrtümlich werden von C., was ich hier gleich erwähnen möchte, die Alanen als Germanen behandelt. Freilich zählt sie Prokop zu den gotischen Völkern, aber gewiß nur wegen ihres gotischen Christentums und teilweiser Gotisierung. In der Tat gehören sie mit den heutigen Osseten zusammen und sind gleich diesen iranischer Herkunft.

Dagegen ist C. ganz im Recht, wenn er die Bastarnen für Germanen nimmt. Aber wenn es in den Anm. dazu heißt: „Wichtig die Untersuchung von A. Bauer, Die Herkunft der Bastarner ..." „Dagegen mehrfach Much, zuletzt Zeitschrift für Deutsches Altertum 1928, S. 6", so kann dies sehr leicht den Anschein erwecken, ich sei *gegen* das Germanentum der Bastarnen, A. Bauer aber *für* dieses eingetreten. Das Umgekehrte ist der Fall und C.'s eigene Stellungnahme nur berechtigt, weil A. Bauers Arbeit *nicht* wichtig und wertvoll ist.

Lange Zeit galt Müllenhoff als höchste Instanz in Sachen der germanischen Altertumskunde und gilt es für viele noch immer. In der Tat hat er der Prüfung der Überlieferung große Sorgfalt angedeihen lassen und sein Verdienst ist es, wenn in mehreren Fällen die lautgerechten Formen der Namen festgestellt wurden, so z. B., daß Sugambri, nicht Sigambri, das Bessere sei, welch letzteres sich aber trotzdem stark eingebürgert hat. So verwendet auch Karl Schuchhardt in seinem Buch „Vorgeschichte von Deutschland" immer diese Form. Auch die sonst unerhörten Volksnamen „Sosiber" und „Sikoboten" (S. 207) sind zu tilgen, da Müllenhoff DA. 4, 537 einleuchtend gezeigt hat, daß das überlieferte cumvictualisosibessicobotes in cum Victualis Osi Bessi Cobotes aufzulösen ist, wodurch lauter bekannte Völkernamen zum Vorschein kommen, abgesehen von Cobotes, das wohl in Costoboces, -i zu ergänzen ist. Im übrigen aber ist Müllenhoffs staunenswertes Wissen nicht mit dem treffsicheren Instinkt des Pfadfinders verbunden gewesen, vielmehr führte er in den wichtigsten Fragen der germanischen Vor- und Frühgeschichte auf Irrwege. Der Fortschritt auf dem Gebiet der germanischen Altertumskunde war daher nur durch Abkehr von ihm möglich.

Wenn C. S. 503[17] sapo als ein ursprünglich keltisches Wort bezeichnet und seine Wesensgleichheit mit dem germanischen (unmöglich aus dem keltischen stammenden) saipo, unserem Seife, nicht erkennt, hat er an dem genannten Gelehrten einen Vorgänger.

Ausdrücklich auf dessen Anmerkungen zu Mommsens Jordanes V verweist C. S. 402[8], wenn er die von Jordanes vorgetragene Erklärung des Gevidennamens als „völlig apokryphe Etymologie" bezeichnet. Sie ist aber, wie ich Z. f. d. Wortf. 1, 322 ff. gezeigt, habe, abgesehen von der zu ihrer Begründung erfundenen aus gotischem Volksmund geschöpften und somit ebenfalls echten Geschichte, durchaus richtig.

Die Namensform „Nahanarvalen", die C. verwendet, hat sich unter Müllenhoffs Einfluß, der für sie Haupts Zschr. 9, 254 f. (= D A. 2, 505 ff.) autoritativ, aber nur auf Grund einer unmöglichen Etymologie, eingetreten ist, so gut wie allgemein durchgesetzt gegen besseres Naharvali, Naharvalen.

Derselbe Müllenhoff, der sich als Historiker ohne den geringsten haltbaren Grund über die vielfachen Zeugnisse für Herkunft der Kimbern aus Jütland hinwegsetzte, klebte andererseits als Philologe gelegentlich am Buchstaben und vertritt eine Richtung der Buchgelehrsamkeit, bei der nicht nur die Sachforschung, sondern auch die gesunde Vernunft zu kurz kommt. So, wenn er weiß, daß die germanische Bezeichnung des Bernsteins lat. glesum verlangt und glaesum falsch ist, trotzdem aber — worin ihm dann andere (nicht auch C.!) gefolgt sind — bei Tacitus das einheitlich überlieferte glesum in glaesum änderte, weil die betreffende Stelle des Tacitus von Plinius abhängig sei, bei diesem aber die besten Handschriften auf glaesum führten. Doch ist dies selbstverständlich nur jüngere Entstellung aus einer Zeit in der ae nicht mehr Zwielaut war.

Die Anmerkungen in C.s Buch sind nach meinem Ermessen zu knapp und zu spärlich. Wenn z. B. zu den Nachrichten Cäsars über den hercynischen Wald und seine Tierwelt nicht mehr angemerkt wird, als daß in diesen Kapiteln neben manchem Richtigen und Wertvollen (so von den Auerochsen) manches Fabelhafte und Falsche (so vom Einhorn und vom Fang der Elche) stehe, so ist das schon deshalb zu wenig, weil dem Leser dabei entgehen kann, daß dieses „Einhorn" das Rentier ist, von dem die Kunde freilich aus fernem Nordosten stammt. S. darüber meine Abhandlung „Der germanische Urwald", Sudeta 2, 57 ff. Oder wenn ein Schriftsteller einen Ort Brotomagus nennt, so wünschen wir nicht nur zu erfahren, daß es sich dabei um das heutige Brumat handelt, sondern auch, daß dieser Name sonst nur in der Gestalt Broco-, d. i. Bröco-, und Breucomagus überliefert ist. Es würde sich auch wohl empfehlen, um nur noch eine Einzelheit herauszugreifen, dem verleumderischen Haßurteil des Hieronymus über Stilicho eine Richtigstellung folgen zu lassen.

Cäsars Mitteilung über die nach Osten entsendeten gallischen Siedlerscharen ist S. 195[2] berichtigt mit den Worten: „Diese Meinung von einer west-östlichen Bewegung keltischer Stämme ist falsch, das Gegenteil richtig, vgl. Norden S. 358 f." Aber Norden ist dort sicher nicht im Rechte. Denn für die ganzen Sudetenländer ist eine ursprünglich unkeltische, wahrscheinlich illyrische Bevölkerung nachzuweisen, die erst in der Latène-Zeit durch Kelten abgelöst oder überschichtet wird. Ein östlicher keltischer Vorstoß, der ja weiter bis in die Balkanhalbinsel und sogar nach Kleinasien führt, ist also nicht bestreitbar.

Was Völkerschaftliches betrifft, sei noch bemerkt, daß Zeuß nachweislich im Irrtum war und keine Zustimmung verdient, wenn er die Attuarii bei Velleius II 105 für Bataver nimmt. Ferner, daß *πρὸς τοῖς Κάμποις* bei Ptol. II 11, 11 nicht „an den Feldern" bedeuten kann; vielmehr ist hier das Volk der Kampen gemeint, das vorher schon in zwei Unterabteilungen erwähnt wird, als *Παρμαι Κάμποι* und *Ἀδραβαι Κάμποι*, wofür man nicht, wie die Ausgaben von Müller und Cuntz *Παρμαίκαμποι* und *Ἀδραβαίκαμποι* schreiben darf; denn *αι* ist kein möglicher Kompositionsvokal.

Damit sind wir bei der Germania des Ptolemaios angelangt, deren Übertragung eine besonders heikle Sache war. Und gerade bei diesem Denkmal wäre ein ausführlicherer Kommentar sicher für die meisten erwünscht. Daß sich C. an die textkritisch wertvolle, letzte Ptolemaios-Ausgabe von Cuntz gehalten hat, ist verständlich genug, aber zugleich auch eine Quelle von Schwierigkeiten für den Übersetzer geworden, der dabei eigentlich eine Arbeit hätte leisten müssen, die sich Cuntz selbst erspart hat, d. h. ernstlich der Frage nachgehen, was Ptolemaios wirklich geschrieben hat, eine Arbeit freilich, die so nebenher kaum zu leisten war.

Was Cuntz in seiner Ausgabe bietet und herzustellen trachtet, ist nämlich nicht der Urtext des Ptolemaios, sondern nur der Text des Archetypus, jener Handschrift, die durch Vergleich der beiden von ihr ausgehenden Handschriftenklassen X und RW erschließbar ist. Dabei scheut er sich nicht, offensichtliche Fehler, wie *Βελτική* statt *Βελγική* (Belgica) in seinen Text zu setzen, weil eben beide Handschriftenklassen hier übereinstimmen. Tun sie das nicht, so begünstigt er willkürlich die X-Klasse.

Die Folge ist, daß eine Menge unrichtiger Namensformen wie *Ἰνκρίωνες* (statt *Νικρίωνες*, Anwohner des Nicer, Neckar), *Φυννοῦσιοι*, *Βαγινοχαῖμαι* (statt *Βαιοχαῖμαι*), *Νουάριστοι*, *Ἰόμαννοι*, *Ἰδοῦνοι*, *Σουδιανοί*, *Ὀσανδα*, *Γαυονάριον*, *Φρουργίσατις*, *Σιλτουτάνδα* unverdienter Weise zu Ehren kommen.

Auch abgesehen davon, daß er sich wesentlich an den eben gekennzeichneten Cuntzschen Ptolemaios-Text hält, ist C. der handschriftlichen Überlieferung der Namen gegenüber zu konservativ und zurückhaltend. Damit ist aber wenigstens nichts verdorben und, soweit es ein Fehler ist, liegt die Hauptschuld außerhalb. Denn wo soll sich der klassische Philologe oder der Historiker in solchen Fragen Rat holen? Am nächsten liegt es natürlich, Schönfelds „Wörterbuch der altgermanischen Personen- und Völkernamen" zur Hand zu nehmen, womit aber nicht gesagt ist, daß er dort immer gut beraten wird.

C. ist sichtbarlich diesen Weg gegangen. Die Unentschiedenheit, mit der sich Schönfeld selbst für die Besserung des überlieferten Haldagates in Haldagastes ausspricht, war für ihn vermutlich maßgebend, Haldagates stehen zu lassen, zumal jener damit, auch was den ersten Namensbestandteil betrifft, nichts Ansprechendes anzufangen wußte und ihm entging, daß H hier, wie in Hermunduri, Halani, Halaricus, nur graphisch ist und Aldagastes „Altgast" ein genaues Gegenstück zu einem überlieferten Namen Neviogastes darstellt. Auch wenn C. Adgandestrius, Brinno, Aurinia, Igillos schreibt, bietet ihm Schönfeld einen Rückhalt. Vgl. zur Rechtfertigung von Gandestrius, Brunio, Albruna, Ingildos gegen diesen meine Bemerkungen in „Wörter und Sachen" 6, 218. 220. 222. 224. Wenn ich recht vermute, haben auch die unmöglichen „Kaulken" in den Caulci bei Schönfeld S. 62 und dessen Unsicherheit ihre Stütze, bestimmt aber gilt das von den „Kampsianern". Es handelt sich dabei um einen nur bei Strabo belegten Namen, der an einer Stelle *Καμψιανῶν*, an der anderen *Ἀμψανῶν* lautet, an der ersteren aber einem mit *Κα* anlautenden Namen folgt, der einwirken konnte. Die Sache läge schon klar, auch wenn nicht dazu käme, daß Campsiani nichts ist, Ampsiani aber sichtlich nur ein anderer Name für Ampsivarii „Anwohner der Ems" (buchstäblich Emser, da -er auf germ. warja- zurückgeht), wobei nur -varii durch die gleichbedeutende lateinische Ableitung -āni (vgl. Rhenani) vertreten ist.

Der Flußname Isargus in der Consolatio ad Liviam 385 wird besser als auf die Isar, älter Isara, mit Zeuß, Die Deutschen und die Nachbarstämme 237 auf den südtirolischen Eisack, Ysarche flumen in Act. St. Cassiani, an dem das Volk der Isarci seßhaft ist, bezogen werden.

Es ist hier mit Absicht auf Mängel des Werkes und auch deren Wurzeln näher eingegangen worden, als es sonst in Buchbesprechungen üblich ist, wobei sich herausgestellt hat, daß diese zum guten Teil auf der Unzulänglichkeit der zur Verfügung stehenden Hilfsmittel beruhen und mehr diese als den Verfasser belasten. Auch an sich sind die Ausstellungen, die zu machen waren, für das Werk als Ganzes nicht von wesentlicher Bedeutung und haben zumeist mehr für eine Gruppe von Gelehrten als einen größeren Leserkreis ein Interesse. Das gilt wenigstens von dem, was über die Behandlung der Namen zu sagen war. Wir wissen ja von manchen Namen geschichtlicher Persönlichkeiten überhaupt nicht, ob sie richtig überliefert sind. Wie z. B. Arminius oder Thusnelda bei ihren Landsleuten geheißen haben, ist auf den Buchstaben genau nicht feststellbar und doch wird das den Eindruck nicht verringern, den ihre Persönlichkeiten auf uns machen.

Nur ein Splitterrichter könnte übrigens über Nebendingen, welcher Art sie immer sein mögen, die Vorzüge und den Wert des Werkes übersehen. Dazu gehört auch die ganze Einstellung des Verfassers dem Gegenstand gegenüber, wie sie klar in der sehr lesenswerten Einleitung zutage tritt. Art und Inhalt der antiken Quellen, der erhaltenen wie der viel bedeutenderen, die uns leider verloren sind, werden in ihr treffend gekennzeichnet und der Leser, dem solche Quellen vorgelegt werden sollen, erhält Aufklärung, wie einseitig und parteiisch gefärbt diese Berichte sind. „Wie anders wirkt dies Zeichen auf mich ein!" kann man von C.s Worten sagen, wenn man ihnen entgegen hält, wie z. B. der klassische Philologe Seeck die Germanen beschimpft oder wie der Germanist Fr. Kauffmann in seiner deutschen Altertumskunde das, was der einzige Gewährsmann Ammianus Marcellinus, ein Feind also, mit rhetorischer Aufmachung über den Alemannenkönig Chnodomarius Herabsetzendes berichtet, nicht etwa nur kritiklos übernimmt, sondern zu einem viel schmachvolleren Bilde entstellt. Dank gebührt also dem Verfasser nicht nur für seine Arbeitsleistung, sondern auch für die Gesinnung, die ihm die Feder in die Hand gedrückt und geführt hat.

Rudolf Much.

Elsässische Ortsneckereien.

In einem umfangreichen Bande[1]) gibt Hans Lienhart eine erstaunlich reiche Sammlung elsässischer Ortsneckereien, d. h. der Spottnamen, Spottverse und Spottgeschichten, die im Volksmunde von den einzelnen elsässischen Orten, z. T. auch ganzen Landschaften im Umlauf sind oder waren. Der Verf. konnte für seinen Zweck die älteren Sammlungen von August Stöber, einen Fragebogen, den Pfarrer Liebich 1874 hatte ausgehen lassen, und manche sonstige Einzelbeiträge, vor allem auch die Sammlung des elsässischen Wörterbuches benützen; eigene Sammlungen haben ihm den Stoff wesentlich ergänzt. Die Handschrift war bei Ausgang des Krieges druckfertig und wurde hier mit geringer Auffüllung veröffentlicht.

Das Werk bringt zunächst das Verzeichnis der Neckereien nach Kreisen und Kantonen geordnet unter Nachweis des Anlasses für viele, freilich keineswegs alle der aufgeführten Ausdrücke; ein „Anhang" vertieft für einzelne Belege die Erläuterungen und druckt mancherlei auf Neckereien bezügliche Gedichte ab. Es folgt sodann eine systematische Übersicht der stofflichen Bereiche, aus denen die einzelnen Neckereien genommen sind, weiter ein alphabetisches Verzeichnis der Necknamen und schließlich ein alphabetisches Ortsverzeichnis.

Jeder Benutzer wird dem Verf. lebhaften Dank wissen für die große Mühe und Sorgfalt, die er an seine Arbeit gewandt hat. Sie ist nicht nur für denjenigen von Bedeutung, der das Elsaß, sein Volk und seine Geschichte schätzt, für deren Würdigung hier Quellen besonderer Art fließen. Es wird darüber hinaus jeder Volkskundler mancherlei Belehrung aus ihr schöpfen können, da sie einen beträchtlichen Beitrag zur Erkenntnis des Wesens volkstümlicher Überlieferung bietet und zwar einer Überlieferung, bei der das Volk einmal nicht nur Träger, sondern im wesentlichen auch Schöpfer seiner Überlieferung ist. Da die vom Verf. S. 9 über die Entstehung dieser Neckereien im allgemeinen gemachten Bemerkungen etwas flüchtig sind, die Zusammenstellung der Stoffkreise (S. 185 ff.) aber ein wenig äußerlich und starr, so sei es erlaubt, hier ein Wort über das allgemeine Wesen der Erscheinung zu sagen.

Die seelischen Gründe, aus denen diese Ortsneckereien aufsteigen, gehören nicht eben zu den erfreulichsten Gefilden im Bereiche menschlichen Geistes- und Gemütslebens; dafür erfreut die Formung des niedrig Gedachten durch scharfe Beobachtung, bildhaften Ausdruck und schlagenden Witz.

Den Ausgang bildet jene Gesinnung, die man mit der klassischen Formulierung Stoltzes kennzeichnen könnte: „es will mer net in mei Kopp enei, wie kann nor e Mensch net von Frankfort sei!" Schöpferisch am Werke ist jener primitive Gemeinschaftsgeist eines engen Kreises, der nicht weiter schaut als der Blick vom Kirchturme des Heimatdorfes reicht, und diesen Bereich nun schlechthin für die Welt hält. Alles was von seiner Weise nach irgendeiner Seite hin abweicht, erscheint ihm nicht nur auffällig, sondern ungehörig und lächerlich oder verächtlich. Dieser Beurteilung unterliegen natürliche und Kulturerscheinungen, Sachen und Menschen, Gewohnheiten, wie einmalige Vorfälle. Von natürlichen Verhältnissen gibt schon die Lage des Ortes häufig Anlaß zu Übernamen, Lage auf der Höhe oder im Tal, im Sumpf und Ried oder auf Sand oder Lehm; auch Abgelegenheit oder die Nähe eines irgendwie anstößigen Gebäudes fordern den Spott heraus. Mit der Bodenbeschaffenheit sind vielfach eigenartige Berufstätigkeiten oder Gewohnheiten der Ortseinwohner gegeben, die dann dem Spott der andersgerichteten Nachbarschaft unterliegen, wenn es etwa auch nur besondere Arten oder Häufigkeit des Obst- oder Gemüsebaues sein sollten. Einzelne Gewerbe, wie die der Besenbinder oder Schirmflicker, die an ärmeren Ortschaften geübt werden, erscheinen an sich verächtlich. Unfruchtbarkeit der Lage eines Ortes und Armut seiner Bewohner geben überhaupt häufig Anlaß zum Spotte, wesentlich häufiger als Reichtum und sittlich anstößige Eigenschaften, wie Stolz, Geiz, Habgier, Streitsucht, Grobheit und Unehrlichkeit oder Dummheit oder Unreinlichkeit.

Die Unduldsamkeit der Nachbarschaft zeigt sich in diesen aufs Sinnliche gerichteten Kreisen ganz besonders häufig Eigentümlichkeiten des Essens gegenüber, auch der Tracht und sonstigen Bräuchen, wie sie besonders bei der Art der Kirchweihfeier sich entfalten,

---

[1]) Elsässische Ortsneckereien. Ein Beitrag zum Studium von Land und Leuten, unter Mitwirkung von Freunden und Kennern des Elsaß, ges. u. bearb. von Hans Lienhart, Heidelberg, Carl Winters Univ.-Buchhandlung, 1927. (Schriften der Elsaß-Lothringischen Wissenschaftlichen Gesellschaft, Reihe A Band 2.) Preis Mk. 6.—.

an der auch die Nachbarschaft mit einer nicht immer wohlwollenden Kritik teilnimmt. In ganz besonderem Maße wird die Sprache Zielscheibe des Spottes; er kann schon an den Namen des Ortes sich heften oder an die im Orte üblichen Vornamen, die nicht selten dem Namen des Kirchenpatrons folgen. Auch die Religion oder Herkunft der Bewohner wird kritisch beleuchtet; auch äußere Eigentümlichkeiten: die Form des Kirchturms, das Ortswappen, Zahl und Klang der Glocken müssen herhalten. Nicht selten sind die Spöttereien gleichsam nur die Überschriften oder Inhaltsangaben zu irgendeinem Schildbürgerstreiche, den böswillige Nachbarn sich von den Einwohnern erzählen.

Steht die Erscheinung als Ganzes also vor einem nicht gerade sehr sympathischen geistigen Hintergrund, so bietet eine gewisse Entschädigung dafür die frische, scharfäugige, sinnenhafte, manchmal verwegene und beinahe geistreiche Formulierung, die den Spöttern gelingt.

Welche genau zusehende Beobachtung hier vielfach am Werke ist, zeigen vielleicht am besten die zahlreichen Neckereien, die an die Sprache anknüpfen. Von den verschiedensten Seiten her wird sie betrachtet und schier mit der Aufmerksamkeit eines Sprachforschers bis in kleine Einzelheiten hinein verfolgt. Die Art der Aussprache ist es vor allem, die ins Ohr fällt, und zwar sind es weit überwiegend Eigenheiten des Vokalismus, besonders häufig die Aussprache der Diphthonge, was den Spott herausfordert. Manchmal ist es nur eine kleine Einzelheit, die da von scharfer Beobachtung herausgeholt wird: etwa ein besonders offenes á (1 e: die Ziffern meinen die Nummern des Verzeichnisses) oder o (335), dies gelegentlich sogar nur in bestimmten Stellungen vor n (424) oder r (481), sonst auch wohl nur die auffallende Länge oder Kürze eines Vokals (182, 181). Von Konsonanten wird nur das r beanstandet in seiner Aussprache als Zäpfchen-r, was als „rerre", „gerre", „knerre" verspottet wird (635, 361, 434, 518); die so reden, heißen „Röüler", „Risser", „Schnerrer" oder „Grurer" (8, 81, 171, 455); einmal gibt auch Ausfall des r den Anlaß zum Spotte (12). Gelegentlich wird allgemeiner „breite" oder „breiige" Aussprache verhöhnt (525, 444), einmal auch das Nasalieren, das „nangse" gescholten wird (505). Auch ein beschleunigtes oder verlangsamtes Redetempo wird kritisch bemerkt (726, 824, 729, 698).

Der Spott bildet mit einer Findigkeit, wie sie den Urhebern des Sprachatlas nicht besser zur Verfügung stand, kleine Sätzchen, in denen die anstößigen Erscheinungen gehäuft vorkommen, ja, man ist bemüht, den Hohn durch derbwitzigen Inhalt zu steigern, z. B. wenn man die Bewohner von Gimbrett wegen ihrer Aussprache der Lautgruppe un als ún mit dem Sätzchen verhöhnt: „Uenser Hünd het uf's Küllmanns Gründbüffe gebrünst" (77) oder indem man, besonders raffiniert, noch eine Sache hereinzieht, die man gleichzeitig verspottet, z. B. wenn die Bewohner von Schwindratzheim wegen Birnenzucht und Birnenessens sowohl als breitdiphthongischer Aussprache des i unter einem durch den Spottvers verhöhnt werden: „Mier Schwingelser, mier han Biere! Mier esse Biere, Mier drinke Biere, Mier han au noch Biere Für ufs Brot ze schmiere! Unser Biere han au langi Stiel!" (45). An dem im birnenreichen Dorfe vielgebrauchten Wort fiel offenbar die Eigentümlichkeit der Aussprache besonders auf. In anderen Fällen (37, 367) hat, gleich begreiflich, die Aussprache der Verneinungspartikel den Anlaß zum Spott gegeben. Den Einwohner von Melsheim nennt das Nachbardorf, das seinerseits „net" sagt für schriftsprachlich „nicht", geradezu „E Melsner Nit", und die Wildensteiner, die „eis" für „uns" sagen, heißen danach „Eisis-Büable" (882). Auch Auffälligkeiten des Wortschatzes boten zuweilen willkommenen Stoff. Den Bewohnern von Ingenheim ruft man als Spottwörter „Harrle", „Kaddes" oder „Gstuß" zu (34), weil sie von jüdischen Mitbürgern gelernt haben, judendeutsche Wörter in ihre Rede zu mischen. Die Weißenburger heißen „D Alleweil", weil sie dies Wort besonders häufig gebrauchen (383) und den Schalkendorfern, die vom Wörtchen „ewe" einen übermäßigen Gebrauch machen, sagt man witzig nach: „D Schalkedörfer gehn ewe-n-anne un wenn se de Berri nuf gen" (421). Öfters liefert auch die besondere Art des Fluchens den Stoff.

Der Witz dieser Spöttereien ist nicht immer fein, recht häufig sogar sehr derb, aber er arbeitet oft mit erfreulicher Anschauung und Phantasie. Die im Hardt oder Ried Wohnenden heißen nicht einfach Haardt- oder Riedleute, sondern nach den für ihren Boden bezeichnenden, so lästigen Tieren Haardt- und Riedschnoke (S. 305), die in Sand und Lehm Wohnenden heißen Sand- und Lehmhase. Die viel Kraut bauen, nennt man selbst geradezu Krutköpp (436), die Besenbindenden heißen Besenstrippe (462), die Bewohner der ehemaligen kleinen Fürstenresidenzen Dellerschlecker (537), die Bewohner eines hoch oben, von unten gesehen also am Himmel gelegenen Dorfes heißen Mondstupfer (519) und so in ungezählten Fällen. Von der Prahlsucht der Einwohner des

Dorfes hatten sagt man im Nachbardorfe Niederbetschdorf mit reizender Anschaulichkeit: „E Betschdörfer Hundert isch e Hattener Döüsig.“ Mehreren Dörfern sagt man nach, daß ihre Einwohner sich vor oder nach der Ernte, bei guter oder schlechter Ernte auf die Frage nach ihrer Herkunft verschieden äußerten. Der Einwohner von Oberbronn z. B. antwortet in einem guten Weinjahr auf diese Frage mit stolz gewölbter Brust halb hochdeutsch: „Ich bin von Owwerbrunn“, bei schlechtem Herbst aber kleinlaut: „Ich bin von Owwerburn“ (199), der von Wolksheim bei schlechtem Herbst: „Vo Wollixe, aß Gott erbarm!“, bei gutem: „Vo Wollixe, bi Gott!“ (223). Hübsch sind auch die nicht seltenen Spöttereien, in denen nach sonst bekannter Weise das Glockengeläute ausgedeutet wird. In Kiffis z. B., das früher mit Ederschwiler zusammen die Schweizer Pfarrei Rockenburg bildete, läuten angeblich die zwei großen Glocken: „Roggeburg und Ederschwyl sin zwei armi Dörfli“, und die kleine gellt dazwischen „Kiffis o (auch)! Kiffis o!“ (620). In Schlettstadt rufen beim Begräbnis eines Reichen die Glocken: „Argent comptant! Argent comptant!“, beim Begräbnis eines armen Taglöhners: „Gingel, gängel! Gingel, gängel! il ne paye pas!“ (399).

Die Spöttereien reichen ihrer Form nach vom einzelnen Worte über eine Redensart zum vollständigen Satze, über das Satzgebilde zu Versen. Der Spott baut sich aber auch zur kleinen Erzählung, zu Schwank und Anekdote aus. Die Verse sind vielfach sehr frei gebaut; ihr Vortrag — es wird darüber leider nichts mitgeteilt — ist wohl als eine Art Sprechgesang zu denken, ähnlich wie im Kinderliede, dem diese Spöttereien auch sonst vielfach nahestehen. Rhythmus und Reim mußten einer Äußerung willkommen sein, die dazu bestimmt war, als lauter Ruf und womöglich im Chore vorgetragen zu werden. Ofters erscheint überhaupt nur die Möglichkeit des Reims an sich sinnlose Spöttereien erzeugt zu haben, wie bei den Ortsnamen auf -ach und -bach nach dem Typus „Durnacher Nussekracher“ (817), „Sulzbacher Krottekracher“ (671). Die Spottverse tun sehr häufig gleich eine Reihe benachbarter Dörfer ab. Es haben dafür bestimmte Typen sich herausgebildet, die mit wechselnden Ortsnamen und leichten Änderungen immer wieder kehren, z. B. dieser: „Mittelhuse isch e scheeni Stadt, Wingersche isch e Bettelsack, Atznen isch e Murerküwwel, Donnene isch d'r Deckel drüwwer“ (39).

Die erzählten Anekdoten sind vielfach sonst bekannte Schildbürgerstreiche, und so werden denn dieselben Geschichten öfters von mehreren Orten erzählt; die Geschichte vom Gemeindestier z. B., dem man einen Strick um den Hals legte, um ihn in die Höhe zu ziehen, daß er das Gras auf dem Kirchturm abweide, findet sich gleich dreimal von verschiedenen Ortschaften (187, 287, 431).

Überhaupt kehren dieselben Spöttereien in Anwendung auf die verschiedensten Orte immer wieder. Der Übername Kuckuck begegnet 24 mal, Sandhase 28 mal, Mohre gar in 113 Fällen. Auch dieselben Verse wiederholen sich mit geringen Varianten recht häufig, besonders bei benachbarten Ortschaften, vgl. z. B. die Gruppe 440, 448, 453, 459, 464, 516. Die Vergleichsmöglichkeiten reichen dabei über das Elsässische hinaus, indem, wie hier nicht ausgeführt werden kann, in anderen deutschen Landschaften nach Stoff und Form ganz ähnliche Ortsneckereien sich finden. Eine vergleichende Überschau fehlt noch. Sie müßte auch feststellen, ob nicht am Ende doch auch „gesunkenes Kulturgut“ sich unter den Reimereien befindet; der öfter wiederkehrende Typus: „Wer durch Wilse kummt ohne gföppelt, Un durich Dettwiler ohne gspöttelt, Durich Steiweri ohne gschlaauje: der het von Glück ze saauje“ erinnert nicht zufällig an einen bekannten, seit alters von deutschen Universitätsstädten umlaufenden Vers.

Recht viele der angeführten Neckereien sind leider ohne Erklärung geblieben und dadurch wissenschaftlich unverwendbar. Im Ganzen bietet das Buch doch die reichste Sammlung von Ortsneckereien aus einer deutschen Landschaft, und das Elsaß darf der Gesellschaft dankbar sein, die ihm dies Buch geschenkt hat.

Heidelberg. Friedrich Panzer.

Sozialpolitik und Rassenhygiene.

Die gedankenvollen Ausführungen, die Otmar v. Verschuer unter diesem Titel in Heft 1220 von Friedrich Manns Pädagogischem Magazin (Verlag Herm. Beyer u. Söhne, Langensalza 1928) gegeben hat, verdienen in „Volk und Rasse“ ausführlich dargestellt zu werden. Die Einleitung der Schrift kennzeichnet allgemein das Wesen und die gegenseitigen Beziehungen von Sozialpolitik und Rassenhygiene. Die erstere ist angewandte

Soziologie, ihre Mittel und Aufgaben sind vorwiegend wirtschaftlicher Natur; die letztere ist angewandte Naturerkenntnis und fußt auf den Lehren der Rassenbiologie.

Die körperliche und geistig-seelische Eigenart des Volkstums ist Ausdruck seiner Rassenart. Das Wesen der Rasse liegt in der Gesamtheit der erblichen Rassenanlagen, im Erbbilde, das körperliche und geistig-seelische Anlagen umfaßt. Daß sich solche Anlagen vererben, ist an Stammbäumen mit besonderen Begabungen oder Minderwertigkeiten reichlich belegt. Die rassenhygienischen Bestrebungen sind daher nicht allein auf die Hebung der körperlichen, sondern auch der geistigen und seelischen Qualitäten des Volkstums gerichtet.

Verf. betrachtet nun Einzelfragen, welche die Beziehungen zwischen Sozialpolitik und Rassenhygiene in ihren praktischen Gegebenheiten dartun.

Das Verhältnis zwischen Sozialpolitik und Rassenhygiene ist ein wechselseitiges: Sozialpolitische Maßnahmen haben rassenhygienische und rassenhygienische Maßnahmen sozialpolitische Auswirkung. Die rassenhygienischen Auswirkungen sozialpolitischer Maßnahmen liegen in zwei Richtungen: sie wirken entweder unmittelbar auf die Erbanlagen oder auf die Auslese richtung der Erbanlagen und dadurch auf die soziale Schichtung, der jeweils „eine biologische Schichtung nach dem Erbwerte", dem „Grade der Anteilnahme an den Geistesinhalten des Volkstums" entspricht.

Die rassenhygienischen Wirkungen der sozialpolitischen Gesetzgebung Deutschlands betrachtet Verf. nach den drei Hauptgebieten der Sozialpolitik: Schutz der Arbeitskraft, Sicherung des Arbeitsentgeltes und Schutz der Persönlichkeit.

Aus dem ersten Hauptgebiete werden erörtert: die Begrenzung der Arbeitszeit, Arbeitszeitbeschränkungen für Jugendliche und Frauen, Arbeitsvermittlung und Arbeitslosenfürsorge. Die Bestimmungen, die die Arbeitszeit regeln, zumal auch für die Frauen vor und nach einer Geburt, sind vom rassenhygienischen Standpunkt durchaus zu begrüßen. Verf. weist aber darauf hin, daß die günstigen Wirkungen der Arbeitsbeschränkung nur dann eintreten werden, wenn ihr „die Sorge für die Gelegenheit zu hygienischer Verwendung der Freizeit" vorausgeht. Dem Schutz der Arbeitskraft dient auch die Arbeitsvermittlung. Eine rassenhygienisch zu begrüßende Arbeitsvermittlung schafft dem Arbeitswilligen und Tüchtigen mit dem entsprechenden Tätigkeitsbereich die Möglichkeit der Gründung und Erhaltung einer Familie. Die Arbeitslosenfürsorge hat für minderwertige, arbeitsscheue Personen einen starken Anreiz zum Meiden der Arbeit bis auf das Mindestmaß; sie ist eine große Gefahr für die Zukunft des Staates, zumal die Arbeitslosen vielfach geschlechtlichen Ausschweifungen erliegen. Die Arbeitslosenfürsorge begünstigt die Vermehrung Minderwertiger. „Es ist also eine Pflicht der verantwortlichen Vertreter der Arbeitslosenfürsorge, den Schaden, den sie für das kommende Geschlecht bedeutet, zu bedenken und entsprechende Gegenmaßnahmen zu treffen."

Aus dem Gebiete der Sicherung des Arbeitsentgeltes werden die Sozialversicherungen, die sich als eine Ergänzung des Lohnes darstellen, kritisch betrachtet. Ethisch wie sozial- und rassenhygienisch unanfechtbar ist ihr Zweck, „die Versicherten vor den schlimmsten Zufällen des Lebens durch Garantie eines Mindesteinkommens zur Bestreitung des Lebensunterhalts" zu schützen. Ihre Auswirkung aber erweckt ernste rassenhygienische Bedenken. Verf. sieht die Ursachen hiefür erstens in der mißbräuchlichen Anwendung, zweitens in der zu weitgehenden Ausdehnung und zu geringen Differenzierung der Versicherungen. Er verweist auf den Mißbrauch von „Krankengeldern" und die Überlastung der Kassenärzte in der Krankenversicherung, auf den Anreiz zum kriminellen Erlangen der Rente in der Unfallversicherung, wofür gerade die letzten Jahre geradezu klassische „Fälle" geliefert haben. Durch die Unterstützung Minderwertiger und damit verbundener Förderung der Vermehrung derselben wirkt die Versicherungsrente vielfach negativ auslesend. Als Maßnahmen zur Vermeidung der Schäden der Sozialversicherung empfiehlt Verf.: verschärftes Durchgreifen beamteter Ärzte, Unfruchtbarmachung von Geisteskranken und Schwachsinnigen, Ersetzen der allgemeinen Krankenkassen durch Berufsgruppen-Krankenkassen, Beschränkung der Sozialversicherung auf die Volksschichten, die sich nicht selbst, durch Rücklagen, Familienvermögen oder Standeshilfen im Notstand helfen können. „Gesetzliche Staatshilfe ist ein Zeichen nicht genügender Nächstenliebe, und deswegen Notstandshilfe." Der heute mögliche Mißbrauch führt zur Rassenverschlechterung: „Die natürliche Auslese der erblich Schwachen und Minderwertigen wird gehemmt, die erblich Gesunden werden in ihren Lebensbedingungen und damit auch in ihrer Fortpflanzung beeinträchtigt. Eine Abnahme der guten und eine Zunahme der schlechten Erbanlagen des Volkes ist die unausbleibliche Folge." Die innere Einstellung des Einzelnen wie des Staates zur sozialen Hilfe muß wieder, wie der Gedanke selbst, von der ethischen Grundlage der Nächstenhilfe ausgehen, die Selbst-

verantwortung muß an Stelle des formal-rechtlichen materiellen Berechtigungs- bzw. Verpflichtungsbewußtseins treten. „Wenn wir heute noch nicht die Möglichkeiten der Rückkehr vom Materialismus zum Idealismus haben, so werden wir in wenigen Generationen diese Möglichkeit, die in den Erbanlagen ruht und durch die Erziehung zur Wirklichkeit geweckt werden muß, verloren haben."

Die sozialpolitischen Bestimmungen, die den Schutz der Persönlichkeit betreffen, tragen dem rassenhygienischen Interesse des Staates zu wenig Rechnung: sie mißachten durch übertriebenen Schutz der Einzelpersönlichkeit die Grenzen, die der Freiheit des Individuums durch seine erblichen Anlagen gesetzt sind.

Der Einfluß rassenhygienischer Vorgänge auf sozialpolitische Maßnahmen wird durch den Weltkrieg, seine Folgen (Invalidentum, Verlust der Arbeitskräfte, Hungersnot, Kriegswirren usw.) und die daraus sich notwendig ergebenden sozialpolitischen Einrichtungen veranschaulicht. Solche Zusammenhänge sind zahlenmäßig, quantitativ leicht zu erfassen; von ausschlaggebender rassenhygienischer Bedeutung ist aber ihre qualitative Seite. Die schon erwähnte stärkste Vermehrung der untersten Schichten im Staate, der Aufstieg der Tüchtigeren in höhere Schichten und ihre Abnahme daselbst infolge ungenügender Vermehrung sind ein Beispiel. Sie bedingen qualitative Umschichtungen im Staate, die für dessen Zukunft bestimmend sind. In der sozialhygienischen Gesetzgebung sind Erkenntnisse der qualitativen Rassenhygiene kaum beachtet. Verf. weist vor allem auf die Notwendigkeit eines qualitativ wirksamen Familienschutzes durch entsprechende Zulagen und Bestimmungen in der Steuergesetzgebung und im Erbrecht hin. Völlig unberücksichtigt sind bei den Kinderzulagen z. B. die so verschiedenen Kosten der Erziehung zu den verschiedenen Berufen. Der durch den Krieg verarmte Mittelstand, der das Beamtentum, die „Diener" des Staates, vorwiegend stellt, ist in seinen Durchschnittsgehältern unter dem Vorkriegsstand, während die unteren Lohnklassen wesentlich darüber stehen. Unter solchen Verhältnissen muß das ungünstige Vermehrungsverhältnis der einzelnen Volksschichten sich immer weiter verschlechtern. Die Rassenhygiene kämpft gegen die Mängel der Sozialpolitik „als Bundesgenosse von all denjenigen, die im geistigen Kampf des Idealismus gegen den Materialismus, des Universalismus gegen den Individualismus, der Gedanken der Wirzeit gegen die der Ichzeit stehen".

Das Büchlein behandelt in vortrefflicher Weise die aufgerollten Probleme.

Michael Hesch.

Besprechungen.

Deutsches Einheits-Familienstammbuch. Große Prachtausgabe. Herausgegeben vom Reichsbund der Standesbeamten Deutschlands E. V. 200 S. Großquartformat. In Ganzl. m. Golddruck geb. Mk. 7.50. Berlin 1928.

Eine hocherfreuliche Erscheinung! Und besonders erfreulich, daß es gerade die Standesbeamten sind, die hier — übrigens nach jahrelangen, sorgfältigen Vorbereitungen — ein Familienstammbuch herausgebracht haben, das in hohem Maße geeignet ist, Familienkunde, Familiensinn und nicht zuletzt die Erbgesundheitslehre (Rassenhygiene) zu fördern. Die Standesbeamten zeigen damit, daß sie sich dessen bewußt sind, daß die von ihnen im Namen des Staates vollzogenen Eheschließungen mehr sind als formal-juristische Handlungen; sie weisen darauf hin, daß Ehe, Familie und Tradition zu den Hauptgrundlagen jedes gesunden Volkstums und jeder höheren Kultur gehören, und dieser Hinweis ist heute besonders wichtig, in einer Zeit der öden Gleichmacherei und der Versuche, alle organischen Grundlagen der Kultur zu zerstören. Und der Umstand, daß die Standesbeamten sich der Frage des Familienstammbuches angenommen haben, gibt die Gewähr für eine weite Verbreitung: diese Beamten haben ja die beste Gelegenheit, ausnahmslos alle jungen Ehepaare auf Sinn und Wert der Ehe hinzuweisen.

Erfreulich ist, daß auch der Staat diesen Bestrebungen entgegengekommen ist: er hat dem Familienstammbuch in gewissem Grade amtlichen Charakter verliehen; im Vorwort wird darüber gesagt: „Durch die reichsgesetzliche Verordnung über die standesamtlichen Scheine vom 14. Febr. 1924 wurde der Begriff der Familienstammbücher zum ersten Male in den Umkreis der reichsgesetzlichen Bestimmungen aufgenommen. Während bisher den Eintragungen im Familienbuch über Eheschließung der Familienhäupter, über Geburts- und Sterbe-

fälle in der Familie der ausgesprochene amtliche Charakter mangelte, wird durch die erwähnte Verordnung die urkundliche Beweiskraft der Eintragungen festgestellt, sofern diese Eintragungen gemäß den Vorschriften der neuen Bestimmung geschehen."

Das Werk besteht demgemäß aus einem amtlichen und einem privaten Teil; der letztere aus zwei Hauptabschnitten: dem „Familien- und Heimatbuch" und einer Zusammenstellung guter deutscher Vornamen mit Erklärung ihrer Bedeutung.

Der amtliche Teil enthält den nötigen Raum für „amtliche urkundlich beweiskräftige Eintragungen", also für Beurkundungen von Geburten, Eheschließungen und Sterbefällen, aber auch für „amtliche Berichtigungen", Namensänderungen, Annahmen an Kindes Statt usw. Ein 10 Seiten umfassender, übersichtlicher und auch für den Nichtjuristen verständlicher Abschnitt, verfaßt von Regierungspräsident i. R. Prof. Dr. Otto Stölzel, unterrichtet sodann über die mit Geburt, Eheschließung und Tod zusammenhängenden Rechtsfragen.

Der zweite Hauptabschnitt, das vom Standesbeamten Max Sachsenröder aus Crimmitschau verfaßte „Familien- und Heimatbuch" ist unter Hinzuziehung hervorragender Fachleute (v. Behr-Pinnow, Friedr. Wecken, Friedrich von Klocke, Heinr. Butte) geschrieben und zeigt auf jeder Seite tiefes Verständnis für die Grundlagen und Methoden der Familienforschung, der Vererbungslehre und Rassenhygiene. Er berücksichtigt zugleich in ansprechender Weise die Heimatforschung, die Verbindung der Familie mit der Heimat: „Der einzelne, der engere Kreis der Familie, der weitere der Sippe und Verwandtschaft, samt den Vorfahren und Ahnen, dazu das Land, die Heimat, wo sie wirkten und jetzt noch schaffen und die Zukunft mit bauen helfen wollen: das alles soll in diesem Teil veranschaulicht werden und zum Nachdenken anregen." Eine ganze Reihe stimmungsvoller, den Wert der Familienforschung und des Familiensinnes betonender Aussprüche trägt dazu bei, dem Leser diese Gedankengänge vertraut und lieb zu machen. Das Unterkapitel „Familienzugehörigkeit" bringt Vordrucke zur Beschreibung der Einzelpersonen, Platz für Bildnisse, Vordrucke für Ahnen- und Elterntafeln, sogar Raum für Handschriftproben der engeren Verwandtschaft. Ein weiteres Kapitel ist den Kindern gewidmet; es soll alle wichtigen Angaben über sie und ihre Entwickelung und ihre Bildnisse aufnehmen. „Familie und Heimat" gibt Raum für Aufzeichnungen über Heimatgemeinde, Stamm- und Geburtshaus, Wappen und Siegel der Heimatgemeinde, weitere Seiten sollen mit Angaben über Ereignisse aus dem eigenen Leben und dem der Eltern und weiteren Vorfahren, über Grundbesitz der Familie und ihrer Voreltern, über ihre Berufe und über die Familiengeschichte angefüllt werden. Im letzten Kapitel dieses Abschnittes wird kurz und übersichtlich in Wort und Darstellung auf die wichtigsten erbbiologischen Dinge hingewiesen. Ein Anhang gibt die Fachausdrücke, Fremdwörter und Standesbezeichnungen (nach Fr. Wecken) der Familienforschung und die Fachausdrücke der Vererbungswissenschaft.

Der letzte Hauptabschnitt endlich enthält „Rufnamen aus dem Schatz deutscher Vergangenheit" und „Eingebürgerte Rufnamen fremden Ursprunges" nebst der Erklärung ihrer Bedeutung. Der Verfasser, Standesamtsdirektor Wlochatz, Dresden, fügt einen sehr beherzigenswerten Aufsatz „Gebt Euren Kindern gute deutsche Vornamen!" hinzu und ein Verzeichnis der benutzten Quellen.

Das überaus reichhaltige und dabei überraschend billige Buch wird hoffentlich schnell seinen Weg in jede gute und gesunde deutsche Familie finden und ihr zum sorgsam und pietätvoll gehüteten Schatz werden, zum „Ehrenbuch fürs deutsche Haus"!

O. Reche.

M. Sachsenröder: Familien- und Heimatbuch. Verlag des Reichsbundes der Standesbeamten Deutschlands e. V. in Berlin SW 61, Gitschinerstraße 109. 1928. Gebunden rot in Gold, Quartformat, 4.50 Mk.

Unter diesem Titel ist der zweite Hauptabschnitt des „Deutschen Einheits-Familien-Stammbuches" gesondert erschienen, also ohne den „amtlichen Teil" und ohne das Verzeichnis der Rufnamen, und zwar zu dem sehr billigen Preise von Mk. 4.50. Es unterscheidet sich inhaltlich von dem eben besprochenen Abschnitt nicht, ist also ebenso auf Wärmste zu empfehlen und ist besonders für diejenigen bestimmt, die weniger Wert darauf legen, zugleich amtliche Duplikate der Geburts-, Heirats- und Sterbeurkunden zu besitzen.

O. Reche.

Torsten Evert Karsten: Die Germanen. Eine Einführung in die Geschichte ihrer Sprache und Kultur. 241 S., 4 Taf. Berlin und Leipzig 1928, Walter de Gruyter. Preis geh. Mk. 13.—, geb. Mk. 15.—.

Der Verfasser, Professor an der Universität Helsingfors, gibt in dem vorliegenden

Bande (einer starken Erweiterung einer kürzeren schwedischen Schrift, die nunmehr im Rahmen von Pauls Grundriß der Germanischen Philologie erscheint) einen Überblick über die indogermanische Sprachgruppe, über die Fragen der indogermanischen Spracheinheit, ihrer Träger und ihrer Heimat, über die Urgermanen, ihr Siedlungsgebiet, die germanische Ursprache und die aus ihr erwachsenen Tochtersprachen. Die Arbeit verwertet am vollständigsten die Ergebnisse der Sprachwissenschaft; es ist hierbei besonders zu erwähnen, daß bisher kein Werk in deutscher Sprache die sehr beachtenswerten Verhältnisse auf nordostgermanischem Boden (frühere baltische Provinzen und Finnland) in dieser Weise erschlossen hat. Dies und die in ihrer Art erstmalige Heranziehung anderer fachwissenschaftlicher Ergebnisse (z. B. der Blutgruppenforschung) gibt dem Buch seine Eigenart und seine besondere Bedeutung; der Verfasser hat mit Recht dem Unbekannteren verhältnismäßig größeren Raum eingeräumt und sich an anderen Stellen kurz gefaßt, wo er die entsprechenden Hinweise auf die maßgebenden Werke der germanischen und deutschen Altertumsforschung verzeichnet und damit dem Studierenden die Wege zu der notwendigen Ergänzung der eigenen, manchmal sehr gedrängten Übersicht weist. Die im Titel versprochene Einführung in die germanische Kultur wird, soweit sie sich aus sprachwissenschaftlichen Quellen (namentlich den Lehnwörtern germanischer Herkunft in fremden Sprachen, wie dem übernommenen Wortschatz) gewinnen läßt, in vorzüglicher Weise geboten; eine gleichmäßig starke Heranziehung der vorgeschichtlichen Forschung hat der Verfasser weder beabsichtigt, noch wäre sie auf dem beschränkten Raume möglich gewesen. Doch findet die Vorgeschichte bei einzelnen Fragen starke Berücksichtigung, wie auch — eine Neuheit in einem sprachwissenschaftlichen Werk — die Rassenkunde bei der Erörterung des Urgermanenproblems. Für Schweden fußt der Verfasser im wesentlichen auf den Arbeiten von Retzius und Fürst, für Deutschland hätte er allerdings nicht nur Virchow, J. Franke (bei A. Kirchhof, Anleitung zur deutschen Landes- und Volksforschung, 1889) und H. F. K. Günther heranziehen sollen. Daß aber von seiten der Sprachwissenschaft einmal die Einbeziehung der rassenkundlichen Ergebnisse für solche Studien ernsthaft in Angriff genommen worden ist, verdient als eine Hoffnung für die Zukunft nachdrücklich hervorgehoben zu werden. Sehr bemerkenswert sind die Feststellungen des Verfassers über das Zusammenfallen von archäologischen und sprachwissenschaftlichen Erkenntnissen mit den von der Blutgruppenforschung ermittelten Unterschieden innerhalb der Bevölkerung Finnlands (S. 110 f.; eine farbige Tafel veranschaulicht die von Prof. Dr. O. Streng ermittelten Blutgruppenunterschiede von 184 Bevölkerungsgruppen der ganzen Welt). Dies berechtigt zu der Erwartung, daß ähnliche zusammenfassende Studien auch für andere Gebiete wichtige geschichtliche Schlüsse ermöglichen werden. — Es braucht nach dem Gesagten kaum ausgesprochen zu werden, daß Karstens Werk die germanistische Studienbücherei in sehr erwünschter Weise bereichert, und es bleibt nur übrig, dem Buche wie der von ihm gebahnten neuen Forschungsrichtung eine gute Entwicklung zu wünschen. H. Teiß.

H. Lundborg: Rassenkunde des schwedischen Volkes. Jena 1928. Verlag G. Fischer. 160 S., 51 Taf. Preis geh. Mk. 16.—, geb. Mk. 19.—.

Das Buch ist eine verkürzte Ausgabe mit einzelnen neuen Beiträgen des 1926 erschienenen Werkes von Lundborg-Linders „The Racial Characters of the Shwedish Nation", das sich auf die Untersuchung von mehr als 47 000 schwedischen Wehrpflichtigen stützen kann. Dieses Werk ist wohl das erste Beispiel einer systematischen und umfassenden anthropologischen Untersuchung eines gesamten Volkes. Besonderes Lob verdient die Gewissenhaftigkeit im Meßverfahren und und im Gebrauch der rassekundlichen Begriffe. Das Buch bietet ein sehr reichhaltiges Material mit 51 Tafeln und vielen Karten. In der Einführung werden wir kurz unterrichtet über die Rassen Europas, die Entwicklung der schwedischen Rasseforschung, über Schwedens Landeskunde und seine demographischen Verhältnisse. Der allgemeine Teil behandelt die Urheimat der Germanen, die älteste Besiedlung Schwedens, Entstehung und Rassengeschichte des schwedischen Volkes, das Problem der blonden Brachykephalen, die Dalrasse und ihrem fraglichen Zusammenhang mit der Cromagnon-Rasse. Die blonden Brachykephalen werden als ostbaltische Rasse gedeutet, während Lundborg die Dalrasse hauptsächlich als Variation der nordischen Rasse ansieht oder als Mischtyp aus nordischer mit kurzköpfiger Rasse. Besondere Untersuchungen in Dalarne lassen Lundborg nicht an die Existenz eines Daltypes im Sinne Paudlers und Kerns glauben. — Dann folgt das große Kapitel über die Rassenmerkmale des schwedischen Volkes. Einige Hauptergebnisse seien

herausgestellt. Im Volksdurchschnitt erscheint der überwiegend nordische Typus mit 30,82% (in Örebro Län 38,02% als Höchstziffer), der überwiegend ostbaltische Typus mit 8,68%. Es sind die Hauptrassen des schwedischen Volkes. Langköpfe zeigt Schweden im Durchschnitt 30,18% (Höchstziffer in Södermanland 42,83), Kurzköpfe 14,07%. Helle Augenfarbe findet sich bei 86,9%, mischfarbige bei 8,1%, braune bei 5,0%. Die Haarfarbe ist bei 69,4% hell oder dunkelblond, bei 25,1% braun, bei 2,2% braunschwarz oder schwarz, bei 3,3% rot. Die mittlere Körperhöhe beträgt 172,23 cm und ist in den oberen Schichten und in den großen Städten am größten. Von 1840—1914 ist bei den 21jährigen Wehrpflichtigen eine Zunahme der Körperhöhe von 7 cm im Durchschnitt festgestellt worden. Nur diese wenigen Ergebnisse seien aus der Fülle der anthropologischen Messungen herausgegriffen zur schnellen Beleuchtung des schwedischen Rassebildes. Die vielen beigegebenen Bildtafeln bringen eine Reihe sprechender Aufnahmen schwedischer Typen; am angenehmsten berühren darunter wohl die Gruppen nordischer Kinder. Von den beiden „Dal"typen dürfte der zweite wenig zu Kerns Beschreibung der Dalrasse passen. — Das Werk ist ganz auf das Meßverfahren aufgebaut, darin besteht seine Exaktheit. Immerhin übermittelt es aber noch nicht eine absolute rassische Erkenntnis. Das Seelische ist nicht mit der Zahl zu begreifen. Wer wie Clauß den phänomenologischen Weg der Rasseforschung einschlägt, der wird nicht immer mit diesen Zahlen parallel gehen. In manchen der beigegebenen Bildtafeln wird man dann vielleicht mehr lesen können als in dem beigegebenen Kennwort „nordisch", „ostbaltisch-lappisch" usw. ausgedrückt ist.

Dr. W. Heidrich.

Franz Rolf Schröder, Altgermanische Kulturprobleme. 151 S. (Trübners philologische Bibliothek Bd. 11). Walter de Gruyter & Co., Berlin 1929. Preis geb. Mk. 6.—, in Leinen Mk. 7.—.

Der Würzburger Germanist stellt sich mit diesem flüssig geschriebenen Buche in den Dienst einer anregenden These. Nachdem seit Sophus Bugges sehr gelehrten, aber sehr künstlichen Versuchen, die erhaltenen Reste des germanischen Glaubenslebens über das Christentum der irischen Mönche aus der Antike herzuleiten, die Germanistik das Vertrauen zu so weit ausholenden Konstruktionen verloren hat, muß sie sich endlich wieder aus ihrer Isolierung herauswagen. Kein Volk hat alles nur aus sich, auch nicht die vielgerühmten Griechen. Die Geschichte der Germanen weist mindestens seit der Völkerwanderung nachdrücklich auf die Berührungen mit anderen Völkern hin, und wenn wir auch heute über altgermanische Kulturhöhe wesentlich günstiger denken müssen, als es bis vor kurzem noch üblich war, so haben Einflüsse verschiedenster Art doch gewiß stattgefunden. Sie herauszufinden war man in den beiden letzten Jahrzehnten wiederholt bemüht. Axel Olriks Buch über Ragnarök, Gustav Neckels Untersuchungen über den Gott Balder sind Marksteine dieser Betrachtungsart. Franz Rolf Schröder, der schon in seinem „Germanentum und Hellenismus" (Heidelberg 1924) solchen Fragen nachgegangen ist, behandelt sie jetzt auf breiterer Grundlage und so, daß aus den Versuchen und Ergebnissen Anderer und zahlreichen eigenen Aufstellungen eine Art Gesamtbild des Problemes entsteht. Die germanische Völkerwanderung wird nicht mehr als die Zeit der Zerstörung, sondern im Anschlusse an Alfons Dopsch als Anheben eines neuen Aufbaues gewürdigt und die Goten, denen man als Vermittlern zwischen den Völkern des Schwarzen Meeres und den westlichen und östlichen Stammesgenossen viel zugemutet hatte, werden etwas entlastet. Insbesondere die Runen, deren Beziehung auf Wodan—Odin Schröder vom keltischen Schreibergotte Ogma, aber auch von Mithras her zu verdeutlichen sucht, scheinen älter und heimischer, als man bisher annahm; Gustav Neckel ist dafür erst jüngst nachdrücklich und in einer Weise eingetreten, die noch stark über die von Schröder erwogenen Möglichkeiten hinausgeht. Die Tierornamentik, die ebenfalls der Schwarzenmeer-Kultur nahe steht und der ihrer späteren Entfaltung auffallend ähnliche dichterische Prunkstil der Skalden werden in ihren gegenseitigen Beziehungen vorwiegend nach Panzer, Naumann, Strzygowski knapp erörtert; der Vergleich der Skaldendichtung mit der altgriechischen Hymnendichtung nach F. Dornseiff ist beachtenswert. Neue Ansätze des Verfassers, die z. T. sein Buch über Germanentum und Hellenismus fortsetzen, bringt vor allem der Abschnitt über die Mysterien, den Gestirnkult, die Zahl der Einherjer. Irminsul und die germanischen und finnisch-ugrischen Vorstellungen von Weltensäule und Weltenbaum werden nach Holmberg und Pipping mit Iranischem verglichen und Schröder kommt von da aus dazu, Heimdall von dem iranischen Gotte Mithras herzu-

leiten. Für die iranisch-nordische Schöpfungsgeschichte und den Urzwitter Ymir stützt er sich stark auf den von Reitzenstein angesetzten manichäischen Strom nach dem Norden. Überall setzt das Buch Leser voraus, die von den Quellen her Bescheid wissen, eigenes Urteil und Gegengründe mitbringen. Was jetzt fehlt und hoffentlich bald von berufener Seite geleistet wird, ist eine Zusammenstellung des gesicherten, wahrscheinlichen oder trotz aller entgegengesetzten Versuche immer noch möglichen Eigengutes der Germanen, wozu außer der Indogermanistik auch die Vorgeschichte mit ihren Funden auszuwerten wäre. Es geht hier um nichts weniger als die Wesensergründung germanischer Art. Daß auch die Entlehnungstheorie diesem Ziele in sehr aufklärender Weise dienen kann, hat jetzt F. R. Schröder eindringlich gezeigt.

Wolfgang Schultz (Görlitz).

Wilhelm Teudt, Germanische Heiligtümer. Beiträge zur Aufdeckung der Vorgeschichte, ausgehend von den Externsteinen, den Lippe-Quellen und der Teutoburg. Mit 46 Bildern und 3 Karten. 1.—3. Tausend. Verlegt bei Eugen Diederichs, Jena 1929. 215 S. 8°.

Die beiden Abschnitte über das Gestirnheiligtum auf dem Externsteine (S. 16 bis 24) und über die Pflegstätte der Astronomie in Osterholz (S. 31 bis 41) sind der Kern des Buches und im wesentlichen ein Wiederabdruck zweier Aufsätze aus dem Mannus, Zeitschr. f. Vorgeschichte, Bd. 18 u. 19. Die Externsteine sind eine Sandsteingruppe, deren Mittelfelsen heute eine Votivkapelle mit Altar und Sonnenloch aufweist. Teudt sieht aber darin ein heidnisches Heiligtum, das Karl der Große zerstörte. Auch sonst findet er an den Externsteinen zahlreiche Beziehungen auf Altgermanisches und insbesondere Orientierungslinien, die auf den hohen Stand altgermanischer Astronomie Licht werfen sollen. Die Pflegstätte der Astronomie wird aus den Mauern und Wällen des Gutshofes Gierke bei Kohlstädt erschlossen, in die Teudt Gestirnazimute hineinsieht, aus denen nach einem fachastronomischen Gutachten folgen soll, daß es sich um eine Anlage um 1850 v. Chr. handelt und daß die Germanen, die er für diese Zeit dort voraussetzt, die hiezu erforderlichen hohen astronomischen Kenntnisse eben bereits besessen hätten.

Diese Aufstellungen und das Gutachten wurden im Mannus Bd. 19 von Kossinna und mir, und ebenda Bd. 20 von mir, R. Weerth, J. Hopmann und E. Altfeld einer eingehenden Kritik unterzogen, bei der auch die Gegenseite ausführlich zu Worte kam. Es ergab sich: 1. Der Gutshof Gierke ist nach C. Schuchhardt, der die astronomische Ausdeutung ebenfalls entschieden ablehnt, eine Anlage des 17. Jahrhunderts n. Chr. 2. Teudts Annahme, daß etwa lebendige Hecken oder Steinsetzungen die behauptete alte Anlage durch die Jahrtausende bis heute fortgerettet haben könnten, entbehrt jeder archäologischen Unterlage und ist höchst gezwungen. 3. Die von Weerth aus heimatkundlichen Erwägungen abgelehnte Ansicht Teudts, daß der Gutshof bis in karolingische Zeit hinaufreiche, würde nichts für das soviel höhere Alter der Mauernzüge oder der durch sie angegebenen Linien beweisen. 4. Die Ausdeutung der Mauernzüge auf Azimute und die Folgerungen daraus sind nach J. Hopmann, dem Astronomen der Bonner Universitätssternwarte, und E. Altfeld bloße Zahlenspielerei. 5. Die beiden astronomischen Gutachter Teudts haben die Grenzen ihrer fachlichen Zuständigkeit in ihrem Gutachten überschritten; einer von ihnen (Neugebauer) hat seinerzeit dem berüchtigten Wendrin ein ähnliches Gutachten geliefert. 6. Für 1850 v. Chr. kommen in dieser Gegend nach Kossinna eher Kelten in Betracht, die von den Germanen zu Anfang der Bronzezeit erst langsam nach dem Süden zurückgedrängt werden.

Auf alle Einzelheiten des Buches in gleicher Weise einzugehen, würde natürlich zu weit führen; das Beispiel des Hofes Gierke muß genügen. Daß an einzelnen der 48 Stellen, die Teudt in ein rechtwinkliges, nach NS und OW ausgerichtetes Netz bringt (S. 105—140), auf dessen religiös bestimmten Linien man auch Nachrichten durch Feuerzeichen und Sirenen (S. 135) verbreitet habe, manche für die Erschließung unserer Vorzeit wichtige Beobachtung zu machen wäre, ist nicht zu bezweifeln. Aber soweit Teudt selbst schon archäologische Unterlagen vorzulegen versucht, sind sie so unzureichend, daß man sich kein Bild eines Tatbestandes machen kann. Das gilt insbesondere von der Photographie der angeblichen Rennbahn in Langelau (Abb. 19) und von der Zeichnung des vermuteten Hügelheiligtums zwischen den beiden Lauen (Abb. 21). So ist Teudt nach den Proben, die er gegeben hat, leider nicht der geeignete Mann für die in Lippe-Detmold wahrzunehmenden vorgeschichtlichen Aufgaben. Im Gegenteile: Bücher wie das seine säen Mißtrauen gegen eben die Wissenschaft, auf die doch auch er

sich schließlich angewiesen sieht, und verbreiten einen Geist der Unbelehrbarkeit und Rechthaberei, durch den der Anteil der Öffentlichkeit an solchen Fragen ungünstig beeinflußt wird. Es ist zu wünschen, daß die in Lippe-Detmold zu hebenden, zu bergenden und zu erklärenden Altertümer unklaren Bestrebungen möglichst bald entrückt werden, am besten wohl durch Bestellung eines fachlich vorgebildeten und mit den nötigen Mitteln ausgestatteten Landeskonservators. Man sage nicht, daß es am Gelde fehle und erwäge, daß für die Fehlunternehmungen (man denke z. B. an Wendrin!) das Geld zunächst immer da ist. Die rechte Stelle, an einer ersprießlichen Lösung in Detmold mitzuwirken, wäre wohl die Berufsvereinigung deutscher Prähistoriker. Was sich durch zielbewußte und kundige Tätigkeit auch in schwierigen Fällen erreichen läßt, hat das Breslauer Museum am Silingberge (Zobten) gezeigt. Vermöchte Teudts Buch dazu zu führen, daß hoffentlich recht bald auch in Detmold Ähnliches geleistet werden kann, dann hätte es, wenn auch auf einem bedauerlichen Umwege, doch genützt.

Wolfgang Schultz (Görlitz).

Winthuis J.: Das Zweigeschlechterwesen bei den Australiern und anderen Völkern. Lösungsversuch der ethnologischen Hauptprobleme auf Grund primitiven Denkens. — Bd. v. d. Forschungen zur Völkerpsychologie und Soziologie. Verlag von C. L. Hirschfeld, Leipzig 1928. 297 S.

Gründliche Sprachkenntnisse und jahrelanges Zusammenleben mit den Eingeborenen der Gazelle-Halbinsel Neupommerns gaben dem Verfasser des vorliegenden Werkes die Möglichkeit eines tieferen Eindringens in die geistige Welt der Melanesier, in das „primitive Denken".

Nur ungern und erst nach langem, oft jahrelangem Zögern, gestattet der Eingeborene dem fremden Manne einen Einblick in seine geistige Welt. Für gewöhnlich bekommt der Europäer, insbesondere der der Landessprache unkundige, nur die Außenseite der Dinge zu schauen, deren tiefer Sinn nur dem Eingeweihten verständlich wird.

Winthuis ist es nach jahrelangem Aufenthalt gelungen, die Schranke des Mißtrauens zu durchbrechen; das ganze geistige Leben des Inselvolkes bis zu den intimsten Dingen hat sich seinen Beobachtungen erschlossen. Er beschränkt sich in dem vorliegendem Werk auf den Zug in der geistigen Kultur der Eingeborenen, der nach ihm der herrschende ist: das sexuelle Fühlen und Denken, das mancherorts seinen stärksten Ausdruck findet in der Vorstellung vom „Zweigeschlechterwesen", die sozusagen den Zeugungsakt in Permanenz verkörpern; in Mythos und Sage, in Märchen und bildender Kunst, überall treten uns nach W. solche Zweigeschlechterwesen entgegen als Ausdruck der vorwiegend sexuellen Bedingtheit des „primitiven Denkens".

Es ist zu bedauern, daß W. nicht schärfer zwischen den sicheren eigenen Beobachtungen (die sich auf das vorhin erwähnte Gebiet Neupommerns beschränken) und den zum Teil m. E. etwas gewaltsamen Deutungen fremden Materials unterscheidet. Dadurch wird der Wert des Buches, der, soweit die vom Verfasser selbst gemachten Beobachtungen in Betracht kommen, wegen des z. T. ganz neuen Materials kaum zu überschätzen ist, stark gemindert; zuweilen wird man bei den Deutungen, die alles Längliche = männlich, alles Runde = weiblich (nach der Ähnlichkeit mit den Geschlechtsteilen) erklären, peinlich an das Verfahren der Psychoanalyse erinnert, die z. B. in den Arbeiten von Freud und Roheim über den australischen Totemismus in ähnlicher Weise ebensogut aus anderen Motiven zu erklärende Dinge in das sexuelle Gebiet umbiegt.

Es soll nicht verkannt werden, daß die Arbeit von W. in manches heute noch dunkle Gebiet der Soziologie und Völkerkunde, wie den Totemismus, die Entstehung der Heiratsklassen usw. neues Licht zu werfen imstande ist, vorausgesetzt, daß die ganze Basis der Forschung bedeutend verbreitert wird.

Über den Begriff des „primitiven Denkens" zu streiten, ist hier nicht der Ort. Die Gefahren die er in sich birgt, nämlich das Übersehen rassischer und historisch bedingter Unterschiede in der geistigen Kultur der verschiedenen „primitiven Völker" treten leider auch in der Arbeit von W. deutlich hervor.

G. Spannaus.

„Unsere Heimat", die Heimatbeilage zur Kösliner Zeitung (jährlich 24 Nummern), bietet eine Menge Wissenswertes auf volkskundlichem Gebiete, so z. B. in den letzten Folgen einen Aufsatz von Dr. Siuts „Verlobungs- und Hochzeitsbräuche als Denkmale genossenschaftlichen Lebens". Die Dezemberbeilage brachte auch im letzten Jahre ein sachlich geordnetes Inhaltsverzeichnis der im Laufe des Jahres erschienenen Beiträge, so daß dieser Stoff der wissenschaftlichen Verwertung näher gerückt ist.

B. A. Schultz.

riedrich Schillers
irdische Bahn

Von Ernst Schrumpf.
Mit dem Bildnis Schillers von K. Bauer.
Preis Mk. 1.50.

r Schrumpfs Einfühlungsgabe, seine Phantasie
d hinreißende Ueberzeugungskraft aus seinen
rträgen kennt, die er in ganz Deutschland ge-
ten hat, der weiß, daß er alle Gaben besitzt,
uns in reinster dichterischer Form Schillers
tragisches Erdenwallen zu schildern.

F. Lehmanns Verlag / München SW. 4

Homo-Test

unverdünnte, haltbare Menschenblutsera zur Blutgruppenbestimmung

Homo-Test-Serum A und B: Je 1 ccm RM. 5.—, je 2 ccm RM. 10.—, je 5 ccm RM. 20.—, Homo-Text-Blutkörperchen: A oder B pro ccm RM. 4.—. Mitglieder der D. G. f. B. besondere Preise. Blutgruppenbestimmung an eingeschicktem Blut. Einzeluntersuchung RM. 3.—.

Dr. med. Wilhelm Hilsinger, Berlin-Lichterfelde-Ost. Jungfernstieg 25
Telephon: G 3 Lichterfelde 5572

Soeben erschien:

Große Naturforscher

Eine Geschichte der Naturforschung in Lebensbeschreibungen

Von Prof. Dr. Philipp Lenard-Heidelberg

Mit 67 teils ganzseitigen Abbildungen. Geh. Mk. 10.—, Lwd. Mk. 12.—

Große Naturforscher nennt Professor Lenard sein soeben erschienenes Werk; er ist selbst einer der bedeutendsten deutschen Physiker der Gegenwart; für seine bahnbrechenden Forschungen auf dem Gebiete der Kathodenstrahlen wurde er mit dem Nobelpreise ausgezeichnet.

Eine tiefe Bedeutung für die Gegenwart erhält das Werk durch die Weltanschauung des Verfassers, der im schärfsten Gegensatz zu den materialistischen Strömungen steht, wie sie am Anfang des Jahrhunderts, zum Teil auch heute noch herrschen. Lenard will der entsetzlichen Verflachung entgegenarbeiten, welche die Natur entseelt und jedes tiefere Eindringen in die Naturgeheimnisse lediglich vom Standpunkte der Nützlichkeit aus betrachtet. Unsere Zeit ist unfähig, die seelische Verfassung der Männer zu begreifen, denen wir die größten Fortschritte auf dem Gebiete der Naturerkenntnis verdanken. Dazu kommt, daß die Geschichte der Naturforschung bisher fast stets von solchen geschrieben wurde, die ganz in der materialistischen Weltanschauung befangen waren.

So hebt Lenard die Naturforschung aus dieser veralteten Einstellung heraus und zeigt an den Lebensläufen der großen Meister, daß sie alle von höchstem Idealismus und tiefer Ehrfurcht vor der Natur zu ihrem Werke getrieben wurden. Er schreibt hier durchaus allgemeinverständlich; aber aus jeder Zeile spürt man seine Verwandtschaft mit den großen Meistern. Die Anordnung ist rein historisch und gibt somit eine ausgezeichnete Uebersicht über die Entwicklung der leitenden Ideen in der abendländischen Naturerkenntnis, wie sie sich in den führenden Forschern verkörpert.

J. F. Lehmanns Verlag / München SW 4

Wichtige Werke der Rassenkunde:

Von Seele und Antlitz der Rassen und Völker

Von Dr. Ludwig Ferdinand Clauß

Mit 231 Abbildungen auf 86 Tafeln. Preis in Leinen Mk. 13.—

Der Weg zur Enträtselung der rassischen Unterschiede der Seele geht über den Ausdruck im Gesicht, Mienenspiel, Gang, Haltung und Bewegung. Hier offenbaren sich die verschiedenen Stilgesetze der Menschentypen, der Völker und Rassen. In prächtigen „mimischen Reihen", die in kinematographischer Bewegtheit den Wandel eines Antlitzes zum Ausdruck bringen, sind Menschen verschiedener Rassen dargestellt. Der in Palästina lebende Verfasser läßt uns das Morgenland, das als Wiege des Christen- und Judentums auch heute noch für die europäische Gesittung von größter Wichtigkeit ist, lebendig werden.

In 13. Auflage liegt vor:

Rassenkunde des deutschen Volkes

Von Dr. Hans F. K. Günther. 508 S. m. 28 Kart. u. 526 Abb. Geh. Mk. 12.—, geb. Mk. 14.—, Halbl. Mk. 18.—

„Ein schöneres, klareres Kompendium für einen geistigen Menschen als dieses Buch läßt sich nicht wünschen. Wer es liest, sieht Blickfelder größter Weite; er weiß, warum dies Buch sein Volk bewegt, nicht die wirtschaftliche Masse, sondern die Wollenden, Ungebeugten, Strebenden. Geh. Rat Konopath.

3. verb. Auflage:

Ritter, Tod und Teufel
Der Heldische Gedanke.

Von Dr. Hans F. K. Günther. Mit einer Bildtafel. 1928. Geh. Mk. 3.50, geb. Mk. 5.—

„Von brennender Liebe zu seinem Volke erfüllt, möchte es der Verfasser zur Selbstbefreiung von allen zersetzenden Einflüssen des Zeitgeistes aufrufen und damit sein wahres, eigenstes Seelenleben zu neuem, reineren Dasein erwecken. So soll uns der tiefe Fall dazu führen, daß wir uns wieder auf den wirklichen Adel unseres Wesens besinnen."

J. F. Lehmanns Verlag / München SW. 4

Illustrierte Flora von Mitteleuropa

Von Prof. Dr. Gustav Hegi

12 Bände mit über 6000 Seiten, 1 Registerband, 280 meist farbige Tafeln und 4800 Textabbildungen. Jeder Band ist einzeln käuflich.

Der letzte Textband (VI, 2) ist erschienen, der Registerband erscheint noch im Frühjahr 1929. Der Gesamtsubskriptionspreis des Werkes beträgt etwa 440 M. / Preis des einzelnen Bandes also durchschnittlich M. 34.—. / Dieser Subskriptionspreis gilt aber nur noch bis zur Vollendung des Werkes und muß dann nicht unwesentlich erhöht werden.

Wer jetzt sofort bestellt, sichert sich noch diesen alten billigen Preis für das ganze Werk.

Außerdem erleichtert die Zahlung in Raten (monatlich M. 15.—, für amtliche Stellen jährlich M. 120.—) die Anschaffung des Werkes.

Das großangelegte Werk wächst sich immer mehr zu einem monumentalen Unternehmen aus, das eine bleibende Zierde unserer gesamten Literatur bilden wird. Seine Anschaffung sei besonders den Schulen empfohlen. Für denjenigen, der sich eingehend mit der stillen Welt der Pflanzen beschäftigt, ist das ausgezeichnete Werk zu einem unentbehrlichen Ratgeber geworden.

Prof. Dr. O. Schmeil.

J. F. Lehmanns Verlag / München SW 4

Verantwortlich für die Schriftleitung von „Volk und Rasse": Prof. Dr. O. Reche, Leipzig und Dr. Bruno K. Schultz. Verantwortlich für den Anzeigenteil: S. Waibel, München SW. 7. — Verlag: J. F. Lehmann, München. Druck von Dr. E. M. Datterer & Cie., Freising-München.

Jahrgang Heft 3 Juli (Heuert) 1929

DEC 5 1929

Volk und Rasse

Schriftleitung: Prof. Dr. O. Reche, Leipzig u. Dr. Bruno K. Schultz, München

J. F. Lehmanns Verlag / München

Bezugspreis jährlich M. 8.—, Einzelheft M. 2.—

Inhalt:

Der gegenwärtige Stand unserer Kenntnisse von der Rassenkunde der Friesen. Von Prof. Dr. Otto Reche, Leipzig. (Mit 19 Abbildungen) . . . Seite 12

Seelische Unterschiede zweier Spielformen der nordischen Rasse. Von Divisionsarzt Dr. Halfdan Bryn, Trondhjem. (Mit 2 Abbildungen) . . . . „ 13

Die Entnordung der keltischen Stämme. Von Dr. Hans F. K. Günther. (Mit 2 Abbildungen) . . . . . „ 16

Süddeutsche Kolonisten in Schleswig und Jütland. Von Dr. Martin Steinhäuser . . . . . „ 16

Kleine Beiträge . . . . . „ 17

Buchbesprechungen . . . . . „ 18

Ein neues Heft der

Zeitschrift für Rassenphysiologie

Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft für Blutgruppenforschung

Herausgeber: Prof. Dr. Reche; Schriftleiter: Dr. Paul Steffan

Band II. Heft 1:

Dr. med. K. E. Herlyn: Blutgruppenforschung und Blutübertragung.

O. Thomsen und E. Worsaae: Zusammenhang zwischen den im Serum der O-Gruppe enthaltenen Isoagglutininen „Anti-A und Anti-B."

Dr. Moldawskaja-Kritschewskaja und Dr. Jermilow: Veränderung der agglutinablen Eigenschaften der Erythrozyten unter dem Einfluß der Bakterien „M" und „J".

Dr. Yoshisada Ihara und Dr. Mototoshi Yanagihashi: Krankheitsdisposition und Isohämogglutination.

Dr. Jurgelionas und Dr. C. Ravensberg: Die Verteilung der Blutgruppen beim litauischen Volk.

S. Wellisch: Das Stufenphotometer.

Besprechungen.

Preis des Heftes Mk. 4.—

J. F. Lehmanns Verlag / München SW. 4

Volk und Rasse

Illustrierte Vierteljahrsschrift für deutsches Volkstum

Herausgeber: Prof. Aichel (Kiel); Dr. Bächtold (Basel); Prof. Dethleffsen (Königsberg i. Pr.); Prof. Fehrle (Heidelberg); Prof. Fischer (Berlin); Prof. Hambruch (Hamburg); Prof. Helbok (Innsbruck); Prof. Lehmann (Altona); Dr. Lüers (München); Prof. Mielke (Hermsdorf b. Bln.); Prof. Mollison (München); Prof. Much (Wien); Prof. Panzer (Heidelberg); Dr. Peßler (Hannover); Prof. J. Petersen (Berlin); Prof. Sartori (Dortmund); Prof. W. M. Schmid (München); Prof. Schultz (Königsberg); Prof. Schultze-Naumburg (Saaleck); Prof. Thurnwald (Berlin); Prof. Wahle (Heidelberg); Prof. Wrede (Köln); Dr. Zaunert (Wilhelmshöhe); Dr. Zeiß (Frankfurt/M.).

Schriftleitung der Zeitschrift: Universitätsprofessor Dr. Otto Reche, Gautzsch bei Leipzig, Ring 35, und Dr. phil. Bruno Kurt Schultz, München, Neuhauserstr. 51.

Verlag: J. F. Lehmann, München SW. 4, Paul Heyse-Straße 26.

Jährlich erscheinen 4 Hefte. Bezugspreis jährlich M. 8.—, Einzelheft M. 2.—.

Postscheckkonto des Verlags München 129.

Postsparkasse Wien 59594. — Konto bei der Bayerischen Vereinsbank München. — Konto bei der Kreditanstalt der Deutschen e. G. m. b. H. Prag II, Krakauerstraße 11 (Postsparkassenkonto der Kreditanstalt: Prag 62730). — Schweizerische Postscheckrechnung Bern III 4845. Schwed. Postscheckkonto Stockholm 4167.

4. Jahrgang | Heft 3 | Juli (Heuert) 1929

Der Verlag behält sich das ausschließliche Recht der Vervielfältigung und Verbreitung der in dieser Zeitschrift zum Abdruck gelangenden Originalbeiträge vor.

Der gegenwärtige Stand unserer Kenntnisse von der Rassenkunde der Friesen.

Von Prof. Dr. Otto Reche.

Mit 19 Abbildungen.

Deformierte Schädel.

Durch eine Verkettung ungünstiger Umstände hat man lange Zeit eine völlig falsche Vorstellung von wichtigen Rasseneigenschaften der Friesen gehabt. Weil sie die Aufmerksamkeit der Anatomen erregten, waren in die Sammlungen fast nur Schädel geraten, die durch ihre scheinbar besonders primitive Form, durch starke Oberaugenwülste, stark zurücktretende Stirn und flache Wölbung der Hirnkapsel auffielen und durch diese Eigenschaften, bei ungenauer Untersuchung, an die höchst merkwürdige Form des damals gerade gefundenen Schädels aus dem Neandertale zu erinnern schienen. Auch R. Virchow wandte diesen scheinbar sehr primitiven Friesenschädeln seine Aufmerksamkeit zu, reiste sogar nach Holland und untersuchte das in den dortigen Sammlungen vorhandene Schädelmaterial;

in seiner umfangreichen Veröffentlichung[1]) äußerte er als Ergebnis seiner Untersuchungen die Ansicht, die Friesenschädel zeichneten sich durch eine Menge primitiver Eigenschaften aus, sie seien insbesondere außerordentlich niedrig, und diese Niedrigkeit sei so kennzeichnend für sie, daß man in allen von Friesen besiedelten Gebieten gleiche Formen treffe. Er glaubt einen besonderen „Friesentypus" feststellen zu können, der sich durch Niedrigkeit („Chamäzephalie") der Schädelkapsel, durch ziemlich stark variierenden Längen-Breiten-Index (im Mittel „mesozephal und zwar hart an der Grenze der Brachyzephalie"), durch meist ziemlich weit ausladende Jochbögen und durch ausgesprochene Neigung zur Schmalnasigkeit (Leptorrhinie) auszeichne[2]). Auch Virchow verglich seinen „Friesentypus" mit dem Neandertaler und glaubte starke Ähnlichkeiten im Bau der Schädelkapsel nachweisen zu können[3]).

Obgleich sich schon im Jahre 1864 Hurley[4]) gegen die Möglichkeit einer Verwandtschaft zwischen Friesen und Neandertaler gewandt hatte und trotzdem schon wenige Jahre nach der Virchowschen Arbeit (1880) H. v. Hölder[5]) gegen die Virchowschen Beweisführungen auftrat, hatte die große Autorität, die R. Virchow genoß, zur Folge, daß nur seine Arbeit in weiteren Kreisen Beachtung fand und daß es als bewiesen angesehen wurde, daß die Friesen — mindestens in sehr erheblicher Zahl — einen für europäische Verhältnisse merkwürdig primitiven Schädelbau hätten, der sogar Verwandtschaft mit der diluvialen Neandertalrasse zeige. Als typisches Stück galt dabei der Schädel des von Blumenbach so getauften Batavus genuinus, der die Niedrigkeit des Schädelgewölbes, die fliehende Stirn und die vortretenden Oberaugenwülste besonders deutlich zeigt (Abb. 1). Übersehen wurde dabei sogar der Umstand, daß Virchow selbst die Möglichkeit offen ließ, es könne sich unter Umständen bei den am meisten auffallenden Schädeln um künstliche (wenn auch unbeabsichtigte) Deformierung handeln, wie sie ähnlich kurz vorher aus einigen Gegenden Frankreichs beschrieben worden war.

---

[1]) R. Virchow: Beiträge zur physischen Anthropologie der Deutschen mit besonderer Berücksichtigung der Friesen. Abdruck aus den Abhandlungen der Königl. Akademie d. Wissenschaften zu Berlin 1877. 390 Seiten, 5 Tafeln.

[2]) a. a. O. S. 217, 359—361.

[3]) a. a. O., S. 137 und 356: „Die Analogien mancher dieser Schädel mit dem Neandertaler sind so groß, daß die Frage berechtigt ist, ob derselbe nicht wirklich dieser Gruppe zugehört." Siehe auch die S. 54, 73, 230. R. Virchow erwähnt zugleich, daß Schaffhausen zuerst auf derartige Ähnlichkeiten hingewiesen habe.

[4]) Th. H. Hurley: The natural history review 1864.

[5]) H. v. Hölder: Über die in Deutschland vorkommenden, von Herrn Virchow den Friesen zugesprochenen niederen Schädelformen. Archiv f. Anthrop. Bd. 12, 1880 S. 315—358. — Er wendet sich gegen die Richtigkeit der Virchowschen Maße, gegen die Überwertung des Längen-Höhen-Index (der viel stärker von der Länge als von der Höhe abhängig sei und daher ein falsches Bild von der Höhe gebe), gegen die von Virchow verwendeten „Mittelzahlen" und dagegen, daß Virchow eine große Zahl krankhaft veränderter (mit Einsenkung der Umgebung des großen Hinterhauptsloches, als Folge von Rachitis) Schädel nicht ausgeschaltet, sondern gerade als Beweis benutzt habe („von den 33 von Herrn Virchow selbst gemessenen und als Beweis für das Bestehen eines besonderen friesischen Typus angeführten Schädeln zeigen 24 ein mehr oder minder bedeutendes anomales Verhalten"). Da auch von einem Teil der übrigen 18 durchaus unbewiesen sei, daß sie Friesen angehörten, „so verschwinden die vorgebrachten Beweise unter den Händen" (S. 329). Er kommt zu dem Ergebnisse, daß die Mehrzahl der von Virchow behandelten Schädel zum „Reihengräbertypus" gehöre. Die Zahl der untersuchten Schädel sei auch zu klein und überdies „gerade wegen ihrer Niedrigkeit ausgewählt".

Immerhin hatte dieſe weit verbreitete Meinung, die Frieſen (beſonders die Weſtfrieſen und überhaupt viele Niederländer) ſeien ein faſt uneuropäiſch primitiver Typus und enthielten möglicherweiſe Reſte der diluvialen äußerſt niedrig ſtehenden Neandertalraſſe (mit der außerdem Lombroſo ſeinen Verbrechertyp als ataviſtiſchen Rückſchlag in Zuſammenhang bringen zu können glaubte), eine für die wiſſenſchaftliche Erkenntnis wohltätige Folge: die Niederländer fühlten ſich durch dieſe Anſchauung ſozuſagen „anthropologiſch deklaſſiert“ und begannen, ſich gegen dieſe Herabſetzung zu wehren, d. h. ſie gingen daran, ſelbſt größere

Abb. 1. Schädel des „Batavus genuinus“ (nach Barge).

Schädelſerien zu unterſuchen und nachzuprüfen, ob denn wirklich in den Niederlanden und beſonders in Weſt-Friesland ſo primitive Leute wohnten; ſie hatten ja aus dem täglichen unmittelbaren Umgang mit ihren Landsleuten den Eindruck, daß ſie durchaus nicht auffallend primitiv ſeien. Und man beſchränkte ſich nicht nur auf Schädelſtudien, ſondern begann auch die lebende Bevölkerung auf Formen und Farben zu prüfen. So ſind wir heute in der glücklichen Lage, über die Niederländer und ſpeziell über die Weſt-Frieſen etwas mehr ausſagen zu können, als über ſehr viele andere europäiſche Gruppen, wenn auch unſere Kenntniſſe noch erheblich ausgebaut werden müſſen.

Eine ganze Anzahl von Gelehrten hat ſich dieſen Fragen gewidmet; als wichtigſte Namen ſeien nur folgende genannt: A. Folmer, H. C. Folmer, H. Saſſe, J. Az. Saſſe, J. C. de Man, J. M. van Bemmelen, A. E. van Giffen, J. H. F. Kohlbrugge, L. Bolk, J. A. J. Barge, W. Lueykes und D. J. H. Nyèſſen; eine umfangreiche Bibliographie findet ſich neuerdings bei Nyèſſen[6]).

[6]) D. J. H. Nyèſſen: The passing of the Frisians, Anthropography of Terpia. Haag, 1927. — Als wichtigſte Arbeiten ſeien hier nur angeführt: A. Folmer: Twee gropen Terpſchedels, 1885. — De Groninger en Frieſche Terpſchedels in de laatſte 3 jaren verzameld. 1890. — Nederl. Schedels. 1892. — H. C. Folmer: De eerſte bewoners onzer zeekuſten. 1900. — Die erſten Bewohner der Nordſeeküſten in anthrop. Hinſicht verglichen mit den gleichzeitig lebenden Germanen in Mitteldeutſchland. Arch. f. Anthrop. 1900. — H. Saſſe: Bijdrage tot de kennis van den ſchedelvorm der Friezen. 1878. — J. Saſſe: Over Frieſche ſchedels. 1895. — Zur Anthropometrie der Bewohner der holländiſch-frieſiſchen Inſel Terſchelling. 1914. — J. de Man: Bijdrage tot de kennis v. d. ſchedelvorm in Walcheren. 1885. — J. M. van Bemmelen: Beſchouwingen over het tegenwoordig ſtandpunt onzer kennis van de Nederl. Terpen. Leiden 1907. — J. H. F. Kohlbrugge: Zur Anthropometrie holländiſcher Fiſcher. Hand. Ned. Anthrop. V. 1904

Leider ist die Mehrzahl der Veröffentlichungen nach heutigen Begriffen unvollständig und in der Methodik wenig brauchbar; besonders störend sind die verschiedenartigen Meßmethoden, das Fehlen größerer zuverlässiger Reihen absoluter Zahlen und die ausgedehnte Verwendung arithmetischer Mittelzahlen, selbst bei kleinen Reihen, wobei dann die Schlußfolgerungen hauptsächlich auf die nichts weniger als typischen Mittelzahlen aufgebaut werden; außerdem spielt selbstverständlich noch der „Längen-Breiten-Index", und zwar mit seiner starren Gruppeneinteilung in „Dolichozephale", „Mesozephale" und „Brachyzephale" eine verhängnisvolle Rolle. Dazu kommt, eigentlich als schwerster Fehler, daß meist das genaue historische Alter der Schädel nicht festgestellt und daß meist Material aus den verschiedensten Perioden durcheinander gemischt ist und als gleichwertig und gleichaltrig untersucht und bewertet wird; daß auf diese Weise eine Erkenntnis der rassischen Verhältnisse und des rassischen Werdens der Bevölkerung unmöglich erreicht werden konnte, ist ohne weiteres klar. So ist es auch zu erklären, daß bisher eigentlich jeder Untersucher zu einem anderen Ergebnisse kam.

Die erste Klärung und überzeugende Widerlegung der Ansicht von einer Verwandtschaft zwischen Friesenschädel und Neandertaler ist G. Schwalbe zu danken[7]). Dieser besonders gute Kenner der Neandertalrasse vergleicht alle wichtigen Einzelheiten der beiden Typen und findet nirgends wirkliche Zusammenhänge; die Ähnlichkeiten sind nur scheinbar. Er zerstört endgültig die R. Virchowsche Theorie mit den Worten: „Ich glaube bewiesen zu haben, daß nichts berechtigt, die Neandertalspezies mit den Friesenschädeln in genetische Beziehung zu bringen."

Ungeklärt blieb aber immer noch, auf was die wirklich auffallende und oft flache Form mancher Schädel, besonders solcher von den Inseln der Zuider Zee (Marken, Urk, Schokland) zurückzuführen sei. Zwar hatte schon v. Hoelder darauf hingewiesen, daß ein erheblicher Teil der von R. Virchow untersuchten Schädel eine auf Rhachitis zurückzuführende Einsenkung der Umgebung des Hinterhauptsloches und infolgedessen eine geringere Höhe der Schädelkapsel aufwies; aber das gab noch keine Erklärung für die bei vielen Schädeln sich findende stark zurücktretende „fliehende" Stirn, die merkwürdigerweise (im Gegensatz zu allen Beobachtungen bei anderen Rassen) bei den weiblichen Schädeln stärker ist, als bei den meisten männlichen. Das Verdienst, diese Frage endgültig geklärt zu haben, gebührt J. A. J. Barge, der auf der Insel Marken an Ort und Stelle die von verschiedenen Autoren vermutete künstliche Schädeldeformation wirklich fand und mit allen Einzelheiten abbildete und beschrieb[8]), allerdings nachdem schon vorher L. Bolk kurz auf das Vorhandensein der Deformation hingewiesen hatte.

Nr. 2. — L. Bolk: De verspreiding van het blondine en brunette type in ons land. 1905. — De bevolking van Nederland in hare anthrop. samenstelling. 1908. — Über die Körperlänge der Niederländer und deren Zunahme in den letzten Dezennien. 1914. — Over den index cephalicus en de absolute maten v. h. hoofd der bevolking v. Nederland. 1920. — Samenstelling en herkomst der Nederl. bevolking. 1924. — J. A. J. Barge: Beiträge zur Kenntnis der Niederländ. Anthropologie. Z. f. Morph. u. Anthrop. 1913. — Friesche en Marker schedels, Bijdrage tot de kennis van de anthropologie der bevolking van Nederland. 1912. — D. J. H. Nyèssen: Frisias Future. Genetica Bd. 50. IX. 1927. — A. E. van Giffen: Twee laat-neolithische grafheuvels ten Z. v. Zeyen, Gem. Vries. N. D. Volksalm. 1925.

[7]) G. Schwalbe: Neandertalschädel und Friesenschädel. Globus. Bd. 81 Nr. 11, 1902. S. 165—174.

[8]) J. A. J. Barge: Friesche en Marker Schedels. 1912 und: Beiträge zur Kenntnis der Niederländischen Anthropologie. Zeitschr. f. Morphol. u. Anthrop. Bd. 16. 1913. S. 328 ff. und S. 465 ff.

Sowohl männliche wie weibliche Kinder erhalten sofort nach der Geburt eine für beide Geschlechter völlig gleiche Mütze aufgesetzt, die „ein unentbehrliches Stück aus der Säuglingsgarderobe" ist[9]). Sie ist recht kompliziert zusammengesetzt und besteht aus fünf Teilen, von denen zwei dreieckig geformte Tücher sind, deren Bänder unter dem Hinterkopf zusammengebunden werden. Durch diese Tücher und Bänder wird nun (Abb. 2) auf den noch sehr bildsamen Säuglings- und Kinderkopf (zumal die Bänder kräftig angezogen werden) ein ununterbrochener Druck ausgeübt, der hauptsächlich den auf der Abb. 2 zwischen den Punkten a und d gelegenen Teil des Stirnbeines und des vorderen Abschnittes der Scheitelbeine trifft und diese abflachen muß; zwischen a und d liegen die beiden aufeinander gelegten dreieckigen Läppchen, bei b und c werden die Bindebänder verknüpft. Die deformierende Wirkung muß um so größer und nachhaltiger sein, als die Kinder diese Haube außerordentlich lange und ununterbrochen tragen, die Knaben etwa bis zum 6. oder 7. Lebensjahre, die Mädchen gar bis zum 16.—17. Jahre, von welchem Zeitpunkte ab sie die Weibermütze aufsetzen (die aber lockerer sitzt und kaum einen deformierenden Einfluß ausüben kann). Die Mützen werden also bei den Mädchen bis zu einem Zeitpunkte getragen, in dem der Kopf längst so fest geworden ist, daß er seine Form nicht mehr verändern kann: er muß also die durch die Kindermütze hervorgerufene Abflachung zeitlebens behalten. Bei den Knaben ist, je nach der individuellen Veranlagung, noch ein Ausgleich der Kopfform, eine Wiederannäherung an die Norm möglich; aber bei manchem Knaben wird auch schon im 6. oder 7. Lebensjahre die Festigkeit so groß sein, daß die Deformation in der Hauptsache bestehen bleibt. Der Unterschied in der Dauer des Tragens erklärt nun auch, daß bei den Mädchen die Deformation im Durchschnitt erheblich größer ist, als bei den männlichen Personen. Wie Barge feststellen konnte, sind sich die Insulaner übrigens selbst über die deformierende Wirkung der Kinderhauben klar; einer der Marker sagte ihm, seine Frau und er zögen die Bänder an den Mützen der Kinder nicht so straff an, „denn es ist so häßlich, wenn die Kinder solche fremde Köpfe bekommen, besonders wenn es Knaben sind; die Mädchen tragen später doch immer eine Mütze und dann kann man es nicht sehen".

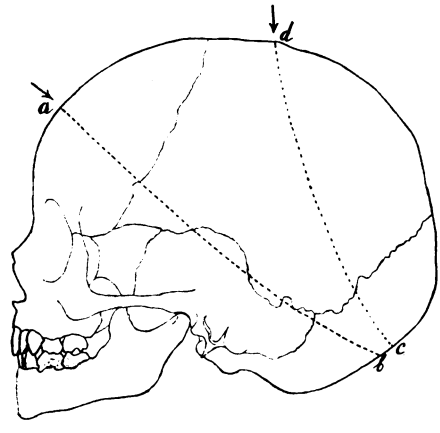


Abb. 2. Druckwirkung der Kinderhaube auf den Schädel; Insel Marken (nach Barge).

Barge hebt mit Recht hervor, daß durch diese Kindermützen ganz genau die Schädelform zustande kommen muß, die bisher so viel Aufsehen erregt hat: die stark fliehende Stirn (hauptsächlich bei den weiblichen Schädeln) mit dem niedrigen Scheitel und dem verlängerten Hinterhaupt; und vielleicht ist, diese Vermutung möchte ich hier äußern, die bei den männlichen Vertretern sich nicht selten findende starke Vorwölbung und Entwickelung der Oberaugenwülste auch hiermit in Zusammenhang zu bringen: diese Stelle des Stirnbeines ist völlig

[9]) J. A. J. Barge: a. a. O. 1913, S. 513.

druckfrei, während dicht über ihr ein ſtarker Druck einſetzt; dieſe Überaugenpartie wird alſo beinahe etwas nach vorn herausgepreßt, kann ſich mindeſtens unbehindert entwickeln. Iſt man ſich erſt über die Tatſache der Deformation klar, ſo erkennt man ſie auch deutlich am Lebenden und am Schädel, wie ein Blick auf die Abb. 1 und auf Abb. 3—5 zeigt; bei den zwei männlichen Schädeln iſt die Abflachung des Stirnbeines (wodurch eine „fliehende" Stirn entſtand) beſonders deutlich, bei dem weiblichen die Abflachung des Scheitels und das Hineinbeziehen des größten Teiles des Stirnbeines in dieſe Abflachung; derartig deformierte Schädel müſſen natürlich eine verhältnismäßig geringe Schädelhöhe haben. Auch der von Barge abgebildete und hier wiedergegebene Mädchenkopf läßt trotz der Mütze die abgeflachte „fliehende" Stirn gut erkennen. Barge ſpricht übrigens mit Recht die Vermutung aus, daß „eine planmäßige Unterſuchung dieſe Deformierung auch in anderen Orten der Niederlande nachweiſen würde"; man wird alſo nicht überraſcht zu ſein brauchen, wenn ſich auch anderswo derartig verunſtaltete Schädel finden, und mindeſtens ein Teil der von R. Virchow aus anderen Gebieten beſchriebenen abgeflachten Schädel wird ſeine Form einer derartigen Deformation verdanken: der von R. Virchow aufgeſtellte „Frieſentypus" iſt auf jeden Fall ein Deformationsprodukt (künſtlicher oder pathologiſcher Natur).

Abb. 3. Männlicher deformierter Schädel von der Inſel Marken (nach Barge).

Abb. 4. Weiblicher deformierter Schädel von der Inſel Marken (nach Barge).

Vielleicht intereſſiert in dieſem Zuſammenhange, daß ſich genau die gleiche Deformation an Schädeln aus der Familie des Schwedenkönigs Magnus Ladulås (1240—1290) gefunden hat; dieſe ſind in der Kirche von Riddarholm in Stockholm begraben und wurden von C. M. Fürſt anthropologiſch unterſucht[10]). Die Königin Helvig (die Gemahlin des Königs) und ebenſo ſeine Tochter Rikiſſa hatten ganz auffallend in der Scheitelpartie abgeflachte und zugleich im Hinterhaupt verlängerte Schädel, die außerordentlich an den hier in Abb. 4 wiedergegebenen weiblichen Marker Schädel erinnern und ohne jeden Zweifel einer

[10]) C. M. Fürſt och M. Olſſon: Magnus Ladulås ock Karl Knutſſons gravar i Riddarholmſkyrkan. Stockholm 1920.

gleichen Kindermütze ihre Deformation verdanken; und auch der Schädel des Enkels des Königs, des Prinzen Magnus Birgerson, zeigt die Veränderung, wenn auch schwächer, als die Frauen. Fürst stellte fest, daß die Königin Helvig aus einer holsteinischen Familie stammte, wo zu der Zeit der Brauch der künstlichen Deformation durch Kindermützen noch bestanden habe; möglich, daß der Brauch durch die eingewanderten Friesen dorthin verschleppt war. Der Brauch hat sich in Schweden nicht eingebürgert, blieb auf die königliche Familie beschränkt. Übrigens hatte auch Ingeborg, die zweite Tochter der Königin Helvig, einen ebenso deformierten Schädel; sie wurde die Gemahlin des Dänenkönigs Erik Menved.

Abb. 5. Mädchen von der Insel Marken mit Kindermütze (nach Barge).

Weitere Aufklärungen über den Rassentypus der Friesen brachten die besonders von L. Bolk vorgenommenen Untersuchungen an Lebenden (wobei auch die Körpergröße und die Farben berücksichtigt wurden)[11] und eine umfangreiche Arbeit von D. J. H. Nyèssen[12], der das ganze Problem der niederländischen Friesen von allen Seiten behandelte, das Schädelmaterial nach Möglichkeit genau nach dem historischen Alter sortierte und verglich und auch die bisherigen Ergebnisse der Vorgeschichte, der Siedelungsforschung und der Sprachuntersuchung mit heranzog; besonders ausführlich ist seine Untersuchung über Entstehung und Alter der „Terpen", jener künstlichen Erdaufschüttungen, die über der höchsten Flut gelegen, große Teile des eigentlichen Friesland erst bewohnbar machten und die für die Rassenkunde des Volkes deshalb wichtig sind, weil sie in ihren tiefsten Schichten die Knochenreste der ältesten Bevölkerung enthalten.

Jeder der Bearbeiter hatte sich als erstes die Frage vorzulegen: welche Bevölkerungen sind als Angehörige des Friesenstammes anzusehen; diese Frage war ja auch durch R. Virchow dadurch einigermaßen verwirrt worden, daß er seinen „friesischen Typus" an vielen Stellen außerhalb des friesischen Gebietes festgestellt zu haben glaubte.

---

[11] L. Bolk: De verspreiding van het blondine en brunette type in ons land 1905. — De bevolking van Nederland in hare anthrop. samenstelling. 1908. — Über die Körperlänge der Niederländer und deren Zunahme in den letzten Dezennien. 1914.

[12] D. J. H. Nyèssen: The passing of the Frisians. Haag 1927.

Geſchichtlicher Rückblick.

Die älteſten hiſtoriſchen Nachrichten über die Frieſen verdanken wir den Römern Tacitus und Dio Caſſius[13]); ſie erwähnen die Friſii bzw. Friſiones im Gebiete zwiſchen dem Flevo lacus (Zuiderſee) und der Ems, alſo in den heutigen Provinzen Friesland, Groningen und Drenthe, wobei aber genaue Angaben fehlen, wieweit die den Meeresüberſchwemmungen ausgeſetzten Teile Frieslands und Groningens beſiedelt waren; außer dieſen Frisii majores werden noch Frisii minores genannt, über deren Sitze man ſich nicht recht klar iſt. Nach R. Much haben ſie ſüdöſtlich der Zuiderſee, zwiſchen dieſer und dem Unterlaufe des Rheines geſeſſen, was aber von anderen beſtritten wird. In dem Gebiete weſtlich der Zuiderſee, in der heutigen Provinz Holland, ſcheinen zur Römerzeit die Canninefaten geſeſſen zu haben, von denen R. Much angibt, daß ſie ein ausgewandertes Gauvolk der Chatten geweſen ſeien.

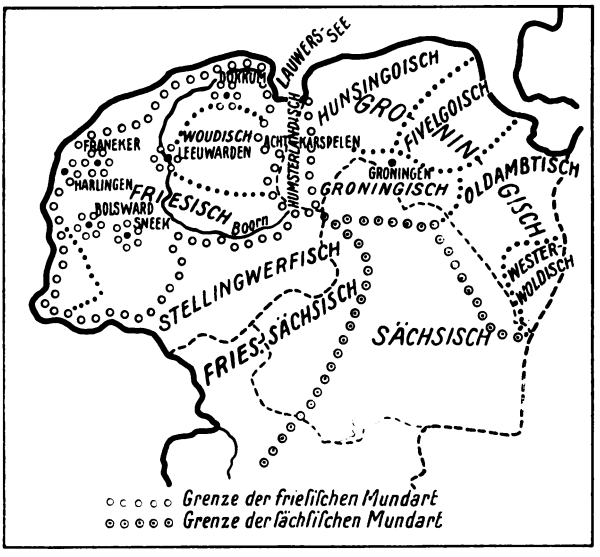


Abb. 6. Grenzen der frieſiſchen und ſächſiſchen Dialekte (nach Nyèſſen).

Im frühen Mittelalter haben dann die Frieſen ihr Gebiet längs der Meeresküſte nach beiden Seiten, nach Weſt und nach Oſt, ausgedehnt: ſie beſetzten das Land der Canninefaten, die Rheinmündungsinſeln und den bis nördlich von Brügge reichenden Teil des Bataverlandes. Nach Oſten beſiedelten ſie die Küſte bis zur Weſermündung und ſogar noch etwas weiter, auf einem Gebiete, das bis dahin Ampſivarier und Chauken innegehabt hatten[14]). Wann das jetzige Nordfriesland, alſo die Weſtküſte der Provinz Schleswig, zuerſt von Frieſen beſiedelt wurde, iſt noch nicht ganz ſicher, aber man wird annehmen können, daß der Frieſenzug, der nach den Fuldaſchen Annalen im Jahre 857 unter Rorik ſtattfand und nach dem Marſchgebiete nördlich der Eider ging, nur einer von mehreren geweſen ſein wird; vielleicht ſtand die damalige Ausbreitung der Frieſen mit der Sicherung des Seeweges: Rheinmündung, Nordſeeküſte, Eider, Schleswig, Skandinavien in Zuſammenhang. O. Lehmann[15]) erwähnt, daß das ganze Mittelalter hindurch Frieſen in die ſchleswigſchen Marſchen eingewandert ſeien und zwar auch in die Gebiete von Eiderſtedt, Büſum, Dithmarſchen, Wilſtermarſch, wo ſie Kooge eingedeicht und dem Meere abgerungen hätten; noch in den Jahren

[13]) Zitiert nach R. Much: Deutſche Stammeskunde. Sammlung Göſchen. 1900. S. 91 ff.

[14]) R. Much: a. a. O. S. 92.

[15]) O. Lehmann: Die Bevölkerung Nordfrieslands. Volk u. Raſſe, Bd. I, Heft 1, 1926, S. 7—19.

1785—87 seien Friesen aus Delftzijl (Emsmündung) eingewandert und hätten den Kronprinzenkoog in Norderdithmarschen eingedeicht.

Nach der heutigen Verbreitung der friesischen Dialekte darf man das Friesentum und seine Verbreitung nicht beurteilen, denn überall scheint das Friesische zurückgedrängt worden zu sein; nicht nur in Nord- und Ostfriesland, sondern auch im Kernland, im niederländischen Friesengebiete; die friesische Bevölkerung hat offenbar — ohne selbst verdrängt zu werden — die Mundart der Nachbarn angenommen. Sehr lehrreich ist in dieser Beziehung ein Vergleich der von Nyèssen gebrachten Karten der Verbreitung der friesischen und sächsischen Mundarten in den Provinzen Friesland, Groningen und Drenthe (Abb. 6) und der Verbreitung der Hausformen; das friesische Haus erstreckt sich über fast ganz Groningen, wo aber kein Friesisch mehr gesprochen wird[16]). (Abb. 7.)

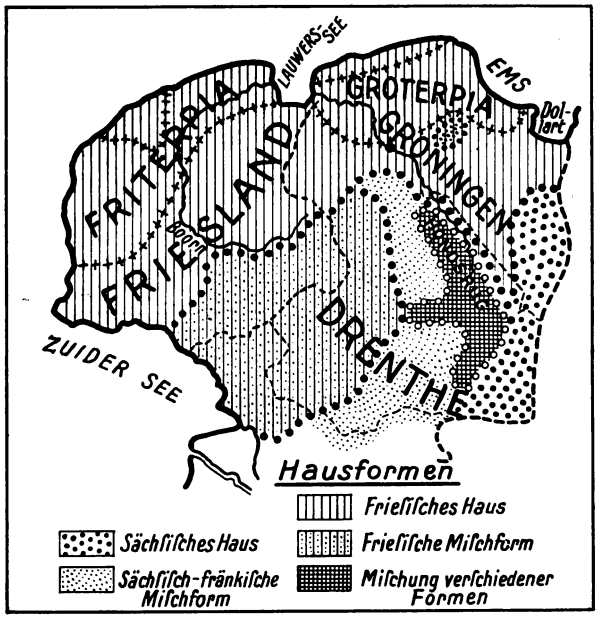


Abb. 7. Verbreitung der Hausformen (nach Nyèssen).

Vorgeschichtliches.

Für das Studium der Rassenzugehörigkeit eines Volkes ist es wichtig, wenn man über die geschichtliche Periode hinaus vorgeschichtliche Spuren verfolgen kann, denn es werden sich in vielen Bevölkerungen mindestens Reste der Urbewohner des Gebietes finden.

Friesland mag schon während des Diluviums eine, wenn auch sehr dünne Bevölkerung streifender Sammler und Jäger gehabt haben, die zunächst wohl der Neandertalrasse (Homo primigenius) angehört haben dürfte; Reste dieser Rasse sind ja nicht allzu entfernt bei Düsseldorf gefunden worden; aus friesischem Boden selbst sind bisher aber noch keine derartigen Reste (auch keine sicheren altsteinzeitlichen Kulturreste) zum Vorscheine gekommen. Überbleibsel dieser alten Bevölkerung haben sich nicht im Lande gehalten, wie ja auch nirgends in der Umgebung; die Einwirkungen der letzten Eiszeit haben hier wohl alles vertrieben. Dazu kam, daß Friesland infolge des Durchbruches des Ärmelkanals (bis dahin war England eine Halbinsel Europas gewesen) außerordentlich stark unter den Einfluß des Meeres geriet, daß es jetzt wohl überhaupt erst zu einem Küstenlande wurde. Als der Mensch nach der letzten Eiszeit wieder in diese Gegenden kam, fand er jedenfalls ein Gebiet vor, das zu einem großen Teile aus Sumpf- und

[16]) Nyèssen: a. a. O. S. 261 und 264; die Kärtchen sind nach J. T. Winkel und J. Gallee gezeichnet.

Moorstrecken bestand und in weiter Ausdehnung von der Flut überschwemmt wurde. Friesland blieb also zunächst unbewohnt, weil es offenbar für Primitive unbewohnbar war; und in Groningen liegen die Verhältnisse ebenso; beide Gebiete sind flach und zum Teile alluvialen Ursprunges. In der benachbarten Provinz Drenthe dagegen, die höher liegt und erheblich weniger Moore beherbergt, findet sich bald eine ziemlich zahlreiche Bevölkerung; hier drang die nordische „Ertebölle-" (= Kjökkenmöddinger) Kultur ein, die offenbar in Jütland und Schleswig-Holstein ihre Heimat hat; die kulturelle und volkliche Verbindung zwischen Jütland und Drenthe ging wohl damals über einen Landstrich, der den heutigen Küsten vorgelagert war und im Meer versunken ist; Hannover ist zu jener Zeit äußerst fundarm, dürfte also nicht die verbindende Brücke gebildet haben. Sehr ausführlich hat die Verhältnisse der niederländischen Steinzeit Nils Åberg dargestellt[17]), indem er ältere niederländische Arbeiten und die gesamten in den Sammlungen befindlichen Funde berücksichtigte und unter neuen Gesichtspunkten bearbeitete.

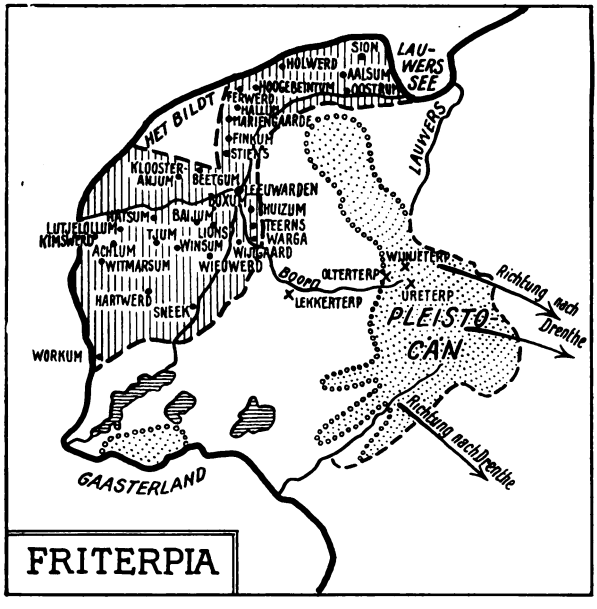


Abb. 2. Das Friesische Terp-Gebiet (nach Nyèssen).

Er sagt, daß schon in der Ertebölle-Periode, wie überhaupt während des größten Teiles der jüngeren Steinzeit (zu deren ältesten Abschnitt er die Ertebölle-Kultur rechnet), die Niederlande in zwei verschiedene Kulturgebiete gespalten waren und ein „Übergangsgebiet zwischen zwei großen Kulturgruppen bildeten: der nordischen und der westeuropäischen"; in den Südprovinzen der heutigen Niederlande hatte sich damals in engem Zusammenhange mit Belgien und Frankreich die Campignien-Kultur ausgebreitet. Ertebölle- und Campignienkultur (die an sich in noch weiter zurückliegender Zeit irgendwie zusammengehangen haben müssen und sehr viele Ähnlichkeiten und Übereinstimmungen aufweisen, miteinander ursprünglich verwandt sind[18])) sind in den Niederlanden und ebenso in den weiter östlich liegenden Gebieten damals durch ein großes fundleeres oder fundarmes Gebiet getrennt.

Gemeinsam ist noch beiden Zivilisationen das „Kernbeil aus Feuerstein", aus

[17]) Nils Aberg: Die Steinzeit in den Niederlanden. Uppsala Universitets Årsskrift. Bd. 1, 1916.

[18]) Das wird von Aberg aus der Gleichartigkeit der Gerättypen und aus deren späterer Entwickelung erschlossen, „die sich anfangs in beiden Gebieten ganz gleichförmig abspielt" (S. 6).

dem sich in beiden das „spitznackige" der Periode I und das „dünnackige" der Periode II entwickeln. Erst mit Periode II beginnt die Trennung der Zivilisationen, indem die dünnackigen Beile Unterschiede zeigen. Die Grenze zwischen beiden geht von da an „von der Zuidersee durch die Provinz Overijssel und setzt sich nach Deutschland hinein in die Gegend von Münster fort" [17]).

Das Vorhandensein der ausgesprochen nordischen Ertebøllekultur in den Nordprovinzen mit dem Zentrum in Drenthe läßt den Schluß zu, daß die erste nacheiszeitliche Bevölkerung (also sozusagen die „Urbevölkerung") dieses Gebietes rassisch aufs engste mit der damaligen Bevölkerung Dänemarks, also mit der nordischen Rasse, verwandt war; Skelettreste sind bisher aus dieser Periode leider noch nicht geborgen, so daß ein unmittelbarer Beweis für die Rassenangehörigkeit der Leute noch nicht zu erbringen ist.

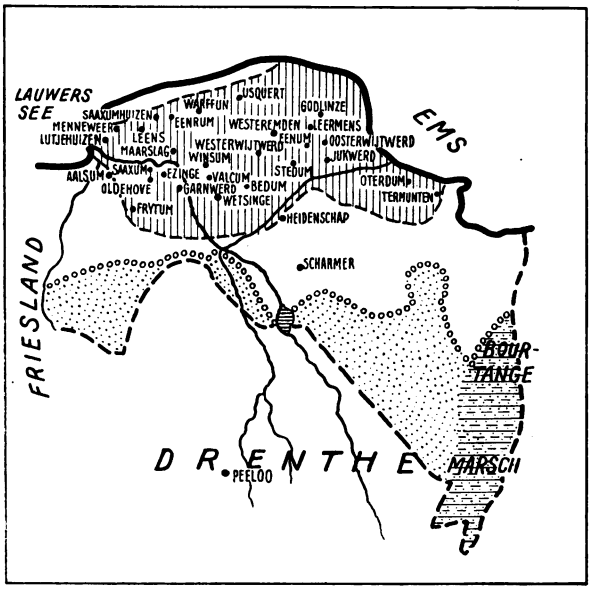


Abb 9. Das Groninger Terp-Gebiet (nach Nyèssen).

In der Weiterentwickelung der Zivilisationen zeigt die „westeuropäische" sehr bald ein auffallendes Festhalten an den alten Formen, eine deutliche „Rückständigkeit"; die Entwickelung gerät hier ins Stocken, während die der Nordprovinzen sich kräftig weiterbildet: hier entstehen jetzt die nordischen „dicknackigen" Arte, die auf westeuropäischem Boden ganz fehlen. Auf der von Åberg entworfenen Fundkarte sieht man deutlich die außerordentliche Häufung von „dicknackigen" Arten besonders in Drenthe, das schon seltenere Auftreten in den angrenzenden Provinzen Friesland, Groningen und Overijssel; nur insgesamt vier vereinzelte Stücke haben sich bisher weiter südlich gefunden, zwei in Gelderland, eine bei Nijmegen und eine in Limburg. Friesland und Groningen sind in dieser Periode offenbar nur in der unmittelbar an das hochgelegene Drenthe angrenzenden Zone besiedelt gewesen; nur dort sind bisher Funde zutage getreten; allerdings findet sich eine Ausnahme von dieser Regel: die ziemlich weit abgelegene, in die Zuidersee vorspringende breite Halbinsel Gaasterland, auf der heute Stavoren liegt, hat in ihrem südlichen Abschnitte aus dieser Zeit und auch aus späteren Perioden Funde geliefert, war also als isolierter Posten bewohnt; sie liegt höher als ihre Umgebung.

„Die verhältnismäßig scharfe Kulturgrenze, die schon während der II. Periode das nordische Gebiet von dem westeuropäischen trennt, prägt sich während der folgenden Entwickelung noch deutlicher aus." „Die Grenze läßt sich jetzt nur einseitig, vom Standpunkte der nordischen Kultur, feststellen, da sich auf west-

europäischem Gebiete keine neuen Typen von Äxten oder anderen Werkzeugen ausgebildet haben."[19]) Wir werden daraus schließen können, daß andersartige, anthropologische Elemente in dieser Zeit nach den Nordprovinzen nicht gekommen sein werden; es bestand offenbar nur eine Verbindung nach Nordwestdeutschland und Dänemark, aber keine (oder nur eine sehr unvollkommene und gelegentliche) mit den niederländischen Südprovinzen und damit mit der westeuropäischen Kultur. Denn in den Südprovinzen „gibt es, mit einigen seltenen Ausnahmen, weder dicknackige Äxte noch Megalithgräber oder sonstige Gräber, noch auch keramische Erzeugnisse"; der Süden wurde also nur ganz schwach und vermutlich auf Umwegen von der nordischen Zivilisation berührt und stagnierte in seiner Abgeschlossenheit.

Die Megalithgräber verschiedener Typen sind besonders wieder in Drenthe sehr zahlreich; in Friesland finden sie sich nur auf der schon für die vorhergehende Periode erwähnten Halbinsel. Ebenso liegen die Dinge bei der Megalithkeramik: sehr starke Häufung in Drenthe, in Friesland nur auf der Halbinsel Gaasterland; das ganze übrige Friesland scheint unbewohnt gewesen zu sein, desgleichen Groningen mit Ausnahme der sich dicht an Drenthe anschließenden Zone. Åberg sagt, daß der „rein nordische Charakter" von Drenthe deutlich hervortrete; nach dem Ende der zweiten Periode spiele die nordische Kultur hier „eine führende Rolle". Diese nordische Kultur Drenthes ist aber durchaus nicht isoliert: „Die Funde im nördlichen Westfalen, Reg.-Bezirk Osnabrück und Oldenburg, hängen direkt mit den Funden in Drenthe und Groningen zusammen." „Das nordische Kulturgebiet in den Niederlanden und in Westdeutschland ist also zusammenhängend und vollkommen einheitlich."[20]) Die Megalithgräber Drenthes sind übrigens genau so konstruiert wie im Norden; besonders zahlreich sind die Ganggräber. Die jüngsten Megalithgräber, die „Steinkisten", fehlen aber; Åberg vermutet, daß ihnen die holländischen „Grafkelders" entsprechen. Bei der Verbreitung der Megalithgräber spielt das Vorhandensein geeigneten Steinmaterials eine nicht zu unterschätzende Rolle: Drenthe ist denn auch eine Moränenlandschaft mit vielen erratischen Blöcken. Da sich auch in der Provinz Utrecht Moränenreste finden, kommen auch dort vereinzelte Megalithfunde vor, und Åberg meint, „es ist wahrscheinlich, daß die Gräber früher weiter verbreitet waren, als die Funde erkennen lassen. Daß sie sich gerade in Drenthe in so großer Anzahl erhalten haben, beruht teilweise auf dem heideartigen Charakter dieser Gegend. In volkreichen und dicht bebauten Gegenden hingegen waren die Gräber in höherem Grade der Zerstörung ausgesetzt". Åberg nimmt auf Grund der innigen Verbindung der nördlichen Niederlande mit dem Zentrum der nordischen Kultur an, daß auch die Megalithgräberkultur aus dem Norden nach den Niederlanden gekommen ist; also wieder ein Wahrscheinlichkeitsbeweis für das Eindringen einer neuen Welle von Angehörigen der nordischen Rasse. Leider sind bisher keine noch meßbaren Skelette aus den Megalithgräbern geborgen worden.

Jünger als die Megalithgräberzeit ist die der „Einzelgräber", „die auf nordischem Gebiet in Drenthe, aber auch südlich von dieser Provinz in Gelderland vorkommt"[21]).

Um diese Zeit kommt auch endlich ein neuer Zug in die holländischen Südprovinzen durch Eindringen der „Glockenbecherbevölkerung"; im Gegensatze zu

[19]) Nils Åberg: a. a. O. 1916, S. 15.
[20]) Nils Åberg: a. a. O. 1916, S. 20.
[21]) Nils Åberg: a. a. O. 1916, S. 50.

Aberg betont Rademacher[22]), daß es in den Niederlanden aber keine „echten Glockenbecher, wie im Rheinlande, Süddeutschland und an anderen Orten" gebe, wohl aber „Zonenbecher", die wohl unter dem Einfluß der Glockenbecher sich aus der gleichzeitigen mit ihnen in Berührung gekommenen nordischen Keramik gebildet haben. Die Glockenbecherkultur breitet sich aber fast nur in der Provinz Gelderland aus; „sie ist teilweise gleichzeitig mit der nordischen Kultur" Drenthes, auf die sie keinen merkbaren Einfluß ausgeübt hat. Diese Glockenbecherkultur ist nicht nordischen Ursprunges, sie kommt wenigstens aus dem Süden, aus Frankreich.

Etwa gleichzeitig mit der Glockenbecherkultur der niederländischen Südprovinzen scheinen (wenigstens datiert sie der Entdecker J. H. Holwerda so) mehrere Grabhügel zu sein, die bei Nierssen in der Landschaft Veluve (Prov. Gelderland), also in einem zu den Nordprovinzen gehörenden Gebiet, ausgegraben wurden. In einem der Gräber kamen zwei menschliche Skelette zutage, die trotz ihrer außerordentlichen Brüchigkeit, dank der Sorgfalt Holwerdas, der sie zusammen mit der die Knochen umgebenden Erde in situ eingipsen ließ[23]) für die wissenschaftliche Untersuchung gerettet werden konnten. Das eine war das eines Mannes, das andere gehörte einer Frau. Die Frau scheint zuerst begraben worden zu sein, und für die Bestattung des Mannes wurden die Überreste der Frau offenbar beiseite geschoben. Die anthropologische Untersuchung wurde von A. W. Nieuwenhuis vorgenommen[24]). Trotz sorgfältigsten Herauspräparierens war es nicht möglich, die wichtigsten Maße mit genügender Sicherheit zu nehmen; der Bearbeiter war also gezwungen, sich mit der Beschreibung der Form zu begnügen. Nieuwenhuis erwähnt, daß der Schädel zweifellos dolichozephal sei, daß die Stirn schräg zurücktrete und daß die Oberaugenwülste gut entwickelt seien; die Schädel zeigen also Eigenschaften, wie sie innerhalb der Variation der nordischen Rasse liegen, und man wird die Reste als nordisch ansprechen können, denn eine andere Rasse kommt nicht in Frage; die mediterrane hat weichere Formen.

Falls die Datierung Holwerdas richtig ist, haben wir in diesen beiden Skeletten die ältesten anthropologisch untersuchten der niederländischen Nordprovinzen, also des stets unter dem Einfluß der nordischen Kultur befindlichen Gebietes, vor uns; auch der anthropologische Befund zeigt den nordischen Charakter.

Gegen Ende der Ganggräberzeit scheint nun, wie Aberg schließen zu müssen glaubt, die unmittelbare Verbindung mit dem nordischen Kulturzentrum zunächst aufgehört zu haben. Die aus dem Norden kommenden Kulturströmungen und Bevölkerungselemente scheinen ihre Richtung verändert zu haben; „sie gehen nunmehr direkt nach Süden und teilweise nach Osten", was besonders aus der Verbreitung der sogenannten „Bootsäxte" hervorgeht. Der direkte jütländische Einfluß hörte daher fast ganz auf, „etwas länger erhielten sich die Verbindungen mit dem hannoverschen Kulturgebiet"[25]). „Gegen Ende der Steinzeit beginnen die Wirkungen des Schwächerwerdens der nordischen Kulturverbindungen in der

---

[22]) E. Rademacher: Artikel Holland in Ebert: Reallexikon der Vorgeschichte. Bd. V. 1926, S. 340—350.

[23]) J. H. Holwerda: Tumuli bij Nierssen. Oudheidk. Mededeel. van het Rijksmuseum v. Oudheden te Leiden. II. 1908, S. 1—17.

[24]) A. W. Nieuwenhuis: De menschenresten uit den praehistorischen grafbouw bij Nierssen. Oudheidkund. Mededeel. v. h. Rijksmuseum van Oudheden te Leiden. II. 1908, S. 18—24.

[25]) Nils Aberg: a. a. O. 1916, S. 65.

ganzen niederländischen Kultur deutlich zutage zu treten, sowohl qualitativ wie quantitativ. Sämtliche Geräte degenerieren stark und werden gleichzeitig bedeutend seltener."

Mit dem Beginne der Bronzezeit hat also der nordische Einfluß fast ganz aufgehört, und „ein Blick auf die niederländische Bronzezeit ergibt auch, daß die Kultur damals sehr schwach entwickelt war und mit der reichen nordischen Kultur nicht in Berührung stand. Bronzesachen nordischen Typus fehlen während der älteren Bronzezeit vollständig, und aus der jüngeren sind nur zwei nordische Bronzen bekannt" [26]).

Überblicken wir die ganze Entwicklung während der niederländischen Stein- und Bronzezeit, so müssen wir immer wieder feststellen, daß die nördlichen Niederlande nichts sind als eine Kolonie nordischer Zivilisation und auch nordischer Rasse; jeder neue Fortschritt scheint durch eine neue Welle aus dem belebenden nordischen Born geschaffen zu sein, und dort, wo diese kulturspendende Welle nicht oder nur mit geschwächter Kraft hinkommt, tritt Stillstand und Hinabsinken der Zivilisation ein, oder wie Åberg es nennt, Degeneration. „Dies deutet an, daß die Initiative sowohl zur Aufnahme dieser Verbindungen zwischen dem Norden und Westeuropa, als auch zum Abbruch derselben, von der nordischen Kultur ausging." „Die hier berührten Verhältnisse machen also den Eindruck, als ob eine sehr expansionsfähige nordische Kultur bestanden hätte", die während der Steinzeit (von der primitiven Kjökkenmöddingerzeit an) ihren Einfluß auf große Teile der europäischen Westküste ausübte, sich dann aber zurückzog, als sie zur Ausdehnung nach Norden, Süden und Osten überging [27]). Das Zurückziehen aus dem Westen ist sicher durchaus freiwillig gewesen und Åberg glaubt, es darauf zurückführen zu müssen, daß um diese Zeit die nordische Kultur zu stärkerem Ackerbaue übergegangen sei und in Folge dessen mehr Interesse an den Binnenländern genommen hätte; vielleicht unterschätzt er da doch die Intensität des Ackerbaues in den vorhergehenden Perioden.

Sehr interessant ist jedenfalls, zu sehen, wie durchaus entscheidend in weiten Gebieten nordische Rasse und Kultur waren; es macht fast den Eindruck, als ob damals nur sie allein schöpferisch gewesen sind, denn überall, wo sie nicht mehr hingehen, degeneriert die Kultur. „Die Zivilisation ist offenbar während der ganzen Zeit auf Seiten der nordischen Kultur, nicht auf Seiten Westeuropas" [28]).

Faßt man all diese Beobachtungen und Überlegungen zusammen, so kommt man zu der Überzeugung, daß die steinzeitlichen Bewohner der nördlichen niederländischen Provinzen seit der Eiszeit bis zur Bronzezeit Angehörige der nordischen Rasse gewesen sind; nur aus dem nordrassigen Gebiet kamen immer neue Einflüsse, und gegen Süden war das Gebiet durch eine fast menschenleere Zone isoliert, die eine Mischung mit fremden Rassenelementen wohl ganz ausschloß.

Während also die Nordprovinzen in der Bronzezeit nur eine geringe und wenig aktive Bevölkerung (wohl die Reste der abgewanderten Steinzeitleute) hatten, dringt in die Südprovinzen, offenbar von der Rheinprovinz aus, eine Bevölkerung ein, die nach Rademacher aus den Stämmen der Glockenbecher- und

[26]) Nils Åberg: a. a. O. S. 72.
[27]) Nils Åberg: a. a. O. S. 74.
[28]) Nils Åberg: a. a. O. S. 74.

Zonenbecherkultur erwachsen ist[29]) und mit dem „südlichen urkeltischen Kreise" zusammenhängt. Also auch jetzt wieder nimmt der Süden eine ganz andere Entwickelung, als der Norden der Niederlande. Der Grund für diese scharfe Trennung dürfte ein geographischer sein: das Strömungsgebiet der ineinander übergehenden Rhein- und Maasarme dürfte damals ein außerordentlich breites, im Laufe sehr veränderliches, versumpftes, für den Menschen sehr wenig einladendes und schwer zu überwindendes Hindernis gewesen sein, das Nord- und Südniederlande fast hermetisch gegeneinander abschloß, und an dem sowohl die fortwährenden nördlichen wie die seltenen südlichen Kulturströme Halt machten.

Die Südprovinzen wurden nun ein Teil der „keltischen" „Urnenfelderkultur" der Rheinlande, übten aber keinen nachhaltigen Einfluß auf die Nordprovinzen aus.

Gegen Ende der Bronzezeit, in der V. und VI. Periode, beginnt im Norden Hollands neues Leben: von Osten her, also aus dem benachbarten Hannover, dringen Träger nordischer Kultur ein, die ohne Zweifel (auch nach Rademacher), Germanen gewesen sind. Während man also nichts darüber aussagen kann, ob die steinzeitlichen Bewohner der Nordprovinzen schon Germanen waren, oder ob sie einem anderen Stamme der nordischen Rasse angehörten, ist für diese Endperiode der Bronzezeit das Eindringen von Germanen sicher. Da man die Periode V etwa im 8. Jahrhundert v. Chr. enden läßt[30]), würde also das erste sichere Auftreten von Germanen in den Niederlanden für diese Zeit anzunehmen sein.

In den Südprovinzen macht sich dann eine „verblaßte, doch deutlich erkennbare Hallstattkultur" bemerkbar, die aber nicht über den Rhein nach Norden dringt; wohl aus den oben erwähnten geographischen Gründen; sie gehört unmittelbar zu Belgien und zur Rheinprovinz. „Sicher ist, daß bis zum Rheine (in den Niederlanden) eine keltische, der niederrheinischen Grabhügelgruppe (die von der Champagne bis etwa zur Lippe reicht) angehörige Bevölkerung saß".

Die in die Nordprovinzen eingedrungenen Germanen besiedelten wieder zunächst nur das hochgelegene Drenthe. Aber etwa um 500 v. Chr. geht die germanische Expansion weiter, dringt nach Süden bis zur Rheinmündung vor und beginnt auch, in das bisher stets vernachlässigte und menschenleere „amphibische" Gebiet Frieslands und Groningens vorzustoßen. Um sich gegen die Überflutungen des Meeres zu schützen, werden „Terpen" angelegt, also Erdaufschüttungen, deren Kronen über die höchsten Fluten ragen und die Wohnungen tragen.

Die Vorgeschichte zeigt also, daß die niederländischen Nordprovinzen ihre germanische Bevölkerung aus dem hannöverschen Gebiet erhalten haben; es dürften bereits die Vorfahren der Friesen gewesen sein; dafür, daß spätere germanische Wellen hier eingedrungen seien, fehlt jeder Anhaltspunkt; es ist auch unwahrscheinlich, denn übermäßig anziehend ist das Gebiet sicher nicht gewesen, weder das heidereiche und sandige Drenthe, noch die bisher unbesiedelbaren Friesland und Groningen.

Anthropologie der West-Friesen.

Gehen wir von den urgeschichtlichen Betrachtungen zur Anthropologie der Friesen über, so müssen wir feststellen, daß die Friesen ohne jeden Zweifel Germanen und wohl auch völlig reinrassige Angehörige der nordischen Rasse waren;

[29]) E. Rademacher: a. a. O. S. 348.
[30]) O. Montelius: Artikel „Bronzezeit" in Ebert: Reallexikon der Vorgeschichte. Bd. II. 1925, S. 188.

und in dem neu betretenen Lande haben sie auch keine anderen rassischen Elemente vorgefunden: es war seit der Eiszeit stets nur von Nordikern betreten worden.

Wie verhalten sich nun die Ergebnisse der Untersuchung der erhalten gebliebenen Knochenreste zu dieser Auffassung?

Aus der Ertebölle zeit und ebenso aus der jüngeren Steinzeit sind keine gut untersuchbaren Knochenreste bisher festgestellt worden (aus dem Ende der jüngeren Steinzeit stammt nur der Fund von Niersen), ebensowenig natürlich aus der Bronzezeit, die ja nur eine sehr geringe Bevölkerung im Lande sah. Die ältesten gut erhaltenen Skelette stammen vielmehr aus den untersten Schichten der Terpen, gehören also Leuten an, die ohne Zweifel als Germanen zu bezeichnen sind. Anthropologisch läßt sich daher über die Bevölkerung früherer Perioden bisher fast gar nichts aussagen, erst mit der germanisch-friesischen Besiedelung Frieslands und Groningens (also etwa mit dem Jahre 500) beginnt die Möglichkeit genauer anthropologischer Feststellungen.

Wie oben bereits erwähnt, wurden diese dadurch sehr erschwert, daß fast alle bisherigen Untersucher die älteren Skelette nicht von den aus jüngeren Schichten der Terpen stammenden (die z. T. bis weit in die geschichtliche Zeit hineinreichen) trennten. Eine wahrscheinlich zuverlässige Sonderung hat erst Nyèssen in seiner neuesten Arbeit durchgeführt, an die ich mich hier auch im wesentlichen halte[31]).

Um über die Lagerungsverhältnisse ins Klare zu kommen, beschäftigt er sich zunächst mit dem stratigraphischen Aufbau der „Terpen" und unterscheidet dabei, weil sie nicht ganz miteinander zu identifizieren sind, die von Groningen von denen von Friesland. Das mit Terpen versehene Gebiet Groningens bezeichnet er kurz als „Groterpia", das von Friesland als „Friterpia". Die Abbildungen 8 und 9 zeigen die Grenzen. Die Terpen sind dasselbe, was man in den deutschen vom Meere bedrohten Küstengebieten als „Warft", „Warp", „Wurth" bezeichnet.

Die Hauptverwendungszeit der Terpen liegt etwa zwischen 500 v. Chr. und 800 n. Chr., seit welchem Termin die Eindeichung Frieslands begann, womit die Terpen als Wohnstätten meist überflüssig wurden; die großen Deiche wurden aber erst im 12. und 13. Jahrhundert ausgeführt[32]). Die Terpen wurden dann meist von der Bevölkerung verlassen. Es ist also möglich, daß auch recht rezente Skelette in den Terpen gefunden werden; um so wichtiger ist, daß die Fund-Umstände, die Art der Bestattung, etwaige Beigaben und die Tiefe der Schicht mit der größten Genauigkeit bei jedem Skelettfund festgestellt werden. Leider haben die früheren Untersucher das meist nicht berücksichtigt, und Nyèssen hält von den älteren Angaben nur die von Arend Folmer für einigermaßen zuverlässig, da dieser die Terpen selbst untersucht und die Skelette selbst geborgen und dabei auf das Alter der Schichten geachtet habe; allerdings bringt auch Folmer die Schädel bei der Beschreibung durcheinander, da er solche aus höheren Schichten zusammen mit denen aus den tieferen beschreibt, wenn sie den gleichen Typus zeigen. Auch gegen die Arbeit von A. J. A. Barge[33]) wendet er ein, daß sehr

---

[31]) D. J. H. Nyèssen: The passing of the Frisians. 1927.

[32]) H. C. Folmer: Die ersten Bewohner d. Nordseeküsten in anthropologischer Hinsicht. Arch. f. Anthrop. Bd. 26. 1900, S. 754 und J. M. van Bemmelen: Beschouwing over het tegenwoordige standpunt onzer kennis v. d. Nederlandsche terpen. Oudheidk. mededeel. v. h. Rijksmuseum v. Oudheden te Leiden. II. 1908, S. 51 ff.; bes. S. 140, 141, 147, 148.

[33]) A. J. A. Barge: Beiträge z. Kenntnis der niederländischen Anthropologie. Zeitschr. f. Morph. u. Anthrop. Bd. 16, 1913, S. 328 ff. und 405 ff.

heterogenes und der Herkunft und dem Alter nach sehr unsicheres Material verwendet worden sei, und zwar ohne entsprechende Kritik[34]).

Nyèssen berücksichtigt bei seiner vergleichenden Zusammenstellung nur die Schädel, deren Alter einigermaßen sicher ist, und bespricht der Reihe nach die Reste aus den ältesten Terpschichten (die der „Terp-Erbauer"), die mittelalterlichen (die der „Terp-Bewohner") und die modernen, wobei er die Friesen und die Groninger gesondert behandelt. Untersuchungen über die anderen Teile des Skelettes liegen überhaupt noch nicht vor und sind auch von Nyèssen nicht vorgenommen worden.

Während die älteren Bearbeiter des Schädelmaterials einen außerordentlich großen Wert auf die Indizes, und ganz besonders auf den von Anders Retzius eingeführten Längen-Breiten-Index des Schädels und auf dessen schematische Einteilung in „Brachyzephale", „Mesozephale" und „Dolichozephale" legten und hauptsächlich auf den Indizes ihre Schlüsse aufbauten, legt Nyèssen mit Recht mehr Wert auf die absoluten Maße. Er macht auch einen anderen Fehler seiner Vorgänger meist nicht nach: diese berechneten selbst bei noch so kleinen Serien stets die Durchschnittszahlen der Maße und Indizes (das arithmetische Mittel) und glaubten damit das Typische jeder Serie erfaßt zu haben, ohne sich darüber klar zu sein, daß sie so dem Zufall hilflos preisgegeben waren und daß es unmöglich ist, auf Grund von Mittelzahlen allein (zumal kleiner Serien) zu irgendeinem brauchbaren Ergebnis zu kommen; die Durchschnittszahlen wurden von manchen sogar so hoch geschätzt, daß sie überhaupt nur diese, bestenfalls außerdem noch die Maximal- und die Minimalzahl, angaben, so daß das von ihnen verarbeitete Material unter modernen Gesichtspunkten völlig unverwertbar ist. So war die Zahl der Schädel, mit denen Nyèssen operieren konnte, nur verhältnismäßig gering. Vielfach hatten die älteren Bearbeiter auch das Geschlecht der Schädel nicht mit berücksichtigt, eine Unterlassung, die zu schweren Fehlern führte.

Die ältesten Terpschädel.

Zur Feststellung der Rasseneigenschaften der „Terp-Erbauer" (also der in den ältesten Schichten gefundenen) verwendet N. nur das von A. Folmer gesammelte Material, und zwar 45 „Friterpians" und 23 „Groterpians". Auch N. gibt leider nicht alle Einzelmaße, selbst oft die wichtigsten nicht, sondern ordnet sie in Gruppen an, so daß man viele Einzelheiten in der Originalarbeit von A. Folmer nachsehen muß.

Bei den „Friterpians" fällt zunächst der sehr erhebliche Schädelinnenraum auf, der bei den Männern bis auf 1839 ccm steigt (Minimum 1276 ccm) und sogar einen Durchschnittswert von 1556 ccm (bei 28 ♂) erreicht; bei den 16 Frauen ist er allerdings erheblich geringer, zeigt nur einen Mittelwert von 1345 ccm, ein Minimum von 1139 und ein Maximum von 1485 ccm; die Einzelmaße sind nicht angegeben.

Bei den „Groterpians" haben 15 Männer ein Minimum von 1326 ccm, ein Maximum von 1680 und einen Durchschnittswert von 1547, 8 Frauen ein Minimum von 1163, ein Maximum von 1369 und einen Durchschnittswert von 1288. Der Geschlechtsunterschied der Durchschnittswerte ist bei den Groterpians beträchtlich größer, als bei den Friterpians, was aber auch ein durch die Kleinheit der Serien bedingter Zufall sein kann. Eine Vergleichstabelle von Kapazitätswerten, die germanische Reihengräberschädel (Alemannen und Burgunder), die

[34]) Nyèssen: a. a. O. S. 61, 62—65.

von Gildemeister[35]) untersuchten Altbremer Schädel und moderne Schweden anführt, ergibt, daß die durchschnittliche Kapazität bei Friterpians und Groterpians die größte ist.

Entsprechend der großen Kapazität finden sich auch bei der „größten Schädellänge", der „größten Schädelbreite" und der „Schädel-Höhe" sehr beträchtliche Werte, besonders natürlich bei den Männern. N. gibt folgende kleine Tabelle[36]) für die Länge:

	mittellange Schädel						lange Schädel				Durchschnitt
♂ + ♀	170	175	180	185	190	195	196	200	205	210	
	174	179	184	189	194		199	204	209	214	
45 Friterpians .	2	0	10	14	3	(6)	(3)	4	2	1	189
23 Groterpians .	6	1	4	6	1		2	2	1		184,7
29 Merovinger .	2	5	9	5	2		4	2			184

Bei dieser Tabelle ist leider nicht die Zahl der männlichen und weiblichen Schädel zu erkennen; zum Vergleich mit den Terp-Schädeln sind 29 „Merovinger" herangezogen, die von J. Sasse gemessen wurden und aus einem Gräberfeld bei Katwijk in Holland stammen[37]).

Bei weitem die längsten (im Durchschnitt) sind die Friterpians, die „Merovinger" die durchschnittlich kürzesten. Friterpians und Groterpians haben aber beide die häufigsten Maße um 185 herum mit stärkerer Betonung der Gruppe 185—189 mm; bei den Merovingern dagegen ist die Gruppe 180—184 stärker vertreten. Sehr bemerkenswert ist, daß unter den Friterpians nicht weniger als 7 Schädel eine auffallend große Länge von 200 mm und mehr haben, einer der ersten Serie mißt sogar 212 mm (ein äußerst seltenes Maß!). Die Terpschädel übertreffen auch die Durchschnittslängen anderer germanischer Reihengräberschädel, auch die der von R. Martin[38]) als besonders lang angegebenen modernen Schotten, die beim ♂ einen Durchschnitt von 187 mm aufweisen, bei der ♀ einen solchen von 179, bei Maximalzahlen von ♂ 204 und ♀ 193; auch die von Halfdan Bryn veröffentlichten rein-germanischen Norweger bleiben mit einem Durchschnittswert von 183,5 zurück.

Die „größte Schädelbreite" ergibt folgende Tabelle:

	schmal	mittelgroße Breite					große Breite		Durchschnitt
♂ + ♀	120	125	130	135	140	145	150	155	
		129	134	139	144	149	154	159	
45 Friterpians .			8	12	9	12	4		141
23 Groterpians .		1	3	8	4	5	2		140
29 Merovinger .	(1)	2(1)	3	9	6	8		1	139

[35]) J. Gildemeister: Neue Schädelfunde am Domberge in Bremen. Verh. d. Berl. Ges. f. Anthrop. usw. 1875. S. 120.

[36]) Nyèssen: a. a. O. S. 109.

[37]) Nyèssen: a. a. O. S. 107, „Merowinger" bedeutet hier übrigens nur, daß sie aus der merowingischen Zeit stammen; es können auch Nicht-Germanen dabei sein.

[38]) R. Martin: Lehrbuch d. Anthropologie, 1. Aufl. 1914. S. 662. — Nach Nyèssen haben die ♂ Friterp. einen Durchschnittswert von 194 mm, die ♀ von 183, die ♂ Groterp.

Der Durchschnittswert zeigt also keine großen Unterschiede, das Schwergewicht liegt bei allen drei Serien in den mittleren Maßen, allerdings mit einer gewissen Neigung zu den großen, was bei der großen Kapazität nicht überraschend ist; relativ ist die Breite aber gering.

N. vergleicht die Friterpians und Groterpians bezüglich der Länge und Breite, wobei sich ergibt, daß die Friterpians relativ länger aber ebenso breit sind, wie die Groterpians; das kann ein Typenunterschied sein, kann aber auch auf der Kleinheit des Materials beruhen, also eine Täuschung sein.

Besonderes Interesse verdienen die Höhen-Maße, zumal R. Virchow die Friesen für besonders flachköpfig gehalten hatte. N. verwendet leider nur die „ganze Höhe" nach R. Virchow und die Höhe nach E. Schmidt, welche beide theoretisch recht gut aber umständlich sind; da sich aber die Höhe nach R. Virchow[39]) meist nur sehr wenig von der heutzutage meist genommenen Basion-Bregma-Höhe unterscheidet, sei die Virchowsche Höhe hier in der von N. gegebenen Tabelle angeführt:

	Mittelhoch									Hoch				
	122	124	126	128	130	132	134	136			140	142	144	146
	123	125	127	129	131	133	135	137	138	139	141	143	145	147
38 Friterpians .	1	3	3	3	1	2	6	6	(2)		7	1	3	
23 Groterpians	1			4	2	4	5	1	1		2		2	1
17 Merovinger	1		2			3	7				2	1		

Der Mittelwert beträgt bei den Friterpians 134,7, bei den Groterpians 136, bei den Merovingern 135; in den Mittelwerten bestehen also nur geringe Unterschiede. N. gibt dann für die Basion-Bregma-Höhe wenigstens noch die Durchschnittszahlen:

Basion-Bregma-Höhe der Friterpians: . . . 133,7 mm
„ „ „ „ Groterpians: . . . 135 mm u. z. Vergleich:
„ „ „ „ v. Alamannen v. Augst: 133,8 mm
„ „ „ „ Schweiz. Burgundern: 132,5 mm

28 ♂ Friterpians haben einen Durchschnittswert von 136,3 mm (Virch. H.)
11 ♀ „ „ „ „ „ 131,1 mm
14 ♂ Groterpians „ „ „ „ 136,5 mm
9 ♀ „ „ „ „ „ 129,7 mm.

Die Untersuchung der Schädelhöhe ergibt also durchaus keine geringen absoluten Zahlen; die Friterpians liegen offenbar (soweit man bei der geringen Zahl aus dem Durchschnittswert Schlüsse ziehen kann, unter gleichzeitiger Berücksichtigung der Einzelwerte) bezüglich ihrer Höhe durchaus im Bereich der germanischen „Reihengräber-Form", die Groterpians übertreffen diese sogar an

einen von 133, die ♀ Groterp. von 175; hier muß für die Grot. ♂ eine falsche Angabe vorliegen, zumal die von N. genannte Geschlechtsdifferenz von 10 nicht stimmt; ist letztere richtig, so ist die Durchschn.-Zahl der Groterp. ♂ 191.

[39]) R. Martin: Lehrbuch der Anthropologie, 1. Aufl. 1914, S. 527, definiert diese Höhe: „geradlinige Entfernung des Basion von demjenigen Punkte der Median… des Schädels, der in einer im Basion errichteten, auf der Ohraugen- und der Medianfagittal-Ebene senkrechten Frontalebene gelegen ist."

durchſchnittlicher Höhe. Auf jeden Fall zeigen beide Terp-Schädel-Gruppen Zahlen für die Höhe, die in der Mehrzahl im Bereich des oberen Endes der Gruppe „mittelhoch“ liegen. Daß R. Virchow bei ſeinen Unterſuchungen zu der Überzeugung kam, die Frieſen hätten beſonders niedrige Schädel, lag einerſeits an der Mitverwendung pathologiſch (ſ. o.) niedriger Schädel, teils daran (darauf hat ſchon v. Hölder[40]) hingewieſen), daß er hauptſächlich den Längen-Höhen-Inder

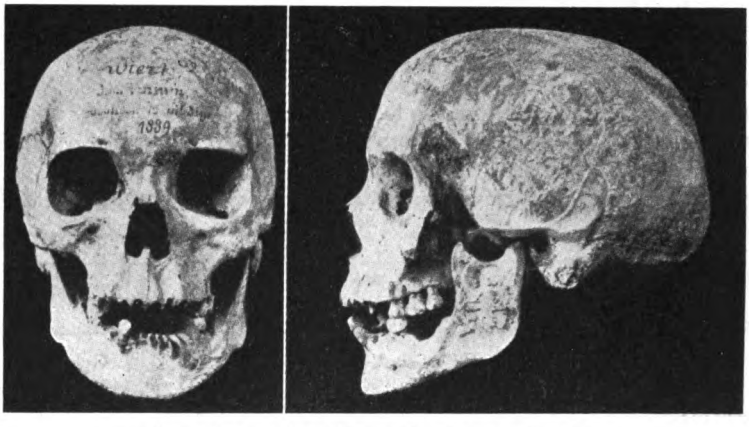


Abb. 10. Terpſchädel aus Valkum, Groningen (nach Nyèſſen).

verwendete, der infolge der beſonders großen Länge der Schädel (alſo nicht infolge der geringen Höhe) beſonders niedrige („chamäzephale“) Werte ergeben und damit eine relativ geringe Höhe vortäuſchen mußte.

Die Ergebniſſe ſeiner Unterſuchungen faßt N. in folgenden Worten zuſammen: „Die Friterpians ſind viel länger und etwas niedriger als die Groterpians.“ Das ſtimmt für die Längen des vorliegenden Materials, aber nicht für die Höhen, wenn man die Geſchlechter voneinander trennt, was die Vorbedingung für ein zu fällendes Urteil iſt. Aber der Unterſchied der Länge iſt nicht ſehr groß und kann durchaus dadurch verurſacht ſein, daß bei der Kleinheit des Materials zufällig bei den Friterpians beſonders große, bei den Groterpians beſonders kleine Schädel erhalten blieben; es können auch Fehlbeſtimmungen des Geſchlechtes mit im Spiele ſein (der Durchſchnittswert der Länge bei den ♀ Friterpians kommt mir da verdächtig vor!); ergäbe ſich z. B., daß die beiden längſten angeblichen ♀ Schädel männlich ſind, ſo würde für die durchſchnittliche Länge der Männer und Frauen bei der Kleinheit der Serie ſchon eine nicht unerhebliche Verminderung und damit Annäherung an die Groterpians zuſtande kommen. Und was die Schädel-Höhe anlangt, ſo iſt zwar der Durchſchnittswert der ♂ Friterpians etwas kleiner, als der der ♂ Groterpians, aber dafür übertreffen die ♀ Friterpians die ♀ Groterpians (übrigens vielleicht auch ein Hinweis auf die Möglichkeit, daß ſich unter den ♀ Friterpians ♂ Schädel befinden könnten).

[40]) H. v. Hölder: Über die in Deutſchland vorkommenden von Herrn Virchow den Frieſen zugeſprochenen niederen Schädelformen. Arch. f. Anthrop. Bd. XII. 1880, S. 326. — Es iſt meiner Meinung nach hier noch zu berückſichtigen, daß gerade bei ♂ nordiſchen Schädeln oft die Überaugenwülſte recht kräftig entwickelt ſind; dadurch wird die „größte Schädellänge“ noch größer, der Längen-Höhen-Inder alſo noch kleiner, die Schädelhöhe erſcheint dann noch geringer.

Unter vorſichtiger Berückſichtigung aller Umſtände wird man alſo ſagen müſſen: die zur Unterſuchung gekommenen 45 Friterpians und 23 Groterpians zeigen einige Unterſchiede in den Hauptausmaßen des Schädels: die ♂ und ♀ Friterpians ſind im Durchſchnitt etwas länger, haben faſt genau die gleiche durchſchnittliche Breite und ungefähr die gleiche durchſchnittliche Höhe wie die Groterpians; ob die im weſentlichen auf der Länge beruhenden Unterſchiede typiſch

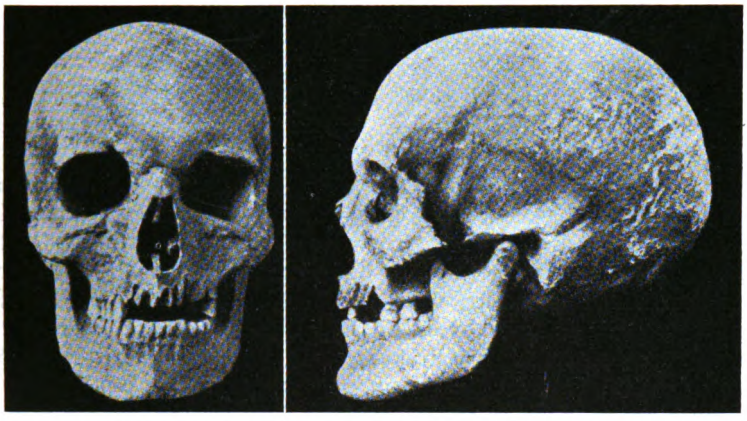


Abb. 11. Terpſchädel aus Warſum, Groningen (nach Nyèſſen).

ſind, iſt bei der Kleinheit der Serien nicht feſtzuſtellen. Auf jeden Fall ſind die Ähnlichkeiten der beiden Serien außerordentlich groß.

Die Abbildungen 10 und 11 zeigen die beſonders gut erhaltenen und typiſchen Schädel von Valkum XVI und Warſum III aus Groterpia; der durch ſeine außergewöhnliche Länge bemerkenswerte Schädel von Lutjellolum (212 mm) wird leider von N. nicht abgebildet.

N. hat auch die Hauptindizes berechnet und erhielt für den Längen-Breiten-Index (Verhältnis der Schädellänge zur Schädelbreite) folgende Tabelle:

	hyper-dolichokrane			dolichokrane					meſokrane					brachy-krane		Durchſchnitt
♂ + ♀	67	68	69	70	71	72	73	74	75	76	77	78	79	80	81	
45 Friterpans .			2	3	5	7	6	6	8	3	1	2		2		74
23 Groterpians				2			4	3	3	2	4	1	1	2	1	76
27 Merovinger	1				3	2		4	2	4	4	4		2	1	75,8

Nach der rein mechaniſchen Einteilung in hyperdolichokrane (übermäßig lange), dolichokrane (lange), meſokrane (mittellange) und brachykrane (kurze) ergibt ſich alſo, daß die Friterpians den kleinſten Durchſchnittswert, die Groterpians den größten haben, daß die Variation außerordentlich groß iſt, bei zwei der Serien von Hyperdolichokranie bis zur Brachykranie ſchwankt. Die Maximal- und Minimalzahlen für die drei Serien ſind:

bei 45 Friterp. Max. 80,4, Min. 69,3
bei 23 Groterp. Max. 81,1, Min. 70,—
bei 27 Meroving. Max. 81,5, Min. 67,9.

Nach den Geſchlechtern getrennt errechnet N. folgende Zahlen:

30 ♂ Friterpians haben einen durchſchnittlichen Index von 73,7
15 ♀ „ „ „ „ „ „ 74,5
15 ♂ Groterpians „ „ „ „ „ 75,4
8 ♀ „ „ „ „ „ „ 77,1.

Die Geſchlechtsunterſchiede erklären ſich in der Hauptſache wohl durch die bei den ♂ relativ größere Länge (z. T. infolge der Oberaugenwülſte), wodurch der Index kleiner wird.

Die große Schwankungsbreite der Terp-Schädel macht, wenn man allein aus dem Index Schlüſſe zieht, den Eindruck, als ob die Serien ſehr uneinheitlich, raſſiſch ſtark gemiſcht wären; vergleicht man aber die abſoluten Zahlen und die dem Auge ſich darbietenden Formen, ſo iſt man über die Gleichartigkeit erſtaunt. Während nun alle früheren Beobachter, da ſie auf die Klaſſifizierung des Längen-Breiten-Index großen Wert legten, der Anſicht waren, das Vorhandenſein von „Brachykranen" beweiſe die Beimiſchung eines fremden brachykranen Bevölkerungselementes auch in dieſen ſonſt ſo einheitlichen Serien, hat ſich N. in gewiſſem Grade von dieſer Suggeſtion freigemacht und folgt da beſonders Johannſen[41]), der ſich energiſch gegen die mechaniſche Einordnung und gegen die Überwertung der Indizes gewandt hat. N. rechnet dieſe „Brachykranen" zu den „Meſokranen", an deren Grenze ſie ja zahlenmäßig ſtehen und hebt hervor, daß alle nordweſteuropäiſchen Schädelſerien, an deren nordiſchem Charakter nicht gezweifelt werden könne (ebenſo wie die aus der ſchwediſchen Stein-, Bronze- und Eiſenzeit), zu einem beträchtlichen Teile aus „Meſokranen" beſtünden, d. h. zahlenmäßig, während ihre Formgebung ſich nicht beſonders von der der zahlenmäßig „Dolichokranen" unterſcheide; und man müſſe dieſe Meſokranen eben zur nordiſchen Raſſe rechnen[42]). Vor einiger Zeit habe ich darauf hingewieſen, daß es ein Fehler iſt, wenn man eine zahlenmäßige „Dolichokranie" als unerläßlich für den nordiſchen Schädel anſieht; die typiſch nordiſche Form ſcheint mir vielmehr ein langer und zugleich oft recht breiter Schädel zu ſein, deſſen Normal-Index im Bereich der niedrigen bis mittleren „Meſokranie" liegt, der aber bis weit in das Gebiet der „Dolichokranie" und ſogar „Hyperdolichokranie" hineinreichen und gelegentlich auch bis zu den Indizes 80 und 81 (alſo eben in das Gebiet der zahlenmäßigen „Brachykranie") anſteigen kann, ohne daß man jedesmal auf die Beimiſchung fremden Blutes ſchließen dürfte; erſt die Unterſuchung aller Merkmale wird bei derartigen „brachykranen" Exemplaren ergeben, ob fremde Erbanlagen in ihm ſtecken[43]). Die einzige gute Abbildung eines derartigen „brachykranen" Frieſenſchädels aus den Terpen bringt J. A. J. Barge[44]); ich gebe ſie hier in Abb. 12

41) W. Johannſen: Über Dolichocephalie und Brachycephalie. Raſſenarchiv 1907. S. 171 ff.

42) Nyèſſen: a. a. O. S. 130.

43) O. Reche: Die Schädel aus der Ancyluszeit vom Pritzerber See und ihre Beziehungen zu den ſteinzeitlichen Raſſen Europas. Arch. f. Anthrop. N. F. Bd. 21, 1928 S. 122—190; beſ. S. 188.

44) J. A. Barge: Beiträge z. Kenntn. d. niederländ. Anthrop. Zeitſchr. f. Morph. und Anthr. 16. Taf. XIX. — Barge gibt zur Abbild. folgenden Text: „Dieſer Schädel

wieder; das Stück macht trotz ſeiner offenbar relativ großen Breite durchaus einen „dolichoiden“ Eindruck, was beſonders in der Profilkurve des Stirnbeines und der Scheitelbeine, aber auch in der Form des recht weit ausladenden Hinterhauptes zum Ausdruck kommt. Da auch ſonſt keine deutlichen fremden Merkmale zu erkennen ſind, wäre es durchaus denkbar, daß dieſer Schädel innerhalb der normalen Variation der nordiſchen Raſſe liegt und nicht einer Raſſenmiſchung

Abb. 12. „Brachykraner“ Terpſchädel, Friesland (nach Barge).

ſeine Entſtehung verdankt; bedenklich könnte vielleicht die etwas brutale Bildung machen, die das Geſicht zeigt, aber ich kenne neolithiſche nordiſche Schädel, die auch kein feineres Geſicht aufweiſen.

Eine längere Tabelle bei M. gibt Durchſchnittszahlen (leider aber nur dieſe) von mehreren Reihengräber-Serien, modernen Schweden uſw., wobei ſich herausſtellt, daß die Durchſchnittszahl der Friterpians (trotz der bei ihnen vorhandenen „Brachykranen“) ziemlich an der unteren Grenze der nordiſchen Serien ſteht,

iſt ein ſehr guter Vertreter des den urſprünglichen dolichocephalen Terpbewohnern beigemiſchten brachycephalen Elementes“. Er vermißt die ſonſt „typiſche Vorwölbung d. Hinterkopfes“, was übertrieben iſt; die Vorwölbung iſt da und ſtärker als bei einem typiſchen „Kurzkopf“, nur iſt ſie nicht ſo ſtark wie bei ausgeſprochen Dolichocranen.

während die Groterpians genau die gleiche Durchschnittszahl haben, wie die Bremer des IX. bis XIV. Jahrhunderts von Gildemeister.

Eine Zusammenstellung der Höhen-Längen-Indizes ergibt die (in Folge der großen Längen) erwarteten ziemlich niedrigen Zahlen; da, wie oben erwähnt, der Höhen-Längen-Index nur mit großer Vorsicht verwertbar ist, gebe ich die Tabelle hier nicht wieder, zumal die des Breiten-Höhen-Index wichtiger sein dürfte. N. verwendet hier die Basion-Bregma-Höhe zur Indexberechnung:

	tapeinokran (flach)								metriokran (mittelhoch)							akrokran (hoch)						Durchschnitt		
	80	2	4	5	6	9	90	1	2	3	4	5	6	7	8	9	100	2	4	6		♂ + ♀	♂	♀
38 Friterp.		1		2	1	1	2	3	1	5	3	7	4	2	3		1		1	1		95,5	94,8	96,2
23 Grot.	1		1			1		1	1	3	3	2	2	2	1		3	2				95,6	95,2	96,1

Beide Serien sind also hauptsächlich „metriokran"; unter den Friterpians findet sich aber eine recht zahlreiche „tapeinokrane" Gruppe, die bei den Groterpians zahlenmäßig erheblich schwächer ist, aber die Zahl der hier verwendbaren Groterpians ist ja überhaupt geringer; wenn man zugleich berücksichtigt, daß auch die Durchschnittszahlen für die ♂ und ♀ kaum Unterschiede aufweisen, wird man bezüglich dieses Index beide Reihen als außerordentlich ähnlich ansehen müssen. Von einer außergewöhnlichen Flachheit der Schädel kann also keine Rede sein; flache sind zwar vorhanden, aber auch zahlreiche besonders hohe. Auch hier haben wir es wahrscheinlich mit der normalen Variation der Rasse zu tun.

Von Gesichtsmaßen verwendet N. besonders die „ganze Gesichtshöhe", die „Obergesichtshöhe", die „Jochbogenbreite", die „Nasenlänge", „Nasenbreite", Höhe und Breite der Augenhöhlen und den Gesichtswinkel.

Die Tabelle für die „ganze Gesichtshöhe" ist:

										Durchschnittszahlen		
	100 104	105 109	110 114	115 119	120 124	125 129	130 134	135 139	140 144	♂ + ♀	♂	♀
19 Friterpians .	1	2	1	6	2	4	2		1	119,8	119,8	111,5
15 Groterpians	1	2	2	1	5			1	1	117	121	105

Da bei ♂ und ♀ gerade die ganze Gesichtshöhe recht große Geschlechtsunterschiede aufweist, ist die Zusammenstellung einer Tabelle für die nicht nach Geschlechtern getrennte Serie überflüssig und irreführend; wie groß auch hier die Geschlechtsunterschiede sind, zeigen die Durchschnittszahlen. Auf jeden Fall haben bei beiden Gruppen die Männer außergewöhnlich hohe Gesichter; bei den Frauen sind sie entsprechend niedriger.

Da auch bei den Dimensionen der „Obergesichts-Höhe" die Geschlechtsunterschiede recht groß sind, gebe ich die beide Geschlechter ungetrennt enthaltende Tabelle von N. hier nicht wieder, sondern die Zahlen nach getrennten Geschlechtern;

leider sind auch hier wieder nur die Durchschnittszahlen zu verwerten, die nach M. folgende sind:

	Durchschnittszahl aller Schädel	Max. aller Schädel	Min. aller Schädel	Durchschnittszahl der ♂	der ♀
37 Friterpians	73	85	61	74,8	68,7
23 Groterpians	70,7	82	59	73,1	66
15 Merovinger	69	79	61,5		

Auch hier finden wir sehr erhebliche Zahlen; mehr als die Hälfte der Friterpians hat eine Obergesichtshöhe von mehr als 74, was M. ausdrücklich hervorhebt; die Zahlen der Friterpians sind hier deutlich höher, als bei den Groterpians, während das bei der „ganzen Gesichtshöhe" nicht so deutlich war, da dort die Männer der Friterpians einen geringeren Wert aufwiesen.

Auch bei der Jochbogenbreite empfiehlt es sich nicht, beide Geschlechter (wie M. es tut) in einer Tabelle zu vereinigen; ich gebe daher auch hier wieder nur die Durchschnitts- und die Maximal- und Minimalzahlen:

	Durchschnitt aller Schädel	Max. aller Schädel	Min. aller Schädel	Durchschnitt der ♂	der ♀
35 Friterpians	133	146	120	132	126
20 Groterpians	127	149	110	130	121
8 Merovinger	132	137	128		
Alamannen von Augst	131	147	114		
Burgunder aus der Schweiz	128	140	110		

Bei den Groterpians finden sich vorwiegend mittlere und kleinere Werte (wenn auch 1 Mann den besonders großen, recht seltenen Wert von 149 mm aufweist), während bei den Friterpians die größeren Werte verhältnismäßig häufiger sind; besonders die Frauen der Groterpians haben recht kleine Zahlen. Ob die Unterschiede nur durch das kleine Material bedingt sind oder nicht, ist schwer zu entscheiden; der Umstand, daß die Groterpians mit den Maßen der Männer in einigen Exemplaren die der Friterpians über- und mit denen ihrer Frauen die der Friterpians unterschreiten, macht es wahrscheinlich, daß bei größeren Serien die Unterschiede verschwinden werden.

Der aus Ganzgesichtshöhe und Jochbogenbreite berechnete Gesichtsindex ergab folgende Tabelle:

	euryprosop (breitgesichtig)					mesoprosop (mittelgesichtig)					leptoprosop (schmalgesichtig)					ultra sehr schmalgesichtig			Durchschnitt	Max.	Min.
	80	1	2	3	4	5	6	7	8	9	90	1	2	3	4	5	101	2			
♂ + ♀																					
19 Friterpians	2	2	1		1		1		1	2	2	1	1		1	2		1	89,4	102,1	80
14 Groterpi.		1	1		1	2	1			1	1	2	1	1		1	1		89,1	101,4	82,4

Wir haben also in beiden Serien in allen vier Gruppen Vertreter; die Schwankung der Friterpians ist größer, als die der Groterpians, wahrscheinlich

in Folge der größeren Zahl der Objekte, zumal die Schwankungsbreite beider Serien sehr ähnlich ist und auch die Verteilung über die Gruppen, was schließlich auch in der fast gleichen Durchschnittszahl zum Ausdrucke kommt. Ein noch klareres Bild hätte die Trennung in Geschlechter ergeben, die aber von N. nicht vorgenommen wurde.

Beim Obergesichts-Jochbogen-Inder erhielt N. folgende Zusammenstellung:

	euryen (breitgesichtig)				mesen (mittelbreitgesichtig)					lepten (schmalgesichtig)					hyper lepten		Durchschn. ♂ + ♀	Var. ♂ + ♀	Durchschnitt ♂	♀
	45	7	8	9	50	1	2	3	4	5	6	7	8	9	60	1				
36 Frit.	1	2	3			3	3		4	5	7	2	2		2	2	54,5	45 —61,5	54,6	54,3
20 Grot.		1	1		2			1	4	2	5	2			2		54,8	47,5—60,6	55,3	54,0

Die Durchschnittszahlen sind einander wieder sehr ähnlich; N. stellt fest, daß bei den Friterpians das leptene Element im Vordergrunde stehe, bei den Groterpians aber sich das leptene mit dem mesenen die Wage halte. Ich habe gegen diese Auffassung Bedenken, denn erstens ist der Unterschied sehr gering und zweitens kann er auch wieder bei der geringen Zahl, besonders der Groninger Schädel, durch einen Zufall hervorgerufen sein; bei den fast in doppelter Zahl untersuchten Friterpians ist ja auch die Variation größer. Auffallend ist auch hier wieder die sehr große Variation bei beiden Serien, von euryenen (also ausgesprochen kurz-breiten) bis zu hyperleptenen (also übertrieben lang-schmalen) Gesichtern sind alle Formen vertreten, wobei die Geschlechter keine großen Unterschiede zeigen. Bei beiden Serien sind die euryenen Elemente selten, die weitaus größere Mehrzahl ist mesen und lepten, hat also lange und schmale Gesichter verschieden starker Ausprägung; die Euryenie dürfte zumeist auf besonders stark ausladende und kräftige Jochbögen zurückzuführen sein, nicht so sehr auf Niedrigkeit des Gesichtes, denn die Gesichtshöhenmaße zeigten ja sehr erhebliche Werte. Wir werden also bei beiden Serien die Gesichter (besonders natürlich die der Männer) als ausgesprochen hoch bezeichnen können; ein Teil der Gesichter ist außerdem durch starke Entwickelung der Jochbögen breit; die meisten sind mittelbreit und schmal.

Die Nasenmaße zeigen bezüglich der Länge bei beiden Gruppen eine Häufung bei den Werten 48 bis etwa 55 mm; einige wenige Exemplare haben bei den Friterpians Werte bis zu 27 und 58, bei den Groterpians bis zu 45 und 61. Der Durchschnittswert der Friterpians wird von N. mit 51, der der Groterpians mit 53 angegeben. Leider hat N. auch hier wieder nicht die Geschlechter von einander getrennt, obgleich das gerade hier auch wichtig wäre.

Die meisten Breitenmaße liegen bei beiden Serien zwischen 23 und 29, der Durchschnittswert beider ist 25 mm; auch hier leider keine Trennung der Geschlechter, so daß man mit den Zahlen nicht viel anfangen kann. Die Variation ist bei den Friterpians 19—30, bei den Groterpians 23—29, wohl wieder eine Folge der Kleinheit der Serie; typische Unterschiede zwischen beiden Serien scheinen aber nicht zu bestehen.

N. hat auch den Nasenindex, also das Verhältnis zwischen Länge (Höhe) und Breite der Nase berechnet. Die häufigsten Werte liegen bei den Friterpians zwischen 40 und 55, bei den Groterpians zwischen 40 und 53; die Durchschnitts-

werte betragen bei den F. 49,2, bei den G. 47,6. Die Variation der F. liegt zwischen 36,5 und 96,2, die der G. zwischen 39,3 und 54; der Wert 96,2 ist natürlich etwas ganz Abnormes; leider wird über sein Zustandekommen nichts gesagt; die normale obere Grenze der F. ist 55,5. — Der mechanischen Gruppeneinteilung nach befinden sich die meisten Friterpians im Bereich der Leptorrhinie (Schmalnasigkeit) und Mesorrhinie, nur 6 sind platyrrhin (breitnasig); die Groterpians zeigen nur leptorrhine und mesorrhine Werte. — Im Grunde sagt der Nasenindex aber über die eigentliche Form der Nase sehr wenig aus, da er die so wichtige Form und Stellung der Nasenbeine nicht erfaßt und außerdem mehr von der Nasenhöhe, als von der Breite abhängig ist, während er doch eigentlich vor allem über die relative Breite etwas aussagen sollte.

Der Index der Augenhöhlen schwankt bei den Friterpians zwischen 71 und 100, bei den Groterpians zwischen 73,6 und 97,6; er liegt bei den F. hauptsächlich zwischen 78 und 96, bei den G. zwischen 78 und 94. Die Augenhöhlen sind, also, mit wenigen Ausnahmen, mesokonch und hypsikonch, d. h. mittelhoch und hoch. Die Durchschnittszahlen sind bei den F. 86,2 und 85,8; chamaekonch (niedrig) sind bei den F. nur 2, bei den G. nur einer. — Die Geschlechter sind in den Angaben von N. nicht gesondert.

Nyèssen macht den Versuch, die Friterpians und Groterpians voneinander zu trennen, und glaubt, daß sie einen etwas verschiedenen Typus aufweisen; er sagt, der Unterschied zwischen F. und G. bestehe hauptsächlich in der Form des Hirnschädels und zwar besonders in der Schädellänge: die F. seien viel länger als die G., außerdem aber auch etwas niedriger. Auch der Innenraum der F. sei größer, ebenso die Variabilität. Er glaubt sogar einen besonderen Untertypus der nordischen Rasse, den „Friterp-Typus" aufstellen zu können, der sich dadurch auszeichne, daß er zugleich lang, schmal und ziemlich niedrig sei[45]). Die Friterpians seien hauptsächlich dolichokran (langschädlig), die Groterpians mesokran (mittellangschädlig); unter den F. sei die Mehrheit dolichokran, bei den G. die Mehrheit meso- und brachykran (kurzschädlig). In den Gesichtsindizies sei die Ähnlichkeit allerdings größer, jedoch zeigten der Gesichtsindex, der Obergesichtsindex, der Jugofrontalindex, der Orbital-, Nasal- und Palatalindex Unterschiede; nach der Einteilung Brocas seien die F. im Durchschnitt mesorrhin (mittelbreitnasig), die G. leptorrhin (schmalnasig). In der Gesichtshöhe, der Obergesichtshöhe der Jochbogen- und Oberkieferbreite, in der Länge des Gaumens und im Gesichtswinkel überträfen die F. die G. Die G. dagegen hätten längere Nasen, breitere Gaumen.

N. glaubt sogar die östlichen F. von den westlichen trennen und bei den erstgenannten eine gewisse Mittelstellung zwischen den westlichen Friterpians und den Groterpians, also eine Annäherung an diese, feststellen zu können.

Ich halte diese Schlüsse für zu weitgehend; aus einem so kleinen Material, von dem die Serie der Groterpians noch um ein Drittel kleiner ist, als die der Friterpians, kann man Sicheres über Unterschiede und Variationsbreite nicht entnehmen; außerdem sind die von N. gezogenen Schlüsse ja zum Teile auf Durchschnittszahlen aufgebaut, die über die typischen Eigenschaften bei so kleinen Serien völlig unzuverlässige Auskunft geben.

Interessanter ist der von N. gemachte Versuch, die Schädel mit dem bekannten germanischen „Reihengräbertypus" zu vergleichen; schon H. C.

[45]) Nyèssen: a. a. O. S. 130.

Folmer[46]) und andere hatten auf vorhandene Ähnlichkeiten hingewiesen. Unter 40 Friterpians findet er 26 (im Original steht 23, offenbar ein Druckfehler; zumal dann weiter im Text auch von 26 gesprochen wird) „typische Nordici", die sich aus 18 Exemplaren seines „Friesen-Typus" und 8 „Reihengräber-Typus" zusammensetzen; das sind also 65% Nordici. Bei den Groterpians unterscheidet er 11 typische Nordici, darunter 4 vom „Friesen-" und 7 vom „Reihengräber-" Typus; insgesamt 47,8% Nordici[47]). Er zieht aus diesen Zahlen wieder den Schluß: „die Zahl der nordischen Schädel unter den Friterpians ist beträchtlich größer. Sie gehören meist zum niedrigen „Friesen-Typus", während die nordischen Schädel unter den Groterpians in der Mehrheit den Reihengräbertypus zeigen". Rein zahlenmäßig ist auch das wieder richtig, kann aber auch — bei den kleinen Serien — auf Zufall beruhen. — Die übrigbleibenden, nicht typisch nordischen Schädel faßt N. als Mischformen auf; er glaubt an eine sehr frühe Beimischung eines kurzköpfigen Elementes, das die ersten Terp-Erbauer schon aus Germanien mitgebracht hätten. Nun sei es aber wahrscheinlich, daß die nordischeren und unternehmenderen Elemente zum Bau der Terpen geschritten seien und damit an die Urbarmachung des friesischen und groningischen Gebietes, und so sei es zu erklären, daß speziell im westlichsten Teile Frieslands, wo seiner Meinung nach die allerersten Terpen gebaut worden seien, die langschädeligsten und am reinsten nordischen Schädel gefunden würden[48]). An einer anderen Stelle[49]) aber meint er, „wir glauben, daß es unmöglich ist (die Mesokranen) als Kreuzungserscheinung zwischen Dolichokranen und Brachykranen anzusehen". Es bestehen also bei N. gewisse Widersprüche in der Auffassung. Ich verweise da auf meine bereits oben (auf S. 150) gemachten Ausführungen.

Fassen wir mit entsprechender Kritik die Ergebnisse der bisherigen Erforschung der ältesten Terp-Erbauer und damit der ältesten Bewohner des eigentlichen Friesland und Groningens, also der „*Urfriesen*" zusammen, so ergibt sich, daß die gefundenen, allerdings nicht sehr zahlreichen Schädel in der *Mehrzahl alle Eigenschaften der nordischen Rasse aufweisen*; daß sich möglicherweise zwei Varianten bei ihnen unterscheiden lassen, eine flachere Form (die von N. als „*Friterp-Typus*" bezeichnet wird) und eine mit höherer Schädelwölbung, die mit dem „*Reihengräber-Typus*" identisch ist. Ob die übrigen (allerlei größere und kleinere Abweichungen zeigenden) Schädel, besonders die an der Grenze zwischen zahlenmäßiger Mesokranie und Brachykranie stehenden, als Mischungsprodukte aufzufassen sind, ist noch nicht einwandfrei geklärt; gegen die Auffassung, daß es sich um Mischungsergebnisse handelt, spricht, daß sich nicht ein einziger Vertreter eines echten, reinen brachykranen (kurzköpfigen) Typus gefunden hat, den man doch nach den Mendelschen Regeln bei einer Mischung erwarten müßte: er müßte gelegentlich „herausmendeln".

Es besteht also die Möglichkeit, daß der altfriesischen Bevölkerung *keine* nachweisbaren fremdrassigen Elemente beigemischt, daß auch die etwas abweichen-

---

[46]) H. C. Folmer: Die ersten Bewohner d. Nordseeküste in anthropologischer Hinsicht. Arch. f. Anthr. Bd. 26. 1900. — Er sagt auf S. 755: „Folglich sind die Terpschädel, welche den frühesten Bewohnern der Nordseeküste angehören und in dem Lande, von den alten Friesen bewohnt, gefunden wurden, vollkommen identisch mit dem Reihengräbertypus."

[47]) Nyèssen wendet sich bei der Gelegenheit gegen die Ansicht von Hauschild, daß der niedrigere germanische Schädel zugleich ein niedrigeres Gesicht habe; denn der „Friterp-Typus" habe ein ausgesprochen hohes Gesicht (S. 134).

[48]) Nyèssen: a. a. O. S. 206.

[49]) Nyèssen: a. a. O. S. 204.

den Formen nur als Individualvarianten der nordischen Rasse aufzufassen sind, zumal derartige Varianten fast überall im nordisch besiedelten Gebiete vorkommen.

Mittelalterliche Terpschädel.

An mittelalterlichen Terpschädeln sicherer Altersbestimmung sind nach Nyhoff nur 10 von A. Folmer gefundene Exemplare von Lutjehuizen, also ganz im Westen von Groningen an der Küste, und 8 Schädel von drei Plätzen aus dem anschließenden Gebiet Groningens (Landschaft Hunsingoo); entsprechende Schädel aus dem Friterp-Gebiet mit leidlich sicherer Altersbestimmung fehlen also.

Der Rauminhalt der Schädel ist etwas geringer, als der der alten Groterpians, besonders bei den Männern, während die Frauen etwas größere Werte im Durchschnitt aufweisen. Die Zahlen sind nach N.:

Alte Groterpians . . ♂ im Durchschnitt 1547 ccm, ♀ 1923, zus. 1458
mittelalterliche . . ♂ „ „ 1485 ccm, ♀ 1339, „ 1417.

Der Unterschied dürfte zufällig und durch die Kleinheit des Materials bedingt sein; zu bemerken ist außerdem, daß die Kapazität nicht gemessen, sondern aus den Hauptdimensionen berechnet ist, was immerhin eine gewisse Unsicherheit bedingt.

Die größte Länge schwankt bei den mittelalterlichen Groterpians nicht ganz so weit, wie bei den alten und wie bei den alten Friterpians, aber der Durchschnittswert ist mit 185 dem der alten G. (184,7) sehr ähnlich; die ♂ der mittelalterlichen G. haben einen Durchschnittswert von 189, die ♀ einen solchen von 181.

Auch in der Schädelbreite ist die Ähnlichkeit bei den beiden Groninger Serien groß: die Variation ist fast identisch, der Durchschnittswert bei den alten 140 mm, bei den mittelalterlichen 141 mm; bei den alten G. sind 91,3%, bei den mittelalterlichen 89,4% mittelbreit, bei den alten G. 8,7%, bei den mittelalterlichen 10,6% breit. Die Ausrechnung der Prozente bedeutet allerdings bei so kleinen Serien nicht viel und kann irreführen. Die häufigsten Werte finden sich bei beiden Serien in der Gruppe 135—139 mm.

N. berechnet auch die Länge + Breite und findet, daß diese Zahl bei den mittelalterlichen Groterpians größer ist, als bei den alten.

Dafür ist der Durchschnittswert der „ganzen Höhe" bei den mittelalterlichen mit 135 mm eine Kleinigkeit geringer, als die der alten (136 mm); sie entspricht der der Merovinger, die N. früher zum Vergleich herangezogen hat. Auch in der Variation sind keine bemerkenswerten Unterschiede vorhanden.

Die Obergesichtshöhe der mittelalterlichen Groterpians übertrifft in der Durchschnittszahl (72 mm) eine Kleinigkeit die der alten G. (71 mm); leider werden nur die Durchschnittszahlen angegeben. Auf jeden Fall ist die Obergesichtshöhe auffallend hoch.

Die Durchschnittslänge (Höhe) der Nase ist bei den mittelalterlichen und den alten G. genau gleich (53 mm); auch hier fehlen die absoluten Zahlen. Die Nasenbreite schwankt bei den mittelalterlichen (48—61) etwas weniger als bei den alten (45—61 mm); der Durchschnittswert der mittelalterlichen ist 23 mm, der der alten 25 mm; vielleicht sind also die Nasen bei den modernen Schädeln wirklich eine Kleinigkeit schmaler.

Der Längenbreiten-Index variiert bei den alten G. von 70—81 (Durchschnittswert 76), bei den mittelalterlichen von 70—80 (Durchschnittswert 75,9); bei den letzteren sind die mesokranen (mittellangschädligen) Stücke verhältnismäßig noch häufiger, als bei den alten G., vielleicht auch ein Zufall der kleinen Serie.

Beim Längenhöhen-Index besteht auch wieder große Ähnlichkeit in den Zahlen: bei den alten G. Variation von 65—77 (Durchschnittswert 72,5), bei den mittelalterlichen G. Variation von 65—76 (Durchschnittswert 71,9); bei beiden Gruppen deutliche Neigung zur Orthokranie (zur hohen Form; verwendet ist hier die Basion-Bregma-Höhe).

Der Breitenhöhen-Index (Basion-Bregma-Höhe) schwankt bei den alten G. von 80 und 84 (isoliert, die eigentliche Reihe beginnt mit 89) — 102 (Durchschnittswert 95,5); bei den mittelalterlichen von (isoliert 84) 90—102 (Durchschnittswert 95,3); beide Serien sind hauptsächlich metriokran (mittelhoch). Die Unterschiede sind äußerst gering, so daß man von einer Übereinstimmung beider sprechen kann.

Über den Obergesichts-Index fehlen Angaben schon bei Holmer.

Der Nasenindex hat bei den alten G. einen Durchschnittswert von 47,6 und zeigt z. T. ziemlich hohe Werte; bei den mittelalterlichen ist er mit 44,1 im Durchschnitt geringer und hat hauptsächlich seine Vertreter in der Gruppe der Leptorrhinie, also schmale Nasen.

Beim Augenhöhlen-Index findet sich ebenfalls große Übereinstimmung in den Durchschnittszahlen (bei den alten G. 85,9, bei den mittelalterlichen 86,1); bei beiden Serien liegen die meisten Werte im Bereich der Mesokonchie (mittelhohe Augenhöhlen); die Variation der mittelalterlichen ist aber eine Kleinigkeit geringer.

Als Gesamtergebnis stellt denn auch Nyèssen fest: zwischen dem alten und dem mittelalterlichen Material der Groterpians besteht kein Unterschied; wir haben also auch im Mittelalter Vertreter der nordischen Rasse in Groningen.

In diesem Zusammenhange weist N. darauf hin, daß die Völkerwanderung keinen Wechsel in der Bevölkerung des friesischen Gebietes zur Folge hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Seelische Unterschiede zweier Spielformen der nordischen Rasse.

Von Divisionsarzt Dr. Halfdan Bryn, Trondhjem.

Mit 4 Abbildungen.

Maclean schreibt in „The Races of Britain“ über die nordische Rasse: „Sie ist überlegend und kühn, zweifelt gern und läßt sich schwer überzeugen. Sie beobachtet genau und ist durch Erregung oder Vorurteil nicht zu beeinflussen.“

Und Hans Günther sagt in seiner Rassenkunde des deutschen Volkes: „All die einzelnen seelischen Eigenschaften nordischer Menschen scheinen sich mir gleichsam anzuordnen um Kerneigenschaften des nordischen Wesens: Urteilsfähigkeit, Wahrhaftigkeit und Tatkraft ..... Wirklichkeitssinn und Tatkraft des nordischen Menschen bringen zusammen das hervor, was Bismarck als einen Hauptvorzug des Niedersachsen empfand: ‚das Streben nach dem Erreichbaren‘. Aus solchen eigentlich staatsmännischen Eigenschaften entspringt die Führerbegabung des nordischen Menschen..... Die Leidenschaftslosigkeit, welche die besondere Urteilsruhe bedingt, und zu der oft überraschenden

Urteilsklarheit führt, diese abwägende, nicht leicht zu störende Ruhe, die vor allem der nordische Bauer zeigt und die sich schon im ruhig-festen Schritte der Rasse anzeigt, sie mag gefördert sein durch den von Ripley als ‚Mangel an Einbildungskraft' beschriebenen Zug.... Das Gemüt aber ist tiefer, aber minder erregbar und vor allem stärker verschlossen."

Und Madison Grant schreibt: „Die nordischen Menschen sind in der ganzen Welt eine Rasse von Soldaten, Seeleuten, Unternehmern und Forschern, aber vor allem von Führern, Organisatoren und Aristokraten im scharfen Gegensatze zu dem im wesentlichen bäuerlichen und demokratischen Charakter der Alpinen. Die nordische Rasse ist herrisch, individualistisch, selbstsicher und hält sehr auf ihre persönliche Freiheit in politischer und religiöser Hinsicht. Klassenunterschiede und Rassenstolz unter Europäern haben zum größten Teile ihre Herkunft aus dem Norden."

Wenn wir Norweger, die wir mitten in einem Zentralgebiet der nordischen Rasse wohnen und täglich mit den Menschen dieser Rasse verkehren, die wir die Rasse in den Landesteilen kennen gelernt haben, in denen sie auch heutigen Tags nur wenig mit anderen Rassen vermischt vorkommt, — wenn wir lesen, was die angeführten nichtnorwegischen Forscher über die seelischen Züge dieser Rasse schreiben, dann glaube ich, werden manche von uns etwas stutzig werden.

Man kann sich zweifellos ein Urteil über die seelischen Züge einer Bevölkerung bilden, obwohl man zugleich zugeben muß, daß auch dies mit den Untersuchungsmethoden, die uns heute zu Gebote stehen, und mit den geringen Kenntnissen, die wir noch über das Seelenleben im allgemeinen haben, schwierig genug ist.

Unendlich viel schwieriger ist es aber, die seelischen Züge einer Rasse zu erfassen, und daher staunen wir, wie diese Forscher, die doch wohl nie eine andere als eine stark gemischte nordische Bevölkerung gekannt haben, uns eine so ins einzelne gehende Schilderung der seelischen Züge der nordischen Rasse geben können.

Eine andere Beobachtung erregt nicht minder unsere Beachtung und unser Staunen. Wir haben hier nördlich vom Dovregebirge ein sehr großes Gebiet, daß von einer ausgeprägt blauäugigen nordischen Bevölkerung bewohnt ist. Dieses Gebiet umfaßt beide Trøndelagsprovinzen, Möre und zum Teil die Provinz Nordland. Die Bevölkerung in diesem ganzen Gebiet unterscheidet sich von der übrigen Bevölkerung Norwegens sowohl in körperlicher, wie in seelischer Beziehung recht stark. Vielleicht am meisten in seelischer Beziehung; jedenfalls ist dies die allgemeine Volksmeinung; aber auch die rein körperlichen Eigentümlichkeiten treten recht deutlich hervor, wenn man anthropologische Instrumente anwendet und eingehende wissenschaftliche Untersuchungen macht.

Die seelischen Eigentümlichkeiten dagegen sind derart beschaffen, daß der gemeine Mann seit undenklichen Zeiten auf sie aufmerksam wurde.

Kann man nun irgend welchen Zweifel darüber hegen, daß es die blauäugige Bevölkerung ist, die diesem Volksschlag seine seelische Prägung aufgedrückt hat? Hier sind ungefähr 70 vom Hundert rein Blauäugige und von den übrigen 30 haben die meisten hell-mischfarbige Augen. Braunäugige Menschen kommen nur vereinzelt vor. Meiner Meinung nach herrscht kein Zweifel darüber, daß die blauäugige nordische Bevölkerung diesem Volksschlage seinen Charakter gibt.

Nun muß man sich aber selbst fragen, woher es kommt, daß die blauäugige Bevölkerung in den Tälern des südlichen Norwegens, der „Dalatypus", wie man

ihn in Norwegen nennt, in ſeeliſcher Beziehung ſo ganz anders beſchaffen iſt. Dieſe Tatſache iſt nämlich jedem Norweger, der im eigenen Lande etwas umhergereiſt iſt, durchaus bekannt. Übrigens haben die anthropologiſchen Unterſuchungen auch in körperlicher Beziehung einen nicht geringen Unterſchied ergeben.

Betrachtet man die Bevölkerung in einigen ſolchen Gegenden des ſüdlichen Norwegens, ſo wird man ſehen, daß dort der Hundertſatz Blauäugiger ebenſo

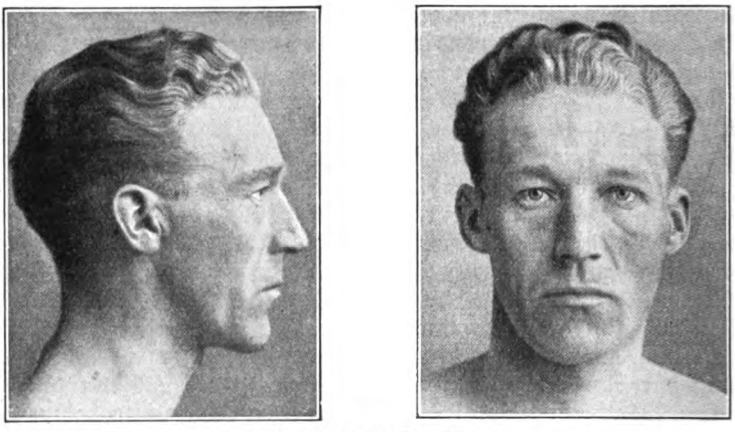


Abb. 1. Südnorwegiſcher Schlag.

hoch iſt wie in Tröndelag. Sie haben aber eine ganz andere Gemütsverfaſſung, ganz andere ſeeliſche Eigenſchaften.

Es fragt ſich nun, ob irgend ein Grund zu der Annahme beſtehe, daß die Raſſenmiſchung hier von weſentlich anderer Beſchaffenheit ſei als in Tröndelag? Das iſt aber offenbar nicht der Fall. In beiden Landesteilen ſcheint das fremdartige Element weſentlich von alpiner Herkunft zu ſein. Das blauäugige, nordiſche Raſſenelement hat dagegen in beiden Gegenden ein ſo großes Übergewicht, daß man nicht zweifeln kann, daß es der Bevölkerung ſeine geiſtige Prägung gibt.

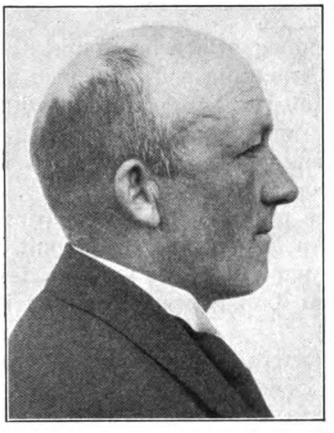
Sehr auffallend und eigentümlich iſt es nun aber, daß bei der nordiſchen Bevölkerung nördlich vom Dovregebirge die geiſtige Prägung eine ſo ganz andere iſt, als bei der nordiſchen Bevölkerung ſüdlich vom Dovre.

Dies iſt die zweite Erſcheinung, die uns ſtutzig macht, wenn wir de Lapouges, Mac Leans, Gobineaus, Madiſon Grants und nun zuletzt Hans Günthers außerordentlich intereſſante Schilderungen über die ſeeliſchen Eigenſchaften der nordiſchen Raſſe leſen.

Bei welcher dieſer beiden Bevölkerungen, der nördlich oder ſüdlich vom Dovregebirge anſäſſigen, finden wir nun die meiſten der Züge, die dieſe Forſcher als für die nordiſche Raſſe kennzeichnend beſchrieben haben?

Den nordnorwegiſchen Schlag — den Trönderſchlag — möchte ich ganz kurz in der Weiſe kennzeichnen: Der Trönderſchlag iſt körperlich groß und ſtark und nicht leicht umzureißen. Man ſagt, „man braucht eine Kugel zu einem Trönder“. Dies gilt, meiner Meinung nach, auch bezüglich der ſeeliſchen Eigenſchaften des Trönderſchlages. Er iſt zuverläſſig und von ruhigem Gemüt, er läßt ſich nicht leicht aus der Faſſung bringen. Hat er eine beſtimmte Überzeugung

gewonnen, ſo gehört viel dazu, ihn von dieſer abzubringen. Er bedenkt ſich wohl und lange ehe er ſpricht, iſt ruhig, bedächtig und beſonnen in ſeinem ganzen Auftreten. Er iſt durchaus nicht ſchwermütig, doch vielleicht etwas träge. Er iſt nicht ſo ewig froh und munter wie der ſüdnorwegiſche Schlag, doch hat er gern einen Schelm im Nacken. Er iſt vielleicht auch nicht ſo lachluſtig wie der Südnorweger, doch iſt er durchaus kein Spaßverderber. Er macht gern einen „trockenen Scherz“ und kann ſaftige und humorvolle Geſchichten erzählen, ohne



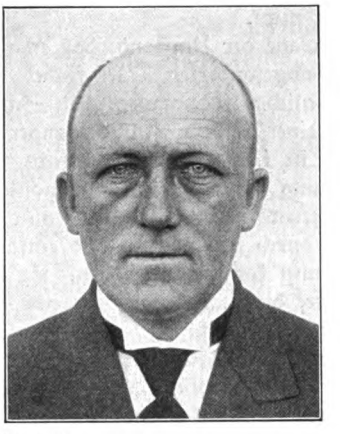


Abb. 2. Nordnorwegiſcher Schlag.

eine Miene zu verziehen. Er iſt großzügig und geſchlechtsſtolz und ſteht in dieſer Hinſicht dem ſüdnorwegiſchen Schlage in keiner Weiſe nach.

Bezüglich der allgemeinen geſunden Vernunft ſind beide Schläge einander ſicher ganz ebenbürtig. Den weſentlichen Unterſchied in ſeeliſcher Beziehung muß man im Gemüte ſuchen.

Er iſt der geborene Logiker und hält an dem Standpunkte feſt, den er einmal eingenommen hat. Der inntrönderiſche Bauer hat etwas vom Adligen — er iſt ſicher und ſelbſtbewußt.

Auf dieſen Trönderſchlag paßt ſehr gut H. Günthers Beſchreibung von der nordiſchen Raſſe, wenn er ſagt: „Der nordiſche Menſch ſucht ſich ſein Urteil durch ruhigeres Betrachten, langſames, ſachliches Eingehen, ja ſelbſt durch Mißtrauen und Kälte zu bewahren, und eher wird dem Verſtand Ausdruck und Wort verliehen als dem Gemüt.“

Wenn wir die ſeeliſchen Eigentümlichkeiten für die Beurteilung zugrunde legen wollten, dann müßten wir unbedingt ſagen, daß wir hier in Inntröndelag die nordiſche Raſſe rein und unvermiſcht vor uns haben.

Doch iſt dies nicht ſo zu verſtehen, daß es nicht auch in andern Teilen Norwegens derartige Menſchen gäbe. Wenn man eine Charakteriſtik der ſeeliſchen Eigentümlichkeiten der Bevölkerung in vielen der ausgedehnten Kirchſpiele des öſtlichen Norwegens geben wollte, ſo bezweifle ich nicht, daß dann dieſe nicht ſo ſehr von der oben erwähnten über die trönderiſche Bevölkerung abweichen würde. Wie ich aber auch in „Der nordiſche Menſch“[1]) hervorgehoben habe, findet man

[1]) Halfdan Bryn, Der nordiſche Menſch. Mit 126 Abb. und 10 Karten. 166 Seiten. Preis geh. M. 9.—, Lwd. M. 11.—. München 1929, J. F. Lehmanns Verlag.

in vielen dieser ostnorwegischen Landesteile denselben Schlag wie in Trøndelag wieder. Er hat sich ohne Zweifel stark nach Süden verbreitet.

Das Eigentümliche ist aber, wie gesagt, daß man im südlichen Norwegen auch einen andern blauäugigen Typus findet, der sowohl seinem Wesen wie dem Körperbaue nach anders ist. Er findet sich am reinsten in einer Reihe der am meisten abgesonderten Täler Süd-Norwegens. Er ist ebenso ausgeprägt blauäugig wie der trönderische, doch sind seine Gesichtszüge nicht die gleichen (s. Abb. 1 und 2). Auch bezüglich der meßbaren Züge gleicht er dem trönderischen Schlage nicht.

Gerade der Umstand, daß man diesen Schlag gleichartig in vielen der am meisten abgesonderten Täler findet, legt die Vermutung nahe, daß man hier den ursprünglichen südnorwegischen Schlag vor sich hat. Auch seine seelischen Züge sind in einer Reihe weit voneinander liegender Gebiete ungefähr gleichartig. Dieser Schlag ist in psychischer Hinsicht so eigentümlich, daß jeder, der mit ihm in Berührung kommt, ich kann wohl sagen, von ihm überwältigt wird. Durch sein außerordentlich heiteres Gemüt und seinen guten Humor, durch seine Herzlichkeit, durch sein offenes und einfaches Wesen gewinnt er alle, die mit ihm in Berührung kommen, für sich. Er hat aber auch, wenn ich so sagen soll, eine Kehrseite, die man nicht oder nur selten beim Trøndertypus findet, er ist sehr heftig und jähzornig.

Nach allgemeinem Urteile ist dieser südnorwegische Schlag von einer ganz anderen Beschaffenheit. Er ist in körperlicher Beziehung schlanker gewachsen und magerer. Er ist sehr lebhaft und leicht in seinen Bewegungen, gewandt, schnell und keck. Dies gilt nicht nur für die körperlichen Bewegungen. Das Mienenspiel ist auch viel beweglicher. Die Gesichter sind alle schärfer markiert, sie haben einen sehr energischen Ausdruck. Er wird in geistiger Beziehung als sehr munter, lebhaft und humorvoll geschildert. Er ist im allgemeinen etwas schwatzhaft, erzählt gern Geschichten und kommt sehr leicht ins Lachen. Man kann wohl auch mit Recht sagen, daß er im großen und ganzen das Dasein leichter auffaßt als der Trønder. Viele von denen, die den südnorwegischen Schlag beschrieben haben, bemerken, daß er ein sehr auffahrendes Gemüt habe, er ist jähzornig und greift leicht zum Messer.

Man kann sagen, daß Setesdal ein Ausstrahlungsgebiet für den südnorwegischen Schlag sei. Über das Wesen und die seelischen Eigentümlichkeiten des Setesdalers schreibt Arbo folgendes: Die alten Setesdaler waren ein rohes, wildes und unbändiges Volk mit großer Körperkraft. Sie setzten ihre Ehre darein, Heldentaten auszuüben. Hauptprediger Gjelleböl schildert ihre wilden und rohen Vergnügungen teils als Kämpfe zu Pferd, teils als Spiele und Wettreiten, wobei oft sowohl Reiter wie Pferde zu Schaden kamen. Alle beschreiben die Setesdaler als sehr aufgeweckt und munter mit leichtem Sinn.

Dieser Typus begegnet einem in vielen Tälern des südlichen Norwegens. Er kann wohl auch nördlich vom Dovregebirge vorkommen, findet sich aber sicherlich sehr selten in den trönderischen Gebieten. Nirgends in Trøndelag tritt er in so großer Anzahl auf, daß er dadurch der Bevölkerung ein eigenes Gepräge aufdrückte. Er hat eine vom nordnorwegischen Schlage so verschiedene Gemütsart, daß er sich durch sie sehr leicht bemerkbar machen würde.

Man fragt sich nun, ob dieser südnorwegische „Dalatypus" ebenso ausgeprägt nordisch wie der trönderische ist und ich bejahe das entschieden. Zieht man nur die rein körperlichen Züge in Betracht, so ist die Sache ganz klar. Ja, viele

werden vielleicht ſagen, daß er der am meiſten nordiſche der beiden Spielformen ſei. Seeliſch iſt er aber von einem ganz andern Schlage. Dieſer Typus kommt nun nicht etwa nur vereinzelt vor, nein er prägt die Bevölkerung beſtimmter Gebiete ganz und gar. Jeder, der in Süd-Norwegen reiſt, wird den Eindruck erhalten, daß die Bevölkerung durchwegs ein ganz anders leichtes und lebhaftes Gemüt hat als die mehr ſtetige und ruhige Trönder-Bevölkerung.

Ich habe den einen dieſer Zweige den dunkelblauäugigen-gelbblondhaarigen Schlag genannt, weil dieſe Farbenverbindungen der Augen und des Haares ſo viel häufiger bei dieſem als bei dem andern vorkommen. Er zeichnet ſich auch durch eine etwas breitere und ſteilere Stirn aus, durch flache oder etwas nach auswärts gewölbte Schläfengegend, und durch ein regelmäßiges, oval geformtes Geſicht, ferner dadurch, daß die Stirn-Naſen-Profillinie einen nach außen hin offenen Winkel bildet und durch andere für dieſe Spielform kennzeichnende Züge. Er hat in Norwegen ſein größtes Ausbreitungsgebiet nördlich vom Dovregebirge, und darum habe ich ihn der Kürze wegen auch den nordnorwegiſchen Schlag genannt.

Die andere Spielform nannte ich den hellblauäugigen-aſchblondhaarigen Schlag, weil dieſe Farbenverbindungen bei dieſem Typus die häufigſten ſind. Er hat außerdem eine ſchmälere Stirn, flache oder einwärtsgebogene Schläfen, die Geſichtsform iſt etwas unregelmäßiger, oft rhomboidförmig uſw. Da dieſer Schlag ſeine größte Ausbreitung im ſüdlichen Norwegen hat, habe ich dieſe Spielform der nordiſchen Raſſe der Kürze wegen die ſüdnorwegiſche genannt.

Gehören nun nicht beide dieſe Varianten der nordiſchen Raſſe an? Durch meine Unterſuchungen bin ich zu der Auffaſſung gekommen, daß man es hier mit zwei verſchiedenen Zweigen der nordiſchen Raſſe zu tun hat.

Vielleicht hat Bogdanow recht gehabt, wenn er ſchrieb, daß die nordiſche Raſſe ſich frühzeitig in mehrere Zweige geſpalten hat. Ein ſüdlicher Zweig folgte der Donau entlang und ging alſo gegen Weſten. Ein anderer Zweig folgte dem Dnjeſtr und ein dritter dem Dnjepr nach Norden. Eine ſolche frühzeitige Spaltung mußte unweigerlich dazu führen, daß die drei Zweige in ihrer weiteren Entwicklung ſich mehr oder weniger verſchieden geſtalteten.

In Norwegen lernen wir zwei dieſer Zweige kennen. In Deutſchland haben ſich die verſchiedenen Zweige wohl durch Jahrtauſende hindurch ſo vermiſcht, daß es jetzt nicht leicht iſt, ſie voneinander zu unterſcheiden.

Die pſychiſchen Züge, die ich hier als kennzeichnend für die ſüdnorwegiſche Spielform bezeichnet habe, findet man jedoch deutlich in Deutſchland wieder. Es ſieht hier aber ſo aus, als ob eine und dieſelbe Raſſe ſich plötzlich ein ganz anderes pſychiſches Gewand angezogen hätte.

H. Günther ſchreibt daher auch: „Eigenartig verbindet ſich — bei einzelnen nordiſchen Menſchen — mit der auf die Tätigkeit gerichteten Urteilskraft ein gewiſſer Leichtſinn, eine oft große Sorgloſigkeit gegen ſich ſelbſt: der Wagemut wird dann Tollkühnheit, der Leichtſinn Verſchwendung, die Sorgloſigkeit lebt in den Tag hinein und kümmert ſich wenig um Zeit, Geſchäft, Handel und Wandel. Die nordiſche Sorgloſigkeit äußert ſich nicht ſelten als eine Art ritterlicher Läſſigkeit..... Es ſcheint, daß Spielſucht und Wetten der Nordraſſe von alters her eigen geweſen ſeien, und ein gewiſſer Übermut ſcheint auch immer wieder den Untergang einzelner nordiſcher Menſchen oder nordiſcher Scharen verurſacht zu haben."

Ich bin ſehr geneigt anzunehmen, daß die Erklärung der Erſcheinung, die ich hier gegeben habe, die richtige iſt. Die raſſenkundlichen Unterſuchungen ſind

noch in ihrem ersten Anfange, viele werden vielleicht sagen, daß sie ihre Kinderschuhe noch nicht ausgetreten haben. Dies ist wahrscheinlich richtig. Die kleine Skizze, die ich hier über die seelischen Eigentümlichkeiten der nordischen Rasse gegeben habe, soll daher auch nicht als letztes Wort in dieser Frage betrachtet werden. Ich fand es aber wünschenswert, darauf aufmerksam zu machen, daß vieles dafür spricht, daß man es mit mehreren Spielformen der nordischen Rasse zu tun hat, und daß diese teilweise auch in seelischer Beziehung ziemlich verschieden sein können.

Die Entnordung der keltischen Stämme.

Von Dr. Hans F. K. Günther.

Die zweitletzte Welle nordischen Blutes, welche für die Weltgeschichte bedeutsam wurde, ist die der keltischen, die letzte die der germanischen Ausbreitung. Schuchhardt[1]) nimmt Süddeutschland, vor allem das Donautal, als Urheimatbezirk der Kelten an und möchte diesen einen bestimmten donauländischen Gefäßstil der jüngeren Steinzeit, die sog. Bandkeramik, zuschreiben. Im Kreise der Bandkeramik, an welchem wahrscheinlich auch die Urthraker und Urhellenen teilgehabt haben, zeugen sehr häufige Funde von Hacken für den ersten ausgedehnteren Hackbau Alteuropas. Die innerhalb der Bandkeramik unterschiedene Spiralkeramik und Hinkelsteinkeramik breiten sich über das östliche Süddeutschland, Mähren und Böhmen aus. Etwa in diesem Gebiete, genauer im heutigen Thüringen, Franken und Westböhmen hat Johansson[2]) die Ursitze der Kelten vermutet; Kretschmer nennt „Westdeutschland bis zum Rhein und Süddeutschland, das Gebiet der oberen Donau und Mitteldeutschland“[3]) als die keltischen Ursitze, denkt dabei offenbar schon an eine spätere Zeit als Johansson, in welcher die Kelten sich schon über ein größeres Gebiet verbreitet hatten. Tatsächlich lassen sich ja Vorstöße aus dem Gebiete der Bandkeramik schon in der Jungsteinzeit erkennen, Bewegungen von Stämmen, welchen Viehzucht und Pflugwirtschaft eigen war. Siebenbürgen wird von ihnen überzogen und Südrußland erreicht. Waren es Stämme aus dem Kreise der Völker indogermanischer Sprache, welche in sich den keltischen Sprachzweig ausbildeten? —

Auf deutschem Gebiete hat die Spiralkeramik sich rheinabwärts bis gegen das heutige Belgien hin, die Hinkelsteinkeramik durch Sachsen und Thüringen bis gegen den Harz vorgeschoben. So erreichten urkeltische Stilformen östlich und südöstlich von Braunschweig, wie Schuchhardt darlegt, die Grenze der germanischen Megalithkultur. Damit stimmen die sprachwissenschaftlichen Ergebnisse überein, welche die nördliche und östliche Grenze der Keltenherrschaft auf eine Linie Lüneburger Heide — Hildesheim — Göttingen — Eisenach — Thüringer Wald festlegen[4]).

Von diesen schon mächtig erweiterten Ursitzen aus begannen die kraftvollen Vorstöße von Keltenstämmen. Peake[5]) möchte ja annehmen, ein keltischer Vorstoß, welcher blattförmige Bronzeschwerter in England verbreitet habe, sei schon

[1]) Schuchhardt, Alteuropa, 1926.
[2]) Johansson, Var läg vär folksstams urhem. Nordisk Tidskrift, 1911.
[3]) Kretschmer, Die indogermanische Sprachwissenschaft, 1925.
[4]) Vgl. Hirt, Geschichte der deutschen Sprache, 1919.
[5]) Peake, The Bronze Age and the Celtic World, 1922.

um 1150 v. Chr. teils die Themse hinauf, teils von der Bucht The Wash (an der Ostküste) aus vorgedrungen und habe später von Wales aus Irland erreicht, die goidelische oder gaelische Mundart des Keltischen verbreitend. Ein breites Vorrücken der Kelten vom heutigen Mitteldeutschland aus wird man aber erst für die Zeit um 900 v. Chr. annehmen dürfen. Von 900 bis 200 v. Chr. reicht die Zeit der keltischen Vorherrschaft über Mittel- und schließlich auch Westeuropa; ein Machthöhepunkt dieser Keltenherrschaft liegt um 500—400 v. Chr.

Um 600 stoßen keltische Stämme vom Rheine aus durch Frankreich bis nach Spanien vor; nach England dringen keltische Stämme von Nordfrankreich aus im 4. Jahrhundert v. Chr. Zu Beginn des 3. Jahrhunderts v. Chr. sind von den Kelten besetzt: die Britischen Inseln, Frankreich bis auf den Nordosten, die iberische Halbinsel hauptsächlich in deren Mitte und Nordwesten, Norditalien. Einzelne Keltenstämme sind bis nach Thrakien und ans Schwarze Meer vorgedrungen; Thrakien und Makedonien werden von ihnen 279 v. Chr. besetzt, und bald darauf greifen sie nach Kleinasien über, wo in Phrygien und Kappadokien das Galaterreich von ihnen errichtet wird. Die Könige von Pergamon erfahren von der Mitte des 3. bis zur Mitte des 2. Jahrhunderts die kriegerische Stärke dieser Galater. Rom lernt die Streitbarkeit der Kelten Oberitaliens kennen: die Stadt fällt 390 v. Chr. in die Hände des keltischen Feldherrn Brennus und seiner Krieger und wird erst frei, nachdem ein Lösegeld bezahlt worden ist.

Die Hallstattkultur der Vorgeschichte ist die eigentliche Gesittung der Kelten. Das Alpengebiet um Hallstatt (im Salzkammergut), nach welchem diese bronzezeitliche Gesittung genannt ist, muß zur Hallstattzeit mindestens von einer Bevölkerung besiedelt gewesen sein, deren Herrenschicht und wahrscheinlich auch Sprache keltisch war. „Schon früh in der Hallstattzeit erschien ein hochgewachsenes langköpfiges Volk im Jura und am Doubs, welches die Vorhut der Kelten gewesen sein mag“ [6]). Die Hallstattgesittung führt schließlich von der Bronze- in die Eisenzeit hinüber; das Eisen dient aber zunächst nur zur Herstellung von Waffen. Nach 600 v. Chr. verbreiten die Kelten die eisenzeitliche La Tène-Kultur.

Von den hellenischen und römischen Schriftstellern werden die Kelten bis gegen die Spätzeit hin als Menschen nordischer Rasse beschrieben [7]); die späteren Kelten hingegen im Vergleich mit den Germanen schon nicht mehr als so hochgewachsen und nicht mehr so blond, sondern eher rötlich oder rot. Nach Hamy [8]) erscheinen die gallischen Schädel der frühen Eisenzeit — Schädel also, welche in der Hauptsache der sorgfältiger bestatteten Adels- und Priesterschicht angehören — noch fast rein nordisch; in der späteren Eisenzeit sind Kurzköpfe schon reichlich vertreten. Wie in der Spätzeit aller Völker nordischer Rassenherkunft scheinen auch bei den Galliern einzelne Dunkelhaarige Blondfärbemittel verwendet zu haben. Die Gallier des südlichen Galliens, minder nordisch als die des nördlichen Galliens, haben wohl ein von dem römischen Dichter Martialis (VIII, 33, 20) erwähntes Blondfärbemittel, spuma Batava, angewandt, um den nördlichen Galliern in der Haarfarbe zu gleichen. Das Werk Biénkowskis zeigt neben Bildwerken von Galliern mit vorwiegend nordischen Zügen auch solche, deren massige Glieder und breite, dabei viereckige Gesichter oder deren buschige Augenbrauen über niederen

[6]) Holmes, Caesars Conquest of Gaul, 1911.

[7]) Die betr. Zeugnisse finden sich zusammengestellt bei Diefenbach, Origines Europaeae, 1861, und de Belloquet, Ethnogénie gauloise, 1875.

[8]) Hamy, Les premiers Gaulois, L'Anthropologie 1906/07.

Augenhöhlen bei tief eingebetteten Augen den fälischen Einschlag im Keltentume erkennen lassen, oder auch Züge, welche einen ostischen Einschlag anzeigen. Die nichtnordischen Einschläge mögen von den hellenistischen Bildhauern zur Hervorhebung einer — durch ihre Abweichungen vom nordisch-bestimmten hellenischen Schönheitsbilde zu kennzeichnenden — gewissen Fremdartigkeit besonders betont worden sein, der minder nordische Schlag der Gallier mag als der vom hellenischen Schönheitsbilde abweichende von diesen Bildhauern unbewußt zur Darstellung ausgelesen worden sein: die Stärke des nicht-nordischen Einschlags wird durch solche Darstellungen nicht genauer zu bestimmen sein, wohl aber das sichere Vorhandensein nicht-nordischer Einschläge im Keltentume, das ja auch die Schädelfunde bezeugen.

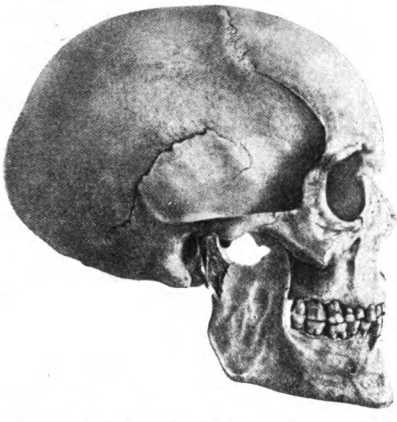
Der Durchschnitt der Gallier scheint zur Zeit der Eroberung Galliens schon ziemlich weitgehend entnordet gewesen zu sein. Nordisch-westisch erscheinen die seelischen Züge, welche Caesar als kennzeichnend gallisch beschreibt. Auf ziemlich vorgeschrittene Entnordung weist es auch hin, daß (nach Suetonius, Caligula, 47) Gallier, welche in Rom bei einem Triumphzug des Kaisers Caligula (37—41 n. Chr).) als gefangene Germanen auftreten sollten, sich die Haare blond färben mußten. Die Eroberung Galliens durch Caesar wäre trotz der Uneinigkeit und Zersplitterung der gallischen Stämme wohl nicht so verhältnismäßig schnell und gründlich durchzuführen gewesen, wenn die Gallier noch so nordisch gewesen wären wie die damaligen Germanen. Seit etwa 400 v. Chr. hatte sich aber ein innerer Zerfall der keltischen Macht in Mittel- und Westeuropa vorbereitet. Innere Zwiste, in denen sicherlich viele überwiegend nordische Adelssippen ausgetilgt wurden, beschleunigen den Niedergang, der Zerfall der Geldwährung begleitete ihn.

Die weit verbreiteten Keltenstämme bildeten außerhalb Mittel- und Westeuropas nur dünne Herrenschichten, welche durch kriegerische Unternehmungen rasch dahinschwinden mußten und deren nordische Rasse durch Mischung allmählich zerkreuzt wurde, zumal doch in den meisten erobernd vordringenden Stämmen die Männer zahlreicher waren als die Frauen und so eine größere Anzahl der jugendlichen Männer sich einheimische Frauen nahm. In Spanien scheinen die Kelten teils als Herrenschicht bald geschwunden zu sein, teils sich mit den einheimischen Iberern vorwiegend westischer Rasse zu einem Volke verbunden zu haben. Der Name Keltiberer deutet eine solche Völker- und Rassenmischung an. Nach der Vermischung mußte sich nordisches Blut gelegentlich auch bei den Iberern zeigen oder doch bei solchen Einwohnern der iberischen Halbinsel, welche von Römern ihrer Sprache nach als Iberer angesehen wurden, doch aber Kelten unter ihren Vorfahren haben konnten. So erwähnt der römische Dichter Silius Italicus (Punica XVI, 472) um 100 n. Chr. einen blonden iberischen Jüngling mit schneeweißer Haut und rötlichem Haar.

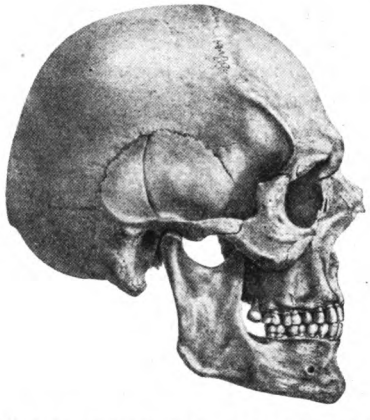
Schon im 3. Jahrhundert v. Chr. hatte der karthagische Feldherr Hamilkar Barkas ganz Spanien erobert. Nach der Niederlage Karthagos im Zweiten Punischen Kriege fiel die iberische Halbinsel 201 v. Chr. an Rom. Aber Rom hatte wie Karthago mit der zähen Tapferkeit der Iberer wie der Keltiberer zu rechnen und mußte auf der Halbinsel dauernd ein starkes Heer halten, ehe dann später eben keltiberische Truppen sich durch ihre Tapferkeit innerhalb des römischen Heeres auszeichneten.

Die keltischen Galater in Kleinasien waren lange Zeit hindurch von ihren Nachbarn gefürchtet. Sie müssen viele ihrer Tüchtigsten verloren haben, dadurch daß sie bald diesem, bald jenem Machthaber Söldnertruppen stellten. Erst den

Römern gelang es 189 v. Chr. die Galater zur Ruhe innerhalb ihrer eigenen Grenzen zurückzudrängen, bis endlich im Jahre 25 v. Chr. Galatien eine römiſche Provinz wurde. Dem Alten Teſtamente (1. Makkab. 8, 2; 2. Makkab. 8, 20) ſind die Galater als tapfere Krieger und geſuchte Söldner bekannt. Eben dieſes Söldnertum muß nun aber ihre Zahl raſch verringert haben, ſo daß auch ihre keltiſche Mundart allmählich ſchwand. Paulus ſchreibt an die Galater in einer



Schädel eines Briten (Kelten) aus einem Grabe bei Wetton Hill, Straffordſhire, aus dem Gebiete des keltiſchen Stammes der Cornavii, etwa 120 v. Chr., Nordiſch. (Nach Davis und Thurnham, Crania Britannica, 1898.)



Schädel eines Briten (Kelten) aus einem Grabe bei Wetton Hill, Straffordſhire, aus dem Gebiete des keltiſchen Stammes der Cornavii, etwa 120 v. Chr., Vorwiegend dinariſch. (Nach Davis und Thurnham, Crania Britannica, 1868.)

Weiſe, daß man empfindet, wie geachtet ſie waren. Hieronymus (etwa 340—420) berichtet in ſeiner Vorrede zum Galaterbrief, in ſeiner Zeit ſei in Galatien noch keltiſch geſprochen worden; doch iſt dieſe Nachricht nicht unbedingt glaubwürdig. Reche teilt mit, es fänden ſich noch heute im ehemaligen Gebiete der Galater auffällig viel Blonde[9]). Auch wird berichtet, daß dieſes Gebiet dem türkiſchen Heere beſonders tüchtige Wehrpflichtige ſtelle.

Auf den britiſchen Inſeln mußte ſich beim Schwinden des nordiſchen Blutes der keltiſchen Herrenſchicht immer mehr das weſtiſche Blut der Unterſchichten durchſetzen, ſo beſonders in Irland, wo die keltiſche Schicht dünner war. Dio Caſſius (LXVII, 4) beſchreibt im 3. Jahrhundert n. Chr. Boadicea, eine Britannierin aus Königsgeſchlecht: „Ihr Sinn ging auf höhere Dinge, als es ſonſt bei den Frauen der Fall iſt. Sie war von ſehr gewaltigem Körperbau; die Wildheit ihrer Erſcheinung erfüllte die Jüngeren, welche ſie ſahen, mit Furcht; ihr Blick war außerordentlich ſtrenge und durchdringend. Ihre Stimme war rauh; ſie beſaß außergewöhnlich reiches und ſehr blondes Haar, das bis zu den Hüften reichte."

Das iriſche Schrifttum des frühen Mittelalters fuhr fort, die Freien ſtets blond, die Knechte ſtets dunkel zu nennen. Macaliſter hat Beiſpiele dafür zuſammengeſtellt in ſeinem Werke „Ireland in Pre-Celtic Times" (1921) und iſt zu dem Ergebnis gekommen: „Alle in Irland einheimiſchen Menſchen von Bedeutung werden als goldhaarig beſchrieben. Die meiſten Menſchen in untergeord-

[9]) Reche, im Reallexikon der Vorgeſchichte unter „Galater".

neter Stellung und diejenigen, die mit Verachtung genannt werden, sind dunkelhaarig. Die Augenfarbe wird nicht so sehr betont, aber es zeigt sich, daß die Oberschicht helle Augen hatte." — Gelegentlich berichtet das altkeltische Schrifttum Irlands auch von breitgesichtigen Menschen. Soll man dabei an Erbanlagen ostischer Rasse denken? Da die Breitgesichtigkeit nur gelegentlich und am ehesten im Sinne einer Ausnahme erwähnt wird, dürfte man in dieser in der Hauptsache westisch-nordischen Bevölkerung nur einen geringen ostischen Einschlag annehmen. Die blonde Oberschicht wird im irischen Schrifttum stets mit langem Haare geschildert, die dunkle Unterschicht mit kurz geschnittenem. Aber das Keltentum Irlands muß doch im frühen Mittelalter schon weitgehend entnordet und Dunkle in der Herrenschicht nicht selten gewesen sein. Die Erinnerung jedoch an eine helle Herrenrasse und eine dunkle Knechterasse blieb bis über das Mittelalter hinaus bestehen. Der irische Geschichtsschreiber Mac Firbis (gest. 1660) berichtet über eine vorkeltische Bevölkerung Irlands, die halb sagenhaften Fir Bolg und deren Nachkommen, allerhand Einzelheiten, die er einem alten Buch entnommen haben will. Da heißt es: „Jeder, der schwarzhaarig, ein Schwätzer, hinterlistig, aufschneiderisch, geräuschvoll, verächtlich ist ..., das sind die Nachkommen der Fir Bolg .... in Irland"[10]). Das mag der Niederschlag eines alten nordisch-westischen Rassengegensatzes sein.

Der Rassenwechsel innerhalb des keltischen Volkstums zeigt sich vor allem in der irischen Gesittung des frühen Mittelalters. Im irischen Schmuckstil der Handschriften und Bilder, in der irischen Saga, zeigt sich unverkennbar westisch-nordisches Wesen, ein rassenseelischer Ausgleich, der an den der mykenischen Zeit Griechenlands erinnern kann. Die geistige Richtung des irischen Volkes, wie sie aus der irischen Saga ersichtlich wird, ist deutlich durch das seelische Wesen der westischen Rasse bestimmt. Heusler[11]) hat die nordrassisch bestimmte Saga der germanischen Isländer mit der westisch beeinflußten Saga der keltischen Iren verglichen:

Gegenüber der isländischen Saga, welche „zeitgeschichtlich-lebenstreu, wirklichkeitsscharf, nüchtern" schildere, erscheine die „seelische Zeichnung" der irischen Saga „maßlos, hyperbolisch"; die irische Saga „steigert die Rede oft ins Pathetische oder Hymnische", „die äußere Erscheinung der Menschen wird ganz gewöhnlich in schwelgender Wortfülle geschildert" — „die irische Saga liebt die Erwähnung leiblicher Zustände (z. B. bei Verwundungen), die in das Krasse, Medizinische, nach germanischem Geschmack Unappetitliche hinübergehen"; sie „wechselt zwischen dünner Skizzierung auch bedeutsamer Vorgänge und impressionistischer, zerfließender Farbenglut in den ausgeführten Momenten". Die Saga der Iren ist gegenüber der zurückhaltend sachlichen isländischen Saga gekennzeichnet durch eine oft ausschweifende Einbildungskraft, eine Lust an tollen Einfällen und übertriebenen Schilderungen, welche manchmal geradezu „morgenländisch" anmutet und einen an die wahrscheinliche Beimischung orientalischen Blutes in Südengland und Irland denken läßt.

Diesem unverkennbaren Einfluß nicht-nordischen Wesens entspricht auch die tiefgehende Umwandlung der irischen Sprache, welche man bei ihrem späteren erneuten Auftreten in Aufzeichnungen der Neuzeit zuerst gar nicht mehr als eine

[10]) So nach Pokorny, Beiträge zur ältesten Geschichte Irlands, Zeitschrift f. celtische Philologie. Bd. 11, 1917.

[11]) Abhandlungen der Kgl. Preuß. Akademie der Wissenschaften, phil.-hist. Kl., Jahrgang 1913, Nr. 9.

Weitergestaltung der altirischen Mundart des Keltischen erkannt hat. Kretschmer[12]) urteilt über diese neuirischen Mundarten, merkwürdig sei „ihre starke Abweichung vom ursprünglich indogermanischen Typus, die vom Standpunkte des Indogermanischen auffälligen lautlichen und syntaktischen Erscheinungen". — Jones[13]) hat auf den Einfluß einer vorindogermanischen, der westischen Rasse zuzuschreibenden Sprachform auf die keltischen Mundarten der britischen Inseln aufmerksam gemacht. Besonders Pokorny hat diesen Einfluß eines nicht-indogermanischen, der Rasse nach nicht-nordischen Sprachgeistes auf das Irische in mehreren Arbeiten untersucht[14]).

Die Umwandlung des irischen Geistes durch Zunahme der westischen Rasse im frühmittelalterlichen Irentum zeigt sich auch durch die annähernd mutterrechtlichen Züge an, von denen die irische Saga berichtet. Daß das Keltentum Irlands im frühen Mittelalter nur noch ein „Sprachkeltentum" war, hat Zimmer[15]) eben auch durch die Auffassung des geschlechtlichen Lebens bei diesen Iren bestätigt gesehen. Immer wieder schildert die irische Saga Zügellosigkeit und Schamlosigkeit vor allem des weiblichen Geschlechts. Mit einiger Übertreibung urteilt Zimmer: „Dieser ausgeprägt sinnliche Zug in der irischen Literatur muß jedem sofort auffallen. Er hat zur Folge, daß die Frauengestalten in Heldensage und Legende mit wenigen Ausnahmen einen gemeinen Charakter tragen, wie er mir in der Art bei meinen Studien nirgends sonst begegnet ist." Jedenfalls waren die geschlechtlichen Verhältnisse der britischen Inseln für die dort einwandernden Angelsachsen vorwiegend nordischer Rasse ein Greuel: mehr oder weniger mutterrechtliche Auffassung der entnordeten Iren stieß hier mit der vaterrechtlichen Auffassung der überwiegend nordischen Germanen zusammen.

Süddeutsche Kolonisten in Schleswig und Jütland.

Von Dr. Martin Steinhäuser.

Die süddeutschen Kolonisten in Schleswig und Jütland sind ein fast vergessenes Kapitel in der Geschichte des deutschen Auswanderungs- und Kolonisationswesens. Anders als die Ost- und Westwanderung der süddeutschen Stämme ist ihre Nordwanderung nur wenig von der historischen Forschung beachtet worden, geschweige denn ihre Kenntnis in größere Kreise gedrungen. In seinem Buche „Auswanderung und Koloniegründung der Pfälzer im 18. Jahrhundert" hat Häberle diesen sogenannten „Pfälzer" Kolonisten, die sich in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts auf den weiten Heideflächen Jütlands ansiedelten, einen kleinen, nur sehr knappen Abschnitt gewidmet. Dann hat sich auch die schleswig-holsteinische Geschichtsforschung ihrer angenommen und in kleinen Einzeluntersuchungen unsere Kenntnis dieser Heidebauern, die heute nur noch in Orts- und

[12]) Kretschmer, Die indogermanische Sprachwissenschaft, 1925.

[13]) Jones, Prearyan Syntax in Insular Celtic, Rhys und Jones, The Welsh People, 1900.

[14]) Vgl. hierzu den Abschnitt „Rasse und Sprache" in Günther, Rassenkunde des deutschen Volkes, 12. Aufl. 1928.

[15]) Zimmer, Keltische Beiträge, Zeitschrift für deutsches Altertum, Bd. 33, 1889.

Familiennamen weiterleben, bereichert. So weit diese Kolonisten im dänischen Jütland eine neue Heimat fanden, sind sie ein Stück untergegangenen Auslanddeutschtums. Sie fordern unser Interesse nicht nur als geschichtliche Erscheinung, sondern ihr Untergang im fremden Volkstum ist uns eine Lehre und Warnung, die uns an unsere Pflichten den auslanddeutschen Volksgenossen gegenüber gemahnt.

Im Jahre 1759 ließ der dänische König Friedrich V. in Süddeutschland den Ruf nach Besiedlung und Urbarmachung der Heidelandschaft auf dem Mittelrücken Jütlands ergehen. Die Wirtschaftsgesinnung des Merkantilismus, dessen Ideal intensive Betriebe und dichte Bevölkerung war, erblickte in diesen weiten, unbenutzt liegenden Flächen ein geeignetes Objekt. Zugleich sollten die erschöpften Finanzen des dänischen Staates auf diese Weise eine Auffrischung erfahren. Man hatte schon vorher mehrfach versucht, die angrenzenden Bauern durch Zusicherung weitgehender Freiheiten für dieses Unternehmen zu gewinnen, aber die schwere Arbeit schreckte ab. Nun warb in Frankfurt der Legationsrat Moritz mit großen Versprechungen: Reichlich Land, Steuerfreiheit auf 20 Jahre, Befreiung vom Kriegsdienst, von Spanndiensten und von militärischer Einquartierung stellte er in Aussicht. Als Reisevergütung sollte erhalten: jeder Mann 30 dänische Reichstaler, jede Frau 20 und jedes Kind von 12 bis 16 Jahren 10 dänische Reichstaler. Das lockte. Der spanische Erbfolgekrieg, der österreichische Erbfolgekrieg und der siebenjährige Krieg, lasteten schwer, besonders auf den pfälzischen Landen. Mancher arme Schlucker verkaufte den Rest seiner Habe und ließ sich anwerben. Auch viele zweifelhafte Elemente, Glücksritter und Abenteurer, fanden sich ein. Der Legationsrat erhielt für jede Person einen Louisdor. Was kümmerte es ihn, ob sie tauglich waren oder nicht. Über die Herkunftsorte geben Aufzeichnungen der Kieler Universitätsbibliothek Aufschluß. Nach diesen von Legationsrat Moritz stammenden Nachrichten kamen sie aus den Dörfern: Lentershausen, Hohensachsen, Schriesheim, Orsenbach, Heddesheim, Großensachsen, Obersflockenbach, Dittenbach, Litzelsachsen, Anfertal, Aschaffenburg, Kossenheim, Edingen, Burkenau, Anschbach, Ladenburg, Weinheim, Zwingenberg, Satthausen, Burghausen usw. Aus dem Durlachschen, Württembergischen und Darmstadtschen kam im Jahre 1760 eine ganze Reihe. Weitere brachen 1761 auf: etwa 200 aus Speck im Durlachschen, 150 aus Hessen-Darmstadt, aus der Pfalz 85, aus Schwaben 70, aus dem Iserburgischen 6 und aus dem Speyerschen etwa 60 Personen. Es waren also nicht allein Pfälzer, die sich anwerben ließen. Auch Hessen, Badenser und Württemberger schlossen sich an. Wohl aber stellte die Pfalz den größten Teil. Die alte Kurpfalz umfaßte ja auch bedeutende rechtsrheinische, jetzt badische Gebiete. Da die Pfälzer allgemein an der Auswanderung der damaligen Zeit nächst den Schwaben am meisten beteiligt waren, wurde der Begriff „Pfälzer" beinahe gleichbedeutend mit dem Ausdruck „Auswanderer", also auch für die Andersstämmigen gebraucht, wie die zur selben Zeit in Ungarn und Rußland siedelnden süddeutschen Kolonisten mit dem Sammelbegriff „Schwaben" bezeichnet wurden.

In 18tägiger Reise zogen sie nun, bald in kleineren, bald in größeren Gruppen von Frankfurt nach Altona, von dort weiter auf der uralten Völkerstraße Schleswig-Holsteins, auf dem Ochsenwege, hinauf nach Jütland, oder, wer die Seereise vorzog, bestieg in Lübeck das Schiff, um in Fredericia oder Aarhus an Land gesetzt zu werden. Bis Ende des Jahres 1760 waren 265 Familien mit insgesamt 965 Personen in Jütland angelangt. Große Hoffnungen

hatte der Werber in ihnen erweckt, und was fanden sie vor bei ihrer Ankunft: unübersehbar dehnte sich die braune Heide vor ihren Augen aus, keine menschliche Behausung war zu erblicken. Ja, man hatte noch nicht einmal die Plätze für die einzelnen Siedler abgesteckt. Die Werbung und Abreise war übereilt gewesen, nichts war vorbereitet. Dazu machten die Anwohner Schwierigkeiten und erhoben gänzlich unbegründete Ansprüche auf das Land. Diese Fremden waren ihnen alles andere als willkommen. Große Teile mußten zunächst in den Städten, in Viborg und Fredericia untergebracht werden, und die wenigen, die sich ans Werk machen konnten, mußten in elenden Erdhütten hausen. Dazu kamen Zwistigkeiten mit den Kommissaren der Regierung. Die Kolonisten wollten, wie sie es von der Heimat her gewohnt waren, in Dörfern von 30 bis 40 Stellen zusammenwohnen, während die Regierung jeden einzeln mitten in dem ihm zugewiesenen Komplex ansiedeln wollte. Unmut und Enttäuschung griffen Platz und drohten, sich in einem Aufruhr Luft zu machen. Die Regierung mußte durchgreifen und ließ die Anführer ins Zuchthaus sperren. Schließlich willigte sie ein in die Anlage von Dörfern und kaufte für 18 Familien einen Teil der nicht so unfruchtbaren, westlich von dem Orte Vejle gelegenen Randbüllheide an. Die ödesten und vollkommen wasserlosen Gebiete erschienen als aussichtslos für den Anbau. Sie wurden daher aufgegeben und dafür die schleswigschen Heiden in das Unternehmen einbezogen. Schleswig war ja damals mit Holstein zusammen durch Personalunion mit dem dänischen Königreich verknüpft und unterstand gleichfalls der dänischen Verwaltung, die allerdings nicht nur hier, sondern auch in der Hauptstadt Kopenhagen selbst, zumal in den höchsten Ämtern, in deutschen Händen lag.

Bei der Kolonisation in Schleswig waren es im wesentlichen die Heidestrecken und auch Moorgegenden in den Ämtern Gottorp, Hütten, Flensburg und Tondern, die in Angriff genommen wurden. Hier handelt es sich also um eine Gegend, die nicht in dem Sinne Ausland für die süddeutschen Kolonisten war, wie das nördliche Jütland. Erst in jüngster Zeit hat die zu Unrecht gezogene Grenze von 1920 das von ihnen damals besiedelte Gebiet in zwei Teile zerrissen, so daß die nördlichen von Tondern und Flensburg gegründeten Kolonien zum Teil jetzt auf dänischem Boden liegen. Doch bevor ich auf ihr völkisches Schicksal eingehe, sei kurz der Gang der Kolonisation geschildert. Sie hat hier im ganzen einen günstigeren Verlauf und größere Ausdehnung als die jütische genommen. Die Zahl der Mißerfolge war aber auch hier nicht gering. Die Beschaffenheit des Heidebodens, der Mangel an Wiesen, die Unvollkommenheit der landwirtschaftlichen Hilfsmittel, die Mittellosigkeit und Untauglichkeit der Kolonisten, die zum Teil nicht einmal Ackerbauer waren, ja nicht einmal die Heide auch nur dem Namen nach kannten, waren die Haupturſachen. Wohl stellte der Staat Mittel zur Verfügung, zahlte Tagegelder, lieferte den Beschlag und Saatkorn und ließ an Stelle der Erdhütten bald Häuser bauen. Trotzdem verzagte mancher und entfloh, heimlich, da jeder den Untertaneneid hatte leisten und sich verpflichten müssen, im Lande zu bleiben. Die Unfähigen wurden immer mehr ein Hindernis für die Brauchbaren und die Regierung sah sich veranlaßt, einen großen Teil zu entlassen. Im Jahre 1763 wurden 253 Familien entlassen. Viele folgten im selben Jahre dem Rufe der Kaiserin Katharina von Rußland und zogen an die Wolga, wo damals die Herrnhuter-Kolonie Sarepta bei Astrachan gegründet wurde. Andere suchten, da die Kriegsfackel erloschen war, die Heimat wieder auf. Der Legationsrat erhielt die Weisung, keine Leute mehr anzuwerben,

da die Aufwände ein für die Regierung unerträgliches Maß annahmen. Als Gesamtergebnis ergab sich für den Zeitraum von 1761—1765 die Gründung von 570 Kolonistenstellen im Schleswigschen, statt der beabsichtigten 4000, die sich bis nach Holstein hinein hatten erstrecken sollen.

Durch ihre Namen hoben sich diese Kolonien aus ihrer Umgebung ab. Während die Kolonien selbst nach den Mitgliedern der dänischen Königsfamilie benannt wurden, brachten die Namen der einzelnen Stellen oft in launiger Weise die Stimmung ihrer Gründer zum Ausdruck: „Nordens Ruh, Nordischer Löwe, Trotz Teutschland, Erichs Arbeit, Moritz Fleiß" verraten den Stolz auf die geleistete Arbeit. Ein anderer verlieh seiner Erinnerung an die heimatlichen Rebenhügel Ausdruck in dem Namen „Weinlos". Wieder ein anderer nannte sein Gewese „Steinhaus" im Gegensatz zu der glücklich überwundenen Erdhütte, mit der sein Kolonistendasein begonnen hatte. „Goldgrube", „Frische Quelle", „Lustig Leben", „Wag es nur" usw. sind andere Namen. Dabei war in Wahrheit wohl kaum einer unter ihnen, der sein Gewese mit Recht als eine Goldgrube bezeichnen oder ein lustiges Leben auf seinem ärmlichen Anwesen führen konnte. Reichtümer, die der werbende Legationsrat in Aussicht gestellt hatte, hat keiner hier sammeln können. Dazu war der Boden zu karg, und es fehlte an Wiese und Weide. Mancher war auf einen Nebenerwerb angewiesen. Die Besitzverhältnisse waren dahin geregelt, daß dem Kolonisten seine Stelle, die meist 16 Hektar groß war, als Erbfeste, d. h. als eine Art Erbpacht übertragen wurde. Der König blieb Eigentümer. Ohne besondere Erlaubnis durfte kein Land veräußert werden oder Schulden darauf gemacht werden. Erst 1870 erfolgte die Ablösung sämtlicher an den Stellen haftenden Rechte und Pflichten. Damit fiel jeder Unterschied zwischen den Kolonien und den anderen Stellen hinweg, ein Umstand, der die Verschmelzung mit der einheimischen Bevölkerung sehr beförderte.

Dieser Verschmelzungsprozeß wurde von vornherein dadurch erleichtert, daß auf jeder fünften Stelle ein Einheimischer angesiedelt worden war mit der Absicht, die Fremden zu ermutigen. Auch in die von den Pfälzern verlassenen Siedlungen waren eingesessene Bauern nachgerückt, so daß schon von 1765 einzelne Kolonien fast nur mit Einheimischen besetzt waren. Auch die Gleichheit der Konfession konnte diese Entwicklung nur beschleunigen. Daß nur protestantische Einwanderer in das protestantische Land gerufen wurden, darauf hatte der dänische Staat besonderen Wert gelegt. Schneller als in Jütland, wo der volkliche Unterschied ja weit stärker war, hat die Angleichung sich hier vollzogen. Da sie dem deutschen Volkstum aber erhalten blieben, ist dieser Vorgang für uns nicht so sehr zu beklagen. Die Nachkommen freilich von den am weitesten nach Norden Siedelnden saßen später in der Kampfzone der beiden Nationalitäten, der deutschen und der dänischen, und es ist ein tragischer Zug in der Geschichte dieser Kolonisten, daß viele von ihnen den Einflüssen der dänischen Kultur erlagen und als Gegner den Stammesbrüdern bei der Abstimmung gegenüberstanden. Dem anderen, größeren Teil, der dem Deutschtum die Treue hielt, ist es vielleicht mit zu danken, daß sich bis weit über die jetzige Grenze hinaus eine deutsche Stimmenmehrheit bei der Abstimmung im Jahre 1920 ergab. Bis zu der von deutscher Seite vorgeschlagenen Grenze, der sogenannten Tiedje-Linie, reichte auch das Siedlungsgebiet der Kolonisten.

In Jütland war das Ergebnis folgendes: Auf zwei Gebiete verteilten sich hier die Siedler. Der eine größere Teil wurde auf der Alheide südwestlich von Viborg ansässig. Zwei größere Dörfer entstanden hier mit zusammen etwa

60 Höfen, Frederikshede und Frederikshöj, daneben von hier aus mehrere kleinere Ausbauten, die je drei oder vier Höfe umfaßten. 18 Familien waren, wie ich schon eingangs erwähnte, nach der im südlichen Jütland gelegenen Randböllheide gezogen. Wie im Schleswigschen mußten auch hier die Unbrauchbaren ausgeschieden werden. Der Rest machte sich, nachdem ihre Forderungen nach Dorfansiedlung und Häusern in pfälzischer Bauart bewilligt waren, an die Bezwingung der Heide. Ein besonders interessantes, zugleich schmerzliches Kapitel ist für den heutigen Betrachter die Geschichte ihrer Entnationalisierung, die näher zu untersuchen eine reizvolle Aufgabe für den stammverwandten Volkskundler sein müßte. Wie ihre Landsleute in Schleswig ihre süddeutsche Eigenart längst verloren haben, so sind auch sie im fremden Volkstum untergegangen. Mit dem Verlust ihres Deutschtums haben sie einen noch höheren Preis gezahlt, der den mühsam erworbenen neuen Lebensbedingungen nicht entfernt entsprach. Wohl sorgte der dänische König für ihr geistiges Wohl: eine Kirche wurde gebaut und Schulen und sie erhielten deutsche Prediger und deutsche Lehrer. Eine Nationalitätenfrage gab es damals noch nicht. Nachdem acht Jahrzehnte seit der Niederlassung verflossen sind, hören wir von ihnen aus einem dänisch geschriebenen Bericht ihres Pfarrers. Pastor Carstens schreibt über die Stellung, die sie in der ersten Zeit zu ihrer dänischen Umgebung einnahmen: „Sie sondern sich ab von den umwohnenden Dänen, die sich mit Verwunderung dieses fremde Volk betrachteten, das von Kartoffeln leben konnte und da ackern konnte, wo es doch eine ausgemachte Sache war, daß da kein Mensch leben könne. Inzwischen sahen die Dänen bald diese in Sprache, Sitte und Kleidertracht von ihnen verschiedenen Menschen zu sich kommen, teils um Lebensmittel zu kaufen, teils um für ihr Gärtchen so viel Dung zu holen, als nur die Schürze fassen konnte, denn ein kleines Stück Garten mußten sie doch auch gleich vor ihren Hütten haben, mit Blumen darin, welche die Sehnsucht nach schöneren Gegenden täuschen konnten." Besondere Aufmerksamkeit verdient hier die Anspielung auf die Vorliebe der Deutschen für die Kartoffel. Es ist nämlich ihr Verdienst, diese den Jüten bisher unbekannte Frucht hier eingeführt zu haben. Das brachte ihnen den Spottnamen „Kartoffeltysker", d. h. „Kartoffeldeutsche", ein. So wie Carstens es hier schildert, hatten sie sich in den ersten Jahrzehnten den Dänen gegenüber verhalten. Zu einer Zeit — er schrieb seine Abhandlung im Jahre 1839 — hatten sie, von wenigen älteren Leuten abgesehen, schon die jütische Tracht angenommen. Während das Hochdeutsche Schul- und Kirchensprache war, so sprachen sie unter sich zu der Zeit mit Vorliebe ihren süddeutschen Dialekt. Aber alle verstanden dänisch und sprachen es vielfach auch. Die folgende Generation entwickelte dann einen mit dänischen Worten gemischten Dialekt. Schritt für Schritt faßte nun die dänische Sprache Fuß. Vielleicht mochte die Nationalitätenfrage, die inzwischen brennend geworden war und in Nordschleswig zur Zurückdrängung der deutschen Sprache und Kultur führte, auch hier sich geltend machen. Im Jahre 1856 bestimmte die Regierung, daß die Kirchensprache abwechselnd deutsch und dänisch sein sollte und fünf Jahre später wurde das dänische Schul- und 15 Jahre später endgültig auch Kirchensprache. In den 80er und 90er Jahren trat die deutsche Sprache auch in Haus und Familie ihren Rückzug an. Nach Mitteilungen aus dem Jahre 1893 konnte damals das heranwachsende Geschlecht deutsch weder verstehen noch sprechen. Auch seinem Familiennamen gab der eine oder andere durch Veränderung einzelner Buchstaben einen dänischen Anstrich. Sitten und Gebräuche, die an die Heimat erinnerten, schwanden ebenfalls dahin. So mußte z. B.

früher die Jugend in der Kirche näher am Altar sitzen, um unter den Augen der Eltern zu sein. Bei einem Leichenbegängnis wurde der Deckel des Sarges an der Kirchentür abgenommen, damit Freunde und Verwandte von dem Toten Abschied nahmen, und die Alten gingen dreimal um das Grab herum, ehe es zugeworfen wurde. Das alles hörte auf und wurde von dem Strom des stärkeren dänischen Volkstums hinweggeschwemmt. Die Erinnerung an die Einwanderung verblaßte, nur in sagenhaften Gerüchten lebte sie noch, um bald ganz unterzugehen. Beschleunigt wurde diese ganze Entwicklung, wie in Schleswig, durch die zunehmende Vermischung mit der eingesessenen Bevölkerung. Seitdem der Staat 1852 seine Rechte an den Kolonistenstellen aufgegeben hatte, und die Bauern Eigentümer geworden waren, konnten sie sich als vollberechtigte dänische Staatsbürger betrachten. Damit fiel ein weiterer Unterschied, der bisher trennend gewirkt hatte, fort. Außerdem hatte das deutsche Beispiel dänische Kolonisten angelockt, die nun auch ihr Glück auf der Heide versuchten und sich mitten zwischen den Deutschen niederließen. Waren im Anfang Ehen zwischen den Deutschen und den Dänen geradezu verpönt, so wurden später, als die Zeiten anders geworden waren, die Kinder aus solchen Ehen von ihren Mitschülern noch oft als „Halvblusse", d. h. „Halbblütige", verspottet. Aber auch da fiel gegen Ende des vorigen Jahrhunderts jedes trennende Moment hinweg. Bis in die jüngste Zeit soll sich nach den Berichten von Deutschen, die die Gegend besuchten, ein Wort erhalten haben, das an die einstige Einwanderung aus Deutschland erinnerte. Wenn ein Bekannter aus der Stadt Viborg heraus auf die Heide kam, so begrüßte man ihn spaßhaft: „Velkom i Tyskland", d. h. „Willkommen in Deutschland". Das einzige, was geblieben ist, sind Familiennamen, deutsche Sprachreste bei den alten Leuten und gewisse rassische Eigenarten, vor allem eine besondere Beweglichkeit, durch die sie sich aus ihrer Umgebung abheben.

Die Kulturtat, durch die diese kleine, am weitesten im europäischen Norden vorgestoßene Schar deutscher Kolonisten sich ihren Platz in der Geschichte der deutschen Auswanderung und Kolonisation sichert, besteht darin, daß sie die ersten waren, die den Pflug in den unbezwingbar geltenden Boden der jütischen Heide setzten. Wenn sie, ganz auf sich gestellt, ohne politische und kulturelle Stütze am deutschen Mutterland und unter dem Einfluß einer fremden, mindestens ebenbürtigen Kultur ihres Deutschtums verlustig gingen, so erfüllte sich damit in kleinem Ausmaß ein Schicksal, das immer deutschen Brüdern im Auslande droht, wenn sie nicht mehr den Herzschlag der alten Heimat spüren.

Kleine Beiträge.

Von deutscher Baukunst.

Von Architekt BDA. Wilhelm Brurein, Hamburg.

Bei einem Rückblicke auf die Entwicklung der Baukunst finden wir in Zeiten des Gärens weit mehr Unfertiges, als in denen des Reifens. In dieser Hinsicht unterscheidet sich die junge Baukunst neuer Sachlichkeit durchaus nicht von der früherer Zeiten starken Gärens.

Dringen wir zu den im tiefsten Wesen der deutschen Baukunst wirkenden geistigen Kräften alles Werdens vor, — denen des Gemütes und Verstandes —, so sehen wir in den Kräften des Gemütes, starke, alles künstlerisch schöpferische Gestalten und Formen antreibende Kräfte, die wir unter dem Begriff des „Sehnens nach dem Unerreichbaren" zu-

sammenfassen wollen. Ihr beherrschender Wille innerhalb der Kräfte der Psyche tritt in dem Schöpfungsvorgang stets da zu Tage, wo das zwischen Inhalt und Form stehende Trennende dem angestrebten Ausgleiche widerstrebt. Decken Inhalt und Form sich schließlich und fand in dem Ringen um die Beseelung des Werkes, das Ausgreifen nach dem Unerreichbaren weitgehend Berücksichtigung, dann dürfte sich das Werk um so mehr dem Vollkommenen nähern.

Ob nun aber dieses Sehnen nach dem Unerreichbaren, das wir weit mehr ausgeprägt im deutschen Volkskörper und in dem östlicher Völker Europas, als in dem westlicher zu erkennen vermögen, sich auf die seelische Art einer Rasse oder auf mehrere seelisch verwandte Arten zurückführen läßt oder als ein Ergebnis der Rassenmischung betrachtet werden muß, ist eine Frage, die letzten Endes einmal die Rassenforschung zu beantworten hätte. Mir will allerdings scheinen, als ob es stets da überall im Gestalten und Formen mehr hervortritt, wo seelische Kräfte der nordischen Rasse in dem Werke stärker erkennbar wirken. Dies zeigt sich sowohl in allen Bauwerken auf deutschem Boden, als auch da außerhalb der Grenzen unseres Vaterlandes, wo unverkennbar ein stärkerer Einschlag der nordischen Seele vorhanden ist. Mag die Prägung auch noch so verschieden sein, so zeigt sich doch stets die nahe Wesensverwandtschaft. Lassen die dem nordischen Boden unserer Heimat verbundenen Bauwerke mehr einen nach dem Schweren, Drückenden, Ernsten neigenden Zug erkennen, so zeigen die im Süden wurzelnden mehr das Leichte, Befreiende, Heitere. Wenn ich auch den mitbestimmenden Einfluß der Umwelt (Landschaft, Klima, Baustoffe usw.) nicht verkenne, so scheint mir trotzdem, als ob es immer wieder das nach neuen Weiten ausgreifende Sehnen der nordischen Seele ist, das noch stets die Prägung eines großen Teiles der europäischen Baukunst künstlerisch-schöpferisch zu befruchten vermochte.

In den übrigen im deutschen Volkskörper mit der nordischen Rasse vermischten oder neben ihr wirkenden Rassen: in der ostbaltischen, der ostischen, der westischen, der dinarischen, der vorderasiatischen und der orientalischen Rasse, tritt das Sehnen nach dem Unerreichbaren offenbar nur noch in der ostbaltischen, ostischen und in der dinarischen Seele stärker hervor. Dabei scheint es schöpferisch formend, wenn auch oft bis zum Formlosen neigend, mehr in der ostbaltischen Seele hervorzutreten, und mehr zu geduldiger Übernahme geschaffener Form, nach dem Entspannenden, Entstraffenden neigend in der ostischen Seele vorzuherrschen. Weniger scheint es dagegen der mehr im Verstande wurzelnden westischen (romanischen) und der orientalischen Seele eigen zu sein. Hingegen tritt es wieder stärker in der gemütsreichen, von Stimmungen durchfluteten, zum Temperamentvollen neigenden dinarischen und bis zu einem gewissen Grade auch in der vorderasiatischen Seele hervor. Wenn westischer und orientalischer Geist in Bauwerken nordischer Gestaltung eine gewisse Geschmeidigkeit und klare Gedankenschärfe vermißt und dazu neigt, die stark im Willen und Empfindung wurzelnde deutsche Baukunst als unklar und unbestimmt zu bezeichnen, so dürfte dies in deren mehr dem Verstande zuneigendem Wesen zu suchen sein.

Wirkt das Sehnen nach dem Unerreichbaren stark gestaltend und formend in dem Werke, und ist dieses in der Lage, in dem Beschauer verwandte Klänge zum Mitklingen zu wecken, so wird selbst ein weniger vollkommenes Decken von Inhalt und Form nicht als störend empfunden werden. Derartige Werke vermögen mitunter einen wunderbaren Zauber auszulösen, einen Zauber ähnlich dem, den z. B. die in der Form durchaus nicht ausgeglichene Markuskirche in Venedig in dem ihrer Art verwandten Beschauer auszulösen vermag. Tritt es dagegen zurück, verliert es an befruchtender Gestalt- und Formkraft und zeigt das Werk zuletzt eine formale Ausgeglichenheit, etwa wie bei den ganz gleichmäßigen Säulenreihen der Prokuratorenpaläste um den Markusplatz in Venedig und ähnlichen Spätwerken, so dürfte aller Zauber dahin sein. Schwinden die Grundwerte, verliert das urschöpferisch künstlerische Gestalten und Formen an Lebenskraft und kommt es zuletzt zu einem, mehr wissenschaftlichen Auswählen und geistreichem Zusammenstellen, teils alter, teils neuer Gedanken und Formen, wie es sich nicht nur in den Werken des eklektischen Zeitalters der letzten hundert Jahre zeigte, sondern auch in denen der neuen Sachlichkeit hervortritt, so vermag das deutsche Herz nur noch zögernd zu folgen.

Mögen auch auf wissenschaftliche Grundlagen sich stützende Methoden für ein technisches Gestalten genügen, so reichen sie aber sicher nicht für ein künstlerisch schöpferisches Gestalten und Formen aus. Der Niedergang der deutschen Baukunst der letzten hundert Jahre läßt erkennen, daß es selbst mit Hilfe der geistreichsten Methoden von außen her unmöglich ist, den im tiefsten Wesen, im Gemüt wirkenden seelischen Kräften die künst-

lerisch, schöpferischen Antriebe zuzuführen. Dabei will ich durchaus nicht in Zweifel ziehen, daß eine mehr im Verstande wurzelnde Baukunst, wie sie dem Wesen anderer Völker angemessen sein mag, der seelischen Antriebe nicht bedarf. Sollten wir es daher nicht einmal von innen heraus, auf dem Wege über die ererbten Eigenschaften des Blutes versuchen, uns den Dingen zu nähern? Mit der Erkenntnis der in den einzelnen seelischen Arten wirkenden künstlerisch schöpferischen Antriebe ist es vielleicht möglich, dem angestrebten Ziel näher zu kommen.

Auf meinen, mich im Laufe der Jahre durch große Gebiete Europas und Nordamerikas führenden architektonischen Streifzügen fand ich rückschreitend, auf dem, aus der frühesten Vorgeschichte in die Geschichte führenden Weg der Wanderungen der Völker Europas und in den gegensätzlichen Gestaltkräften, wie sie in den auf uns gekommenen Werken der Baukunst hervortreten, das Wirken seelisch verwandter Arten. Diese Arten, welche die Vorgeschichts- und Rassenforschung heute unter dem Begriff „nordische Rasse" zusammenfaßt, scheinen es auch zu sein, die in der europäischen Baukunst noch stets die Grundwerte aller Prägungen zu beleben vermochten; doch vielleicht mit Ausnahme der neuen „Sachlichkeit". Wenn im Laufe der Entwickelung die ehemaligen Grundwerte Wandelungen zeigen, ja wir sie zeitweise bis zum Unerkennbaren überdeckt finden, so sehen wir hierin den Einfluß anderer seelischer Arten und fremder Umwelten. Fremder Umwelten darum, weil nordische Stammesteile und ganze nordische Völker ihre ehemals sich offenbar von Nordwesten bis Nordosten Europas erstreckenden Wohnsitze verließen und im Süden siedelten oder von ihrer Umwelt losgelöste Formen in fremde Umwelten verpflanzten, wie es in der Baukunst neuer Sachlichkeit erkennbar ist.

So sehen wir auch wie in der Baukunst des hellenischen Volkes, der des römischen Volkes, der des Mittelalters und der der italienischen Renaissance das prägende Gestalten der nordischen Seele sich dauernd wandelt; wie mit dem Fortschreiten der Rassenvermischungen in den Mittelmeerländern und dem schrittweisen Ausmerzen der nordischen Geschlechter die Schöpferkräfte mit der Zeit versiegen; wie in den Baukünsten immer mehr das Bestreben nach der rechnerisch ausgeglichenen Form hervortritt; wie sie in hohler, glatter Form erstarren und zuletzt ganz verflachen.

Gibt es eine reine nordische Baukunst, so dürfte es eine reine westische schon darum nicht geben, weil die vorwiegend westischen Mittelmeerländer immer wieder Einflüsse erfahren, wenn auch nicht unmittelbar vom Norden, so doch von der Baukunst der italienischen Renaissance, in der die nordische Seele vorherrscht. Die westische Baukunst kennzeichnet eine mehr im Verstande wurzelnde, zu hohler Glätte und Geschmeidigkeit neigende Form, dagegen zeigt die deutsche eine mehr im Gemüt wurzelnde, mit dem Inhalt verwachsene Gestalt. Daher ist auch die westische Form leichter übernehmbar und auch bis zu einem gewissen Grad dem nicht westischen Menschen zugänglich. Die deutsche Baukunst ist aber um so weniger übernehmbar. Der Außenstehende steht ihr stets dann um so verständnisloser gegenüber, je weniger in ihm die in ihr wirkenden und sich dauernd durchdringenden, verschieden gearteten Seelen Verwandtes zu wecken vermögen.

Durch die aus dem Weltgefühl und von anderen seelischen Arten kommenden Einflüsse ist das, mehr im Willen und Empfindung wurzelnde, mitunter auch ungestüm nach neuen Weiten ausgreifende Gestalten nordischer Art und Umwelt dauernd Wandlungen und Überdeckungen unterworfen. Ebenso unterliegt das nach dem Sachlichen, Wahren neigende Formen der nordischen Seele, das Menschen anderer seelischer Arten mitunter als steif, streng, straff, kühl, ja bis zum Herben, Kalten, Schroffen neigend finden, dauernd der Wandelung; wie etwa: durch den Einschlag der ostischen Seele nach dem Beschaulichen und Behaglichen; durch den der ostbaltischen Seele nach dem Schweifenden, Unruhigen, Formlosen; durch den der westischen Seele nach dem Gefälligen, Geschmeidigen, Glatten — bei mitunter glänzender Meisterung des Formalen — und durch den der dinarischen Seele nach dem Hochfliegenden, Schwungvollen, Barocken.

Die Unterschiede der seelischen Arten zeigen sich sowohl in den Prägungen, als in den einzelnen Werken. So wird sich aller Wahrscheinlichkeit nach die barocke Abwandlung der Renaissance (Barockstil) auf den dinarischen Einschlag, der stärker verbreitet in den Alpenländern und in den nördlich und südlich daran sich anschließenden Gebieten zeigt, zurückführen lassen. Die in der hellenischen Kunst erkennbare Wandelung nach dem Barocken, der bis dahin vorwiegend nordischen Form, die zum erstenmal mit dem Auftreten des Skopas von Paros hervortritt — siehe Zeus-Altar von Pergamon —, läßt sich vermutlich auf den Einschlag der, der dinarischen Rasse verwandten vorderasiatischen Rasse zurückführen. Die den Jugendstil kennzeichnende schweifend unruhige Formlosigkeit, wird sich vielleicht auf starken ostbaltischen Einfluß zurückführen lassen und

das kubische Gestalten, das sich in der von jenseits der Grenze über Holland zu uns gekommenen „neuen Sachlichkeit" zeigt, läßt sich offenbar auf den Einfluß der orientalischen Seele — die der westischen nahe steht — zurückführen.

War es im Jugendstil das dem Deutschen fremde ostbaltische Gestalten, dem es auf die Dauer nicht gelang, im deutschen Volkskörper Verwandtes zum Mitklingen zu wecken, so scheint es diesmal die, aus ihrer natürlichen Umwelt losgelöste, glatte, geschmeidige Form orientalisch westischer Gestaltung zu sein, der es nicht gelingen will, sich mit den weniger dem Weltgefühl verhafteten Gestaltkräften deutscher Art und Umwelt zu ausgeglichenem schöpferischen Wirken zusammenzufinden.

Nun haben aber all diese Dinge mit dem mehr im Verstand wurzelnden technischen und wirtschaftlichen Belangen alter und neuer Baustoffe und Bauweisen nichts oder doch nur sehr wenig zu tun.

So wenig das um die Jahrhundertwende mit dem Jugendstil stärker und ungestümer einsetzende Ringen die restlose Befreiung aus öder Stilnachahmung zu bringen vermochte, ebenso wenig werden die neuen Baustoffe, die aus der Not der Zeit geborenen sparsamen Bauweisen und die Erkenntnisse funktionalen und rationalen Planens und Bauens die neue Baukunst bringen. Letzten Endes werden auch all die mehr im Verstande wurzelnden, — doch darum nicht weniger begrüßenswerten, — auf technisch wirtschaftlichen Gebieten liegenden Fortschritte das künstlerisch schöpferische Gestalten und Formen nur unwesentlich zu wandeln vermögen.

Wie alle Kultur nur von Innen heraus, aus den Eigenschaften ererbten Blutes wachsen kann, so wird schließlich auch eine „neue" deutsche Baukunst nur aus dem Innern deutscher Art und Umwelt herauszuwachsen vermögen und sich nur langsam — sehr langsam — zu einer überpersönlichen Prägung entfalten können.

Altslavische Kunst.

Die letzten Werke des Wiener Kunsthistorikers Josef Strzygowski zählen zu den beachtenswertesten Bestrebungen, die Rolle der nordischen Völker in der Geistesgeschichte, insbesondere in der Kunstgeschichte, in helles Licht zu setzen und gegen ihre Unterschätzung, die auf Rechnung eines falsch verstandenen Humanismus zu setzen ist, anzukämpfen. Strzygowski verfügt über eine außerordentlich reiche Stoffkenntnis und über eine seltene Fähigkeit, aus Bruchstücken der verschiedensten Art bedeutsame Zusammenhänge herzustellen. Diese Vorzüge sind auch seinem neuesten Werke über die altslavische Kunst[1]) eigen, das zum Teil eine Reihe älterer Studien, unter anderem eine in diesen Blättern (3, 1928, 192) besprochene, wiedergibt. Es sei vorweg bemerkt, daß der Verlag dem Werk eine vorzügliche Ausstattung zuteil hat werden lassen.

Strzygowski bezeichnet das Werk selbst als einen Versuch. Es mußte bei der Schwere der gewählten Aufgabe ein Versuch werden, und es bedeutet keine Enttäuschung für den Leser, daß er hier keine völlige Lösung der aufgeworfenen Fragen erhält. Der Wert des Buches beruht in der Neuheit der Ideen, in der kühnen Fragestellung, mit der der Verfasser, häufig in schroffem Gegensatz zu herrschenden Meinungen, seine Gedanken aufbaut. Es kann der Erkenntnis nur dienen, wenn die Dinge einmal von ganz verschiedenen Seiten betrachtet werden. An dem nötigen Widerspruche gegen die Einseitigkeit, die in der Eigenart jeder neuen Einstellung begründet ist, wird es gewiß nicht fehlen.

Ein wichtiger Punkt in den Darlegungen Strzygowskis ist die Bewertung des Holzes in der Kunst des Nordens. Er stützt sich vor allem auf den reichen Osebergfund (vgl. Volk u. Rasse 1, 1926, 23 ff., 93), dem er im Anhang eine gesonderte Behandlung widmet (um der Annahme von Einflüssen der Mittelmeerkunst auf die hochwertigen Schnitzereien aus jenem Grabe entgegenzutreten). Sicher ist der Mangel an Holzschnitzereien aus vor- und frühgeschichtlicher Zeit[2]) die Ursache, daß wir über die Baukunst und

[1]) Altslavische Kunst. Ein Versuch ihres Nachweises. 293 S., 263 Abb., 3 (farb.) Tafeln. Dr. Benno Filser Verlag G. m. b. H., Augsburg 1929. Preis in Ganzleinen geb. RM. 60.—, brosch. RM. RM. 55.—.

[2]) Solche Holzarbeiten sind bekanntlich nur bei sehr günstigen Bodenbedingungen erhalten geblieben. Dies war z. B. in den Reihengräbern von Oberflacht bei Tuttlingen der Fall, die eine Reihe sehr bemerkenswerter Holzsachen ergeben haben. Vgl. W. Veeck, Der Alamannenfriedhof von Oberflacht. Stuttgart 1924. Verlag Silberburg G. m. b. H.

die bildende Kunst der nordischen Völker bis heute ein unzulängliches Urteil besitzen. Von dieser Tatsache ausgehend spürt Strzygowski in den ältesten Steinbauten aller Slavengebiete, in den kroatischen Kirchen von Zadar (Zara), Split (Spalato) u. a. nach Anzeichen, die auf eine Herleitung ihrer Bauweise aus ursprünglichem Holzbau hindeuten. Solche Anzeichen setzt er in Beziehung zu den noch heute bestehenden hölzernen Kirchenbauten der slavischen Länder; er glaubt eine grundsätzliche Übereinstimmung zu finden und betrachtet deshalb die von ihm herangezogenen Steinkirchen des 8.—11. Jahrhunderts in Dalmatien als Schöpfungen der dort im 7. Jahrhundert eingewanderten Kroaten, während sie bisher als von der spätantiken oder byzantinischen Baukunst abhängig gelten. Die typische Kirchenform ist, im Gegensatz zur Basilika, „das einem Quadrat eingeschriebene Tonnenkreuz mit der Kuppel über vier Mittelstützen." Die slavische Herkunft dieses Grundrisses findet Strzygowski durch die Ausgrabungen des Tempels von Arkona (Rügen) bestätigt. Er legt kein Gewicht darauf, daß der dortige Tempel immerhin erst im 12. Jahrhundert beschrieben wird; übrigens handelt es sich bei den „Pfeilern" im Innern keineswegs um tragende Kuppelstützen, sondern um die Abtrennung eines „Allerheiligsten". Auch wenn man dies anerkennt, wird man doch bei dem folgenden Hinweise auf einen persischen Tempel des 4. Jahrhunderts v. Chr. stutzen, und erst recht, wenn, daran anschließend von nachweisbaren mazdaistischen Kultbühnen unter anderem bei Dahn in der Rheinpfalz (!) gesprochen wird[3]). Das sind doch reichlich kühne Vermutungen, die noch eines erheblich besseren Unterbaues bedürfen, um für östliche Zusammenhänge des altslavischen Kirchenbaues etwas zu besagen.

Es ist unmöglich, hier alle einzelnen Abschnitte des Buches in gleicher Weise zu berücksichtigen. Herausgegriffen sei zunächst eine Schranke aus Stein in der Martinskirche zu Split (eingebaut in die Porta aurea), die als das einzige vollständig erhaltene Denkmal der altkroatischen Kunst bezeichnet wird (S. 29). Ist das wirklich „altkroatische" Kunst? Im Oberteil des giebelförmigen Aufbaues steht ein Kreuz, in der Mitte einer symmetrischen Tiergruppe, wie sie aus der Kunst des Ostens so zahlreich in die frühchristliche und byzantinische Kunst übergegangen sind. Ein ähnliches Motiv zeigt der bei Knin gefundene, nach dem Kroatenfürsten Mutimir (etwa 892—910) benannte Giebel (S. 93). Selbst wenn man die Herleitung der Giebelform aus nordischer Wurzel annimmt, wird man doch im Ziermotiv den Einfluß der Mittelmeerkunst nicht bestreiten dürfen. Sehr zweifelhaft steht es ferner um den Ursprung des Flechtbandes, das auf sogenannten langobardischen wie altkroatischen Steindenkmälern (und anderswo) so beliebt ist. Daß Vergleichsstücke aus anderen slavischen Ländern fehlen, könnte daher kommen, daß die Kroaten bei weitem am frühesten unter den Slaven zum Steinbau übergingen. Aber es ist eine unbewiesene Behauptung, wenn es (S. 21) heißt: „In Wirklichkeit ist das Bandgeflecht jene Stufe der nordischen Ornamentik, die in Teilen des Nordens vor dem Eintritt des Tierornamentes herrschend war, d. h. eben bis zur Abwanderung der Langobarden und Kroaten nach dem Süden." Welche Teile des Nordens sind gemeint? Ich gestehe, in der frühgeschichtlichen Kunst des Nordens kein entsprechendes frühes Bandgeflecht zu kennen und fürchte, daß der Erweis schwer fallen wird[4]). Selbst auf den Verdacht hin, zu den im humanistischen Vorurteil Befangenen gerechnet zu werden, halte ich einstweilen einen Zusammenhang der frühmittelalterlichen Flechtbandornamentik mit der spätantiken, die namentlich auf den Mosaiken so reich vertreten ist, für wahrscheinlich. Als Vermittler im Falle der sog. altkroatischen Kunst sehe ich die bodenständige provinzialrömische Bevölkerung an. Es ist überraschend, bei Strzygowski, der doch die Bedeutung von „Blut und Boden" für die Kunstentwicklung mit Recht hervorhebt, dieses Element nicht berücksichtigt zu finden. Die Meinung, daß in der Völkerwanderung die älteren Einwohner mit Stumpf und Stiel ausgetilgt wurden, wird er gewiß nicht teilen. Für die Anerkennung des „altslavischen" Charakters der hier behandelten Kunstdenkmäler ist die eben ausgesprochene Ansicht natürlich nicht günstig. Solange nicht beweiskräftigere Gründe für ihre Zuweisung

[3]) Gegen die höchst unwahrscheinliche Beziehung des Jungfernsprungs bei Dahn auf slavische Siedler (Pfälz. Mus. 1925, 294) hat sich seitdem K. Christ gewandt (Pfälz. Mus. 1926, 75).

[4]) Es sei wenigstens kurz bemerkt, daß neuerdings H. Kühn einen Versuch gemacht hat, die Entstehung des Flechtbandornaments in der germanischen Kunst des frühen Mittelalters zu erklären (Mannus, 6. Erg.-Band 1928, 368 ff.). — Die Verschlingungen der Wellenbänder in der frühmittelalterlichen slavischen Keramik (wie Volk u. Rasse 3, 1928, S. 25, Abb. 2) sind m. E. nicht in Zusammenhang mit dem Flechtbandornament der sog. altkroatischen Steindenkmäler zu bringen.

an die altslavische Kunst erbracht werden, kann der „Versuch des Nachweises" nicht als gelungen gelten.

So gibt Strzygowskis Werk nicht selten zu Zweifel und Widerspruch Anlaß; immer aber bringt es Anregungen, die der genaueren Prüfung wert sind, und fruchtbare Versuche, die verschiedensten Hilfsquellen der Erkenntnis dienstbar zu machen. Der Palast des Attila (S. 138 ff.) ist freilich eine etwas unsichere Größe in einer solchen Rechnung. Für den Spangenhelm von S. Vid ist „altkroatisch" natürlich nur als Fundortsbezeichnung möglich[5]). Unter den vielen interessanten Bildern des Werkes seien der Seltenheit wegen die prächtigen Sporen Abb. 161—164 hervorgehoben; hier vermißt man ein Eingehen auf verwandte Funde, z. B. Kolin[6]).

Der Anhang des Buches, auf den schon einmal hingewiesen wurde, trägt die Überschrift: „Zur Mittlerrolle Osteuropas in der bildenden Kunst Nord- und Westeuropas". Er weist (wie im gewissen Sinn die ganze „Altslavische Kunst") voraus auf ein weiteres großes Werk „Asiens Bildende Kunst", dessen Hauptthema wiederum die Rolle des Nordens und Ostens in der bildenden Kunst Europas sein wird. Es darf mit Spannung erwartet werden.

Frankfurt a. M. H. Zeiß.

Menschheit der Zukunft.

Es ist kein Zufall, daß gerade jetzt Bücher, welche die Frage des Bestandes unseres Volkes und seines rassenhaften Aufbaues zum Inhalte haben, erscheinen, sondern es ist ein Zeichen der inneren Not, daß an verschiedenen Stellen Europas und Amerikas gleiche Gedanken erwogen und gleiche Probleme als Aufgabe empfunden werden. — Der Wert einer Idee hängt sehr oft davon ab, ob genügend Menschen von ihr ergriffen werden und sich in ihren Dienst stellen. — Das mag uns, die wir um das Leben unseres Volkes besorgt sind, einen gewissen Trost bieten, wir wachen nicht allein, sondern allenthalben regen sich Mitkämpfer. So kann man auch E. Günther Gründel, den Verfasser des Buches „Die Menschheit der Zukunft"*), mit einigen Einschränkungen, die ich gleich besprechen will, dazurechnen. Das Buch ist in zwei Teile geteilt; einen naturwissenschaftlich-historischen und einen kritisch-soziologisch-eugenischen.

Im 1. Teil bespricht der Verfasser die Vererbungsgesetze und bekennt sich dazu, als Ausgangspunkt seiner Untersuchung den Einzel-Menschen als biologische Erscheinung — Menschenmasse und Genie — zu setzen. Es stimmt dies auch gut zusammen mit der Art, wie sich Gründel mit der Rassenfrage auseinandersetzt. — Mir scheint dies unwissenschaftlich und nicht folgerichtig zu sein. Ein Naturforscher und Historiker darf sich, wenn er zu Gesetzen und Erkenntnissen kommen will, nicht an den Einzelfall oder an die angeblich indifferente Menschenmasse halten, sondern soll sich zum Allgemeingültigen erheben, er muß die Kraft der Synthese, der Zusammenschau, bewähren und seinen Blick auf das Schicksal von Stämmen, Völkern und Rassen und ihren Staaten richten, aber nicht auf ein oder mehrere Genies und die nicht analysierte Menschenmasse. Gründel schreibt: die germanische oder nordische Rasse sei „vielleicht früher einmal eine außerordentlich begabte Rasse gewesen". Heute aber seien ihre Träger an biologischen Werten minder. Warum? Das wird uns nicht verraten. Das Ganze klingt weder wissenschaftlich noch unparteiisch. — Gründel trauert, daß wir heute so wenig Genies haben, hat selbst sogar im Buche eine gut aufgebaute Statistik der Genies des germanischen Abendlandes zusammengestellt, behauptet aber, daß heute gerade die begabtesten Vertreter unseres Volkes gemischtrassig seien. — Den zwingenden Schluß aber zieht er nicht: diese Gemischtrassigkeit ist eben die Ursache dafür, daß zwar alle möglichen begabten Leute aber keine Genies da sind. Gründel betont: „Die Unterrassen haben verschiedenartiges Erbgut in unser Volk gebracht". Dieses Erbgut der Unterrassen bedinge „die vollendete Anpassung an unsere Gegenwart" und sei „daher mit Freuden zu begrüßen". Ich glaube vielmehr, solche Anlagen ermöglichen es dem Einzelnen

[5]) Die meisten Stücke der Gattung stammen aus germanischen Funden; ihre Beziehungen zu Südrußland hat M. Ebert nachgewiesen. Präh. Zschr. 1, 1909, 65 ff.

[6]) Nunmehr auch bei J. Schranil, Die Vorgeschichte Böhmens und Mährens, 1928, Taf. 65.

*) E. Günther Gründel: Die Menschheit der Zukunft. 200 S. mit 1 Tafel. München-Berlin, R. Oldenbourg 1929. Preis geb. Mk. 4.80.

vielleicht, sich rasch irgendwo unterzuducken oder im Geschäftsbetrieb nirgends anzustoßen; aber sie sind nicht die Keime, aus denen schöpferische Kultur erwächst. Gründel selbst spricht von der unheilvollen Wirkung rassischer und seelischer Dissonanz, umso unverständlicher, daß er einer Mischung von Nordisch-Westisch-Ostisch-Dinarisch das Wort redet. Ich habe hier den Eindruck einer Dissonanz, eines Auseinanderstrebens von Erkenntnis und Wollens beim Autor selber. Beachtenswert ist seine Auseinandersetzung mit Spengler. — Gründel versucht in der Lehre vom Untergange der Völker und Staaten mit rein naturwissenschaftlichen Ursachen auszukommen, während Spengler bekanntlich ein metaphysisches Altern der konstruierten Kulturseele einer Landschaft annimmt, daher auch von Kausalität nichts wissen will. Dieses Altern und Nachlassen ist nach Spengler ja unbeeinflußbar. Nun wird m. E. Spengler allenthalben und auch im vorliegenden Buche zuviel Ehre angetan, weil so getan wird, als ob er zum ersten Male das Problem des Unterganges ins Auge gefaßt hätte; dagegen muß man deutlich aussprechen, daß wir uns diese absichtliche oder unabsichtliche Vergeßlichkeit nicht leisten wollen. Haben Gobineau, R. Wagner, Woltmann, H. St. Chamberlain vergeblich ihre Stimme erhoben...? Es entsprach allerdings die unklare und nicht folgerichtige Betrachtungsweise Spenglers unserer verworrenen Zeit unmittelbar nach dem Kriege mehr, als die klare Lehre Gobineaus, daß das Schicksal der einzelnen Rassen, besonders aber der weißen Rasse, der Schlüssel zur Geschichte der Menschheit sei. Gründel weist gegenüber Spengler ganz richtig darauf hin, daß nicht ein geheimnisvolles Schicksal den Untergang der einzelnen Völker besiegle, sondern Ursachen, die wir gar wohl kennen. — Wir sehen, daß die gewollte Geburtenbeschränkung jetzt die Zivilisationskrankheit ist — daher könnte sie — und das ist Gründels Meinung — durch einen Willensakt auch zu jeder Zeit geheilt werden.

Nun meint Gründel — genau so wie Grotjahn — daß wir Europäer zum ersten Male in der Weltgeschichte die Ursachen des nahenden Unterganges wirklich vor Augen haben und daher auch die nötige Abhilfe treffen können — dem ist leider nicht so. Die Geschichte lehrt, daß die Spartiaten vom 4. Jahrhunderte und die alten Römer etwa 150 v. Chr. Geb. an deutlich gefühlt haben, daß sie sich auf absteigender Linie befänden — ihre Gesetze, z. B. die lex Papia Poppaea oder die Bestrebungen der Gracchen sind ausgesprochene Siedlungspolitik und beweisen meine Behauptung; wurden doch nicht weniger als 30 000 Familien aus Rom wieder auf dem Lande angesiedelt, — nicht zuletzt schließlich das ius trium liberorum, welches besagte, daß nur der Bürger Vollrecht genießt, welcher mindestens drei Kinder aufzieht. Es laufen doch unsere und Gründels Vorschläge zur Veränderung des Erbrechtes auf nichts anderes hinaus.

Es ist also sicher nicht richtig und darf kein leichtsinniger Anlaß zur Beruhigung sein, daß wir Deutschen sozusagen zum ersten Male unter den Völkern der Weltgeschichte bewußt vor dem Untergange stünden. Gründel führt dann im zweiten Teil seines Buches die verschiedenen Maßnahmen der Rassenhygiene auf, um das Verderben aufzuhalten. Ohne besonders tief zu schürfen werden die einzelnen Maßnahmen besprochen, welche zwar wünschenswert wären, aber kaum je auch nur angebahnt worden sind. So wird die zweite Hälfte des Buches eine theoretisch-praktische Rassenhygiene, in der Gründel nicht nur einer quantitativen sondern auch qualitativen Bevölkerungspolitik energisch und mit guten Argumenten das Wort redet. Wie gefährlich es aber ist, wirklich zu reformieren, sieht man an seinen Vorschlägen zur Reform des Aufstiegs und Bildungswesens: Verstaatlichung des Bildungswesens und Einführung von Aufnahmebegabungsprüfungen!

Nachdem er die Vorschläge gemacht hat, merkt er selbst, daß sie nur dazu führen würden, die kleinen kulturellen Reserven unseres Volkes in seinen sozial niedrigen Schichten rasch zu erfassen und auf dem Schlachtfeld der modernen Großstadtzivilisation verbluten zu lassen.

Gut ist das, was Gründel vom Bevölkerungsoptimum sagt. Wenn es auch nur für primitive Zustände gültig ist, daß ein Land nicht mehr Menschen haben darf, als es ernähren kann, so ist es anderseits gleich wichtig, daß das Land auch nicht weniger Menschen hegen darf, als man braucht, um seine Schätze und Reichtümer heben zu können. Ich würde das nennen: das Gesetz vom jeweiligen Bevölkerungsoptimum. Gerne will ich betonen, daß sein letztes Kapitel über die Familie und die fruchtbare Ehe ganz im Sinne der bewußten Aufzucht und Aufartung gehalten ist, und meine volle Billigung findet. Daß Gründel diese Ideen nicht nur benützt, um ein Buch zu schreiben, sondern sie auch in die Tat umsetzen will, beweisen die Werbekarten am Schlusse seines Buches, welche er seiner Lesergemeinde vorlegt, um sie zur tätigen Mitarbeit heranzuziehen. Daraus ersieht man, daß ihm das Buch mehr ist als ein Buch, vielmehr ein Sprungbrett zur Tat. — Viel Glück dazu.

Lothar Gottlieb Tirala, Brünn.

Umwelt und Anlage.

Im Vordergrund der Beachtung der Erbbiologie steht die Streitfrage, ob die Erbanlage oder die Umwelteinflüsse für den Lebensgang und das Schicksal des Menschen die ausschlaggebende Rolle spielen. Von ganz verschiedenem Gesichtspunkte aus und mit verschiedener Methode geben drei Neuerscheinungen einen wichtigen Beitrag — wenn nicht eine Entscheidung — zu der alten Streitfrage.

v. Düring[1]) legt als Tatsachenurteil für eine praktisch verwendbare Definition von „normal" und „anormal" die Möglichkeit oder Unmöglichkeit, die Leichtigkeit oder Schwierigkeit der Individuen, sich in die soziale Gemeinschaft einzufügen, als Maßstab zugrunde. Die Schwierigkeiten der Persönlichkeit, sich sozial einzufügen, treten uns in der Schwererziehbarkeit entgegen, die durch Krankheit, geistige Minderwertigkeit oder einseitige hohe Begabung bedingt sein kann. Die Gesamtpersönlichkeit ist das Ergebnis der von den Eltern und Vorfahren überkommenen Erbanlagen und der Wirkung der Umwelt auf die ererbten Anlagen. — Die Anlage-Theoretiker finden sich vor allem unter den Naturforschern und Ärzten, welche für viele Fälle die Anlage als das Entscheidende durch ihre biologischen Beobachtungen anerkennen müssen, wenn sie auch durch die herrschende psychologische Denkweise immer mehr dazu geführt werden, die Bedeutung der Umwelt für das, was aus den Anlagen wird, anzuerkennen. — Die Milieu-Theoretiker finden sich vor allem unter den Pädagogen; auch die Individualpsychologie Adlers ist einseitig auf der Milieutheorie aufgebaut. Theoretisch geben die Pädagogen die Wichtigkeit der Anlagen zu, praktisch handeln sie aber so, als ob Erbanlagen nicht vorhanden wären, und wollen ein Ideal der Bildung und Persönlichkeitsformung, das ihnen fertig vor Augen steht, in die zu Erziehenden hineinlegen. — Selbstverständlich ist die Anlage allein nicht ausschlaggebend, sonst wäre alle Erziehung zwecklos; aber ohne Anlage kann nichts entwickelt werden; was zur Entwicklung kommen soll und kann, muß in der Anlage vorhanden sein. In der Anschauung, daß das Zusammenwirken von Anlage und Umwelt das Wesen der Erziehungsmöglichkeit ausmacht, müssen die streitenden Anschauungen sich finden. Die Anlagen sind ererbt, sie müssen im Keimplasma vorhanden sein, sie können aber durch Umwelteinflüsse — durch erworbene Eigenschaften — geschädigt werden, so daß eine allgemeine konstitutionelle Minderwertigkeit entsteht, die sich durch geringere Widerstandsfähigkeit, herabgesetzte Leistungs- und Lebensfähigkeit ausdrückt. Mannigfache Umwelteinflüsse können das Keimplasma oder die sich entwickelnde Frucht schädigen, so daß eine angeborene, aber nicht ererbte Minderwertigkeit in die Erscheinung tritt. Beim Schwachsinne überwiegt die Bedeutung der angeborenen Minderwertigkeit, bei den Psychopathen spielt die Umwelt, die ungeeignete oder mangelnde Erziehung, eine größere Rolle und entscheidet, was aus gleichen Anlagen unter verschiedenen Umwelteinflüssen wird. Aufgabe der Erziehung ist es, durch eine abgeschlossene Berufsausbildung soziale Brauchbarkeit zu erzielen und alle durch Anlage und Umwelt gefährdeten Jugendlichen vor dem Abgleiten ins Asoziale zu bewahren. —

Auch aus der soziologischen Studie von Uhsadel[2]) läßt sich Einiges zur Frage entnehmen. Die Untersuchung stützt sich auf die Ermittlungen über 150 kinderreiche Großstadtfamilien, die um Unterstützung bei der privaten Wohlfahrtspflege nachsuchten. Bei 17 Familien ließen sich auch die verstorbenen Kinder sicher ermitteln; es kamen auf 17 Familien 192 Geburten mit 116 lebenden Kindern (40% der Kinder gestorben!). Unter den trostlosesten Verhältnissen geht die Entfaltung dieser Familien vor sich, ohne einen bestimmten Willen zum Kinde trotz der Häufigkeit der Geburten. Wie in anderen Statistiken zeigt es sich auch hier, daß die Kreise, welche die Fürsorge am stärksten belasten, eine durchschnittlich hohe Kinderzahl haben. Die Pflegebedürftigkeit wird einmal durch die große Kinderzahl — z. B. in 21 Ehejahren 7 Fehlgeburten und 14 Geburten, von denen 7 Kinder starben — bedingt, andererseits ist jedoch beides, Pflegebedürftigkeit und hohe Kinderzahl, Ausdruck ein und derselben Ursache, der Halt- und Hemmungslosigkeit. Wie sie im übrigen Leben halt- und planlos leben, ohne Hemmungen und Bindungen, vernachlässigen sie durch das ungehemmte Triebleben die Reglementierung auch

---

[1]) E. v. Düring, Psychische Grenzzustände bei Kindern und Jugendlichen, Bd. 3 von Gesundheit und Erziehung. 1928. Karlsruhe, Verlag G. Braun, IV, 92 Seiten. Preis brosch. Mk. 3.—.

[2]) W. Uhsadel, Soziologische Verhältnisse kinderreicher Großstadtfamilien. Berlin 1928. J. A. Herbig. 69 Seiten. Preis Mk. 2.50.

bei der Kinderzeugung. Aus der großen Kinderzahl darf nicht auf ein strengeres sittliches Empfinden, das Verhütungsmaßnahmen ablehnt, geschlossen werden; die überreiche Kinderzahl ist eine Last, die die Verarmung steigert, die Ursache der Verarmung ist sie nicht. Auf dieselben Ursachen wie dieser Kinder„reichtum" muß der Mangel an Wohnraum, an Betten, Wäsche und Einrichtungsgegenständen zurückgeführt werden, nämlich auf die Unfähigkeit, die Verhältnisse des Familienlebens zu beherrschen und zweckdienlich zu regeln. Auch wegen des schlechten Gesundheitszustandes allein wurde keine Familie sozial brüchig. Im großen und ganzen ist es das Schicksal der Familien, daß sie noch weiter sinken; früh werden die Kinder in ein halt- und sinnloses Leben hinausgestoßen. Sie werden zu Männern, die keine Aufgabe kennen als die, sich durchzuschlagen und sich möglichst bequem auszuleben und zu Frauen, die ihre höchste Pflicht nicht kennen, zu Eltern neuer solcher kinderreicher Familien. Wenn auch die Bevölkerungspolitik den kinderreichen Familien besondere Aufmerksamkeit entgegenbringt, müssen doch in solchen Fällen gegen die Forderung des Kinderreichtums schwere Bedenken vorgebracht werden, wo nicht aus Pflichtbewußtsein gegen die Allgemeinheit die bevölkerungspolitischen Forderungen erfüllt wurden. Denn tatsächlich erwachsen aus dem Kinderreichtum dieser Familien die schwersten Aufgaben, Aufgaben, die nicht da wären, wenn diese Familien bewußt den Willen zum Kinde, die Freude am Kinde und das Verantwortungsbewußtsein gegenüber dem Kinde hätten.

Mit der biologischen Methode der Zwillingsforschung, die schon wesentlich zur Erforschung des Einflusses der Anlagen, mit denen ein Mensch geboren wird, und der Umwelt, in die er hineingeboren wird, beigetragen hat und noch weitere Ergebnisse erwarten läßt, untersucht Joh. Lange[3]) den Einfluß der schicksalhaften Erbanlage und der besserungsfähigen Umwelt auf die Entstehung von Verbrechen. Der Zwillingsmethode liegt die Tatsache zugrunde, daß eineiige Zwillinge — aus der gleichen Erbmasse hervorgegangen — sich in allen wesentlichen untersuchten Punkten völlig gleich verhalten, während zweieiige Zwillinge — aus zwei verschiedenen Eianlagen hervorgegangen — sich wie Geschwister verhalten.

Das Schicksal der Eineiigen wird von derselben Erbanlage beherrscht: je häufiger eine Erscheinung bei Eineiigen durchgehend sich übereinstimmend (konkordant) verhält, um so größer muß der Einfluß der Erbanlage sein; je weniger oft konkordantes Verhalten erbgleicher Zwillinge ist, um so geringer muß der Einfluß der Anlage sein. — Die Untersuchungen ergaben, daß bei 13 kriminellen eineiigen Zwillingen der andere Zwilling auch bestraft war 10 mal, nicht bestraft nur 3 mal. Bei 17 zweieiigen Zwillingen war der andere auch bestraft 2 mal, nicht bestraft dagegen 15 mal. Bei den Eineiigen ist der Einfluß der gleichen Erbanlage überwiegend, die Zahl der gleichzeitig bestraften zweieiigen Zwillinge entspricht der durchschnittlichen Geschwisterkriminalität. Daß bei den Eineiigen auch einige Paare sich nicht gleich verhielten, ist durch grobe mechanische Hirnschädigungen zu erklären, die auch andere Unterschiede bei den Paaren bedingten. Die eineiigen Zwillinge werden in schwierigen Lebenslagen stets von der gemeinsamen Triebgrundlage beherrscht. Obwohl zum Teil schon früh getrennt, in verschiedener Umgebung aufgewachsen, entgleisen sie zur selben Zeit mit gleichartigen Delikten, verhalten sich vor Gericht und im Strafvollzug völlig gleich. Ausnahmslos stammen die kriminellen Zwillinge aus psychopathischen Familien; ihre nicht kriminellen Angehörigen sind z. T. noch viel wertloser, nur fallen sie der Gesellschaft in einer Form zur Last, die sie bisher nicht hat straffällig werden lassen. Als wichtigste Folgerung aus den Erkenntnissen ergibt sich die Aufgabe der Prophylaxe, der Verhütung der Geburt von Menschen mit aktiv verbrecherischen Anlagen, wenn auch anzunehmen ist, daß es keinen fortpflanzungs-hygienischen Weg geben wird zur Verhütung der kleinen Rechtsbrecher. Die Hochzucht verbrecherischer Anlagen soll aber verhütet werden. Der Naturwissenschaftler und der Arzt können nur immer wieder das Schicksal im Verbrechen sehen, das stärker als der Einzelne mit seinem „freien Willen" ist, der die Triebregungen nicht genügend abbremsen kann. „Die Anlagen, mit denen Einer geboren wird, die Umwelt, in die er hineinwächst, sie sind Notwendigkeiten, sind Schicksal. Und Schicksal ist es, wie die Umwelt mit ihren zahllosen Einflüssen das Gesamt der Anlagen formt." Das Milieu aber ist zu einem erheblichen Teil von der Artung abhängig, die darüber entscheidet, in welcher Schicht der Gesellschaft der Einzelne sich befindet und welchen sozialen Verbrechensreizen er ausgesetzt

[3]) Joh. Lange, Verbrechen als Schicksal. Studien an kriminellen Zwillingen. 1929. Verlag G. Thieme, Leipzig. Preis kart. Mk. 7.—.

ist. „Alle jene, die immer und immer wieder auf Not, Elend und Entbehrungen als die wahren Urheber sozialer Entgleisungen hinweisen, hier finden sie eine neue Seite des Problems.“ „Daß die Milieutheoretiker sich belehren ließen, das freilich wage ich kaum zu hoffen. Es bleibt ja das Gespenst der ‚Gesellschaft‘, die es möglich macht, daß einer überhaupt steigen oder fallen kann.“ G. Moser.

Mitteilung.

Marburger Ferienkurse.

Die Marburger Ferienkurse, die vom 1.—28. August d. J. das Thema „Deutsche Sprache und Dichtung“ behandeln, haben mit der Versendung der Stundenpläne begonnen. Neben Marburger Dozenten finden wir unter den Vortragenden zahlreiche auswärtige Gelehrte von hohem Rufe, so Prof. Oskar Walzel-Bonn, Prof. Josef Nadler-Königsberg, Prof. Andreas Heusler-Basel u. a. Die Kurse schließen mit einer Studienfahrt an den Rhein. Trotz der Fülle des Gebotenen sind die Kosten verhältnismäßig gering. Auskunft durch die Geschäftsstelle der Ferienkurse, Marburg/Lahn, Rotenberg 21.

Besprechungen.

Karl Abele: Zur Siedlungsgeschichte des württ. Höhengebietes am Limes und östlich desselben in deutscher Zeit. 108 S. Kommissionsverlag von W. Kohlhammer, Stuttgart 1929. Preis Mk. 3,80.

Die Siedlungsgeschichte ist für die rassenkundliche Erforschung einer Gegend von Wichtigkeit, aber nur dann, wenn ihre Ergebnisse als zuverlässig anerkannt werden können. Leider trifft dies für die vorliegende Arbeit nicht zu. Es ist nicht ganz leicht, dies auszusprechen, da lange mühsame Beschäftigung mit den Quellen unverkennbar ist und die Veröffentlichung selbst anscheinend besondere Opfer des Verfassers gefordert hat. Vielleicht steckt sogar in dem Grundgedanken der Arbeit etwas Richtiges: eine stärkere Kolonisation während der zweiten Hälfte des 8. Jahrhunderts kann sehr wohl im nördlichen Württemberg im Gang gewesen sein. Verfehlt ist jedoch einerseits, daß die ganze Besiedlung dieses Gebietes in dieser Zeit erfolgt sein soll, andererseits der Versuch, eine Massenverpflanzung von Sachsen zu erweisen. Die Übereinstimmungen auf dem Gebiete des Rechtes beweisen dafür gar nichts, da es sich um viel zu junge Quellen handelt. Sehr unglücklich wird bei den Ortsnamen gearbeitet; nur beim völligen Mangel aller sprachgeschichtlichen Kenntnisse kann man z. B. (S. 72) lützel, michel, kapf, Affalter (= Apfelbaum) als niedersächsisch und dem Fränkischen fremd bezeichnen. Bei den angeblichen heidnischen Grabhügeln des 8.—10. (!) nachchristlichen Jahrhunderts kann gleichfalls nur ein sehr grober Irrtum vorliegen. Aber selbst die rechtsgeschichtlichen Angaben sind bisweilen höchst bedenklich, so wenn die gesamten freien Grundeigentümer der Gegend als „Benefiziare“ oder „Reichslehensleute“ aufgefaßt werden, oder wenn gar behauptet wird, daß die Verschenkung von „Reichslehensgrundstücken“ an die Kirche grundsätzlich frei gewesen sei (S. 29). Zweifellos beruht ein Teil der zahlreichen Mängel auf der Benützung veralteter Literatur. Es ist sehr schade, daß der Verfasser vor der Veröffentlichung nicht den Rat eines oder noch besser verschiedener Fachleute eingeholt hat. Die große Mühe und Liebe, die er sicher auf die Schrift verwandt hat, hätte dann zu einem besseren Endergebnisse geführt.

H. Zeiß.

Hektor Ammann: In und um Flandern. Nationalpolitische Eindrücke. 39 S. Züricher Post, Zürich 1928.

Der bekannte schweizer Nationalpolitiker gibt hier eine knappe, das Wesentliche herausheben Darstellung der flämischen Frage. In einer von Ost nach West gerade mitten durch Belgien und ein Eck vom östlichen Teile Nordfrankreichs abschneidenden Linie verläuft seit über einem Jahrtausend die germanisch-flämische und romanisch-wallonische Volksgrenze. In den Provinzen Ost- und Westflandern, Ant-

werpen, Limburg und dem Bezirke Löwen sitzen die Flamen in größter Dichte; Lüttich, Luxemburg, Namur, Hennegau und der Bezirk Nivelle in Brabant sind vorwiegend wallonisch. Die Flamen weisen eine weit größere Bevölkerungsdichte auf als die ihnen benachbarten Wallonen. Auf sie entfallen von den 7½ Millionen Gesamteinwohnern Belgiens rund 4 Millionen, auf die Wallonen dagegen rund 3. Der Geburtenüberschuß macht im Jahre rund 40 000 im flämischen Landesteile, rund 10 000 Seelen im wallonischen aus. Das flämische Volkstum, das im Mittelalter eine Ausdehnung weit über Dünkirchen hatte, ist gegenüber dem wallonischen dadurch ins Hintertreffen geraten, daß das flämische Bürgertum durch den starken, vor allem politischen Einfluß Frankreichs französisiert wurde. Die breite Masse des flämischen Volkes war so ihrer Führerschichte beraubt. Dieser Zustand hat sich längst geändert. Dem flämischen Volke sind eine ganze Reihe beachtenswerter Führer erwachsen und der Kampf des flämischen Volkstums um seinen Bestand ist entbrannt. Trotzdem nimmt auch heute noch die französische Sprache stärker zu als die flämische. Der Kampf ist ein kultureller um die Gleichberechtigung der flämischen Sprache an sämtlichen Schulen, vor allem den Hochschulen, in Staatsverwaltung und Heer. Da die Flamen die große Masse des Bauerntums, der Arbeiterschaft und des Kleinbürgertums stellen, Industrie, Handel und Bankwesen aber in wallonischen oder französischen Händen liegt, so ist der Kampf auch ein wirtschaftlich-sozialer und politischer, den die Flamen aber mit einem gewissen Ausblicke auf Erfolg führen.

Bruno K. Schultz.

Karl Bohnenberger: Über die Ostgrenze des Alemannischen. Tatsächliches u. Grundsätzliches. 75 S. Verlag Max Niemeyer, Halle a. S. 1928. Preis geh. Mk. 4.—.

Die vorliegende Untersuchung des bekannten Tübinger Germanisten ist zuerst in den „Beiträgen zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur" erschienen. Sie ist für die Abgrenzung der alemannischen Mundart gegen das Bairische und Ostfränkische wie für die Besiedelungs- und Stammesgeschichte des behandelten Gebietes gleich wertvoll. H. Zeiß.

Johannes Bumüller: Leitfaden der Vorgeschichte Europas. Textband 302 S., Bildband 85 Taf., 85 S. Erläuterungen. Dr. Benno Filser, Verlag, Augsburg 1925. Brosch. Mk. 15.—, geb. Mk. 20.—.

Der Verfasser hat sich die Aufgabe gestellt, auf Grund der besten fachwissenschaftlichen Werke eine umfassende, systematische Einführung in die europäische Vorgeschichte (von der älteren Steinzeit bis einschl. der Latènezeit) zu geben. Er vermeidet es, auf die heute zum Teil noch umstrittenen Fragen der Zuweisung bestimmter Kulturen an einzelne Völker (z. B. die Indogermanen) einzugehen und beschränkte sich auf eine sachliche Darstellung des erarbeiteten Tatsachenmaterials und eine Erklärung der in der Vorgeschichte üblichen Begriffe und Bezeichnungen, die dem auf ernstes Eindringen in den Stoff gerichteten Laien gute Dienste zu leisten vermag. Das Abbildungsmaterial beruht ganz überwiegend auf bekannten Hauptwerken der Vorgeschichte; für die jüngeren Perioden hätten die „Altertümer unserer heidnischen Vorzeit" neben dem so reichlich benutzten Déchelette — auch im Text — stärker herangezogen werden sollen.

H. Zeiß.

P. Lic. Hermann Clauß: Österreichische und Salzburgische Emigranten in der Ansbacher und Gunzenhauser Gegend. 140 S. Brügel u. S. Verl., Ansbach 1929. Preis Mk. 2,50.

Welch starke Bevölkerungsverschiebungen der Dreißigjährige Krieg und die darauffolgenden Religionskämpfe im deutschen Volke verursacht haben, sieht man für ein bestimmtes Gebiet, für die evang. Dekanate Ansbach und Gunzenhausen, aus vorliegender Arbeit. Hier wurden planmäßig sämtliche vorhandenen Kirchenbücher daraufhin durchforscht, ob und welche Eintragungen über Emigranten aus Bayern, Österreich, Salzburg, Böhmen oder Schlesien zu finden sind. Vor allen Dingen handelt es sich um die Zeit von 1630—1740. Dabei ergibt sich die erstaunliche Tatsache, daß in diesem Gebiet Mittelfrankens damals 25—50% der ev. Bevölkerung aus österreichischen und sonstigen Emigranten aus dem Süden bestand.

Nach einigen kurzen zusammenfassenden Worten des Verfassers finden wir das gesamte Material der Kirchenbücher nach Gemeinden und Jahren geordnet. Die Familiennamen und Herkunftsorte oder Gebiete sind dabei besonders berücksichtigt. Am Schlusse findet sich ein Register der Emigrantennamen und der Einwanderungsorte. Es sei für ostpreußische Familienforscher noch besonders hervorgehoben, daß sich an dieser Stelle auch eine ganze Reihe Nachrichten über Salzburgische Emigranten finden, über Eheschließungen, Taufen und Sterbefälle.

auch wenn diese Emigranten selbst fast alle nur auf der Durchreise nach Ostpreußen waren. Überhaupt stellt das Material des Buches eine Fundgrube der Familienforschung dar und ist gleichzeitig eine unbedingt notwendige Vorarbeit für eine moderne anthropologische Untersuchung der heute dort lebenden Bevölkerung.

Werner Essen.

Paul Ernst, Geschichten von deutscher Art. 1928. München. Verl. G. Müller. Preis Lwd. Mk. 10.—.

Die Gesellschaft für die Paul-Ernst-Spende läßt die gesammelten Werke dieses deutschen Dichters erscheinen, um ein schnelleres Eindringen in die besinnlichen Kreise des deutschen Volkes zu ermöglichen. In kurzen Erzählungen wird im vorliegenden Bande die Eigenart deutschen Denkens und Empfindens geschildert, eindringlich und zugleich unaufdringlich wird deutsche Wesensart, ihre Stellung zu Weltanschauungsfragen, dem Leser nahe gebracht, für die, wenn auch überdeckt, im Volke noch vorhandenen sittlichen Werte eingetreten. Alle, die an der Not der Zeit leiden, die um deutsches Wesen kämpfen, für eine ihm entsprechende Weltanschauung eintreten und diese auch in der Dichtung suchen, ohne Zugeständnisse an den Modegeschmack, mögen zu den Werken von P. Ernst greifen.

Moser.

Ignaz Göth: Sagen aus Südwestmähren. Znaim 1929, Verlag Fournier & Haberler. 64 Seiten.

Diese landschaftlich auf das Gebiet von Znaim, Mißlitz, Mährisch-Kromau und Zlabings begrenzte Arbeit wurde im Auftrage der „Arbeitsgemeinschaft für Heimatkunde im Znaimer Ländchen" herausgegeben. Sie umfaßt etwa 130, zum größten Teil noch unveröffentlichte Sagen aus diesem deutschen Grenzgebiete, die einigen Wert besitzen und landschaftliche Sonderprägung zeigen. Leider muß die Anordnung des Stoffes teilweise als verfehlt angesehen werden. Schwerer aber wiegt die „romantische" Wiedergabe einzelner Sagen, wie etwa der von der Tayafee, Thayana, der Nymphenkönigin Felizitas und anderer. Ausgemerzt werden müßten in einer etwaigen zweiten Auflage manche von den an Schauerromane erinnernden Ritterfagen und die mythologischen Deutungsversuche auf S. 36, 37, da sie mit den dort angeführten Sagen nichts zu tun haben. Überhaupt wäre auf die einfache und ungeänderte Wiedergabe von Sagen, wie sie in dem Büchlein etwa Ferd. Netounschek am besten trifft, mehr Gewicht zu legen.

Trotz dieser Fehler bedeutet das Büchlein einen Erfolg für die Znaimer Arbeitsgemeinschaft für Heimatkunde und zeigt ihr einen Weg, der, konsequent beschritten, noch viel tiefer in das Volksleben dieses deutschen Grenzgebietes führen könnte.

Alfred Karasek.

H. Güthlein und J. M. Ritz: Das Feuchtwanger Heimatmuseum. 32 S., 93 Abb. Dr. Benno Filser Verlag G. m. b. H., Augsburg 1929. Preis Mk. 3.—.

Es wird kaum eine andere deutsche Stadt von der Größe Feuchtwangens geben, die ein so reiches heimatkundliches Museum besitzt. Der vorliegende Führer gibt auch dem, der nicht selbst den Anblick dieser Schätze genossen hat, ein gutes Bild der vielseitigen Sammlungen, die vor allem an Schränken, an Zinnsachen und Töpfererzeugnissen Sehenswertes aufweisen. Einführung und Beschreibung sind knapp aber wohl abgewogen. Die neue Sammlung „Führer durch die bayerischen Orts- und Heimatmuseen" wird mit dieser Veröffentlichung, deren ausgezeichnete Bilder von J. M. Ritz aufgenommen wurden, in vielversprechender Weise eingeleitet. H. Zeiß.

Walter Gusmann: Wald- und Siedlungsfläche Südhannovers und angrenzender Gebiete etwa im 5. Jahrh. n. Chr. (Quellen und Darstellungen zur Geschichte Niedersachsens, Bd. 36.) 114 S., 1 Karte. Hildesheim u. Leipzig 1928, Verlagsbuchhandlung A. Lax. Preis Mk. 6.—.

Eine künftige Siedlungsgeschichte des deutschen Mittelalters bedarf als Ausgangspunkt einer möglichst genauen Karte der Verteilung von besiedeltem und unbesiedeltem Land vor dem Beginne der Rodungsbewegung. Die Herstellung einer solchen Karte hängt von den Vorarbeiten innerhalb der einzelnen Landschaften ab, und jede neue Untersuchung über ein Teilgebiet ist deshalb sehr willkommen.

Im einleitenden Abschnitt behandelt G. hauptsächlich die Grundlagen, die er aus allgemeiner und Pflanzen-Geographie, Geologie, Vorgeschichte, Orts- und Flurnamenforschung gewonnen hat. Leider fehlt eine Darstellung der geschichtlichen Verhältnisse, bei deren Ausarbeitung dem Verfasser vermutlich die Unhaltbarkeit verschiedener von ihm ungeprüft aus Arnolds „Ansiedlung und Wanderungen der deutschen Stämme" übernommenen Aufstellungen zum Bewußtsein gekommen wäre. Aus „heim"- und „hausen"-Orten ohne weiteres auf fränkische Besiedlung zu schließen, ist heute nicht mehr möglich. Nicht minder willkürlich ist es, die Entstehung von Orten auf „stett"

und „aha“ (u. a.) über das Jahr 500 hinaufzurücken. G. spricht gelegentlich so gesunde kritische Ansichten über den siedlungsgeschichtlichen Wert der Ortsnamen aus, daß man gerne wünschen möchte, er hätte diese Kritik noch weitergeführt. Allerdings stand ihm anscheinend die nötigen sprachgeschichtlichen Unterlagen nicht zur Verfügung; denn das sehr ausführliche Orts- und Wüstungsnamenverzeichnis gibt zu den heutigen Namen mitunter Quellenbelege an, deren Unstimmigkeit auffällt. (Z. B. Beulshausen: „Beselesbusen“; Eschershausen: „Ekwardesbus“; Wohlbrechtshausen: „Wilmeresbusen“.) — Unter den vorgeschichtlichen Funden kann Einzelfunden nicht, wie hier geschehen, grundsätzlich gleiche Bedeutung wie anderen beigemessen werden; es sei nur an die nicht selten nachgewiesene Verschleppung von Steinbeilen erinnert. —

Im besonderen Teil behandelt G. die Verhältnisse innerhalb der kleineren landschaftlichen Einheiten (wie Reinhardswald, Leinetal); seine eingehenden Darlegungen werden erst an Hand der geologischen Karte 1 : 25 000 voll verständlich. (Es ist sehr schade, daß der ausgezeichneten Übersichtskarte 1 : 200 000 nicht statt oder neben dem gewiß dankenswerten Deckblatt mit den Wüstungen ein solches mit — entsprechend vereinfachten — geologischen Eintragungen beigegeben ist.) Doch zeigt schon die Karte 1 : 200 000 sehr deutlich den grundlegenden Unterschied zwischen den seit alters im wesentlichen waldfreien Talniederungen, insbesondere der Weser und der Leine und dem Hügelland, das mit geringen, durch die Bodenart bedingten Unterschieden bis zur mittelalterlichen Rodung bewaldet war. Die Berichtigungen, welche sich aus den oben erwähnten Gründen ergeben werden, dürften zwar die genauere Linienführung, nicht aber die großen Grundzüge berühren, deren Herausarbeitung ein bleibendes Verdienst G. ist. Seine Arbeit wird naturgemäß in Hannover und den Nachbarlandschaften besondere Teilnahme erwecken; doch darf sie, da solche Versuche nicht allzu zahlreich sind, weit darüber hinaus Aufmerksamkeit beanspruchen, zumal sie es nicht versäumt, allgemeine Schlußfolgerungen aus den Beobachtungen an dem behandelten Gebiete zu ziehen.

H. Zeiß.

Adolf Häberle: Die Zunftaltertümer des Museums der Stadt Ulm. 156 S., 3 Textabbildungen, 29 Tafeln. Verl. d. Museums der Stadt Ulm, 1929.

Nach dem bereits früher erschienenen vor- und frühgeschichtlichen Verzeichnis von Goeßler und Veeck (das gute Bilder vor allem von Hallstatt- und Merowingerfunden enthält) finden nunmehr auch die selten reichen Zunftaltertümer des Museums eine treffliche Behandlung. Hier sei besonders auf die große Zahl von Meisterbildern bereits seit dem Ende des 17. Jahrhunderts hingewiesen, die sich auf den Schreinen verschiedener Zünfte befinden und — gleich anderen Zunftaltertümern — überaus wertvolle Quellen für die Familiengeschichte und für die gesamte Geschichte der Stadtbevölkerung darstellen. Der sachkundige Bearbeiter, Kustos A. Häberle, ist den Lesern von V. u. R. bereits durch den Aufsatz über die hübschen Rommelfiguren (V. u. R. 1927, 223 ff.) bekannt.

H. Zeiß.

Herbe Jugend. Gedichte von Hugo Otto Kleine. 1929. Wellersberg-Verlag. Lindenthal-Leipzig. Preis: Mk. 3.20. —

Der Verf., ein junger Arzt in Heidelberg, in Kollegenkreisen schon anerkannt durch seine „Klinische Sonette“ erhebt für die durch den Krieg gereifte Jugend seine Stimme; sie hat Anspruch gehört zu werden. In knapper, gedrängter Form gedenkt er der jugendlichen Helden und ihrer Toten; mit glühender Vaterlandsliebe geißelt er den Hader und Streit, die deutsche Zerrissenheit, fordert er Überwindung des Erbübels der Deutschen, durch die alle einende Liebe zum Vaterland. So kurz und treffend wie in der „Losung“ wurde der Adel deutschen Wesens selten erfaßt.

Moser.

Dr. Georg Leibbrandt: Die Auswanderung aus Schwaben nach Rußland 1816 bis 1823. Ein schwäbisches Zeit- und Charakterbild. 212 S. Ausland und Heimat-Verl. Stuttgart 1928.

Der vorliegende 21. Band der kulturhistorischen Reihe der Schriften des Deutschen Auslands-Instituts Stuttgart füllt sicher eine Lücke in der Betrachtung der Geschichte und der kulturellen Würdigung der schwäbischen Ostlandwanderung aus. Der Verfasser, selbst ein Schwabe aus dem Osten, hat außer allem gedruckten Material vor allem die Original-Auswanderungsquellen in Deutschland, besonders in Württemberg selbst durchforscht. Demzufolge liegt der Schwerpunkt der Arbeit auf der Untersuchung der Auswanderung und ihrer Beweggründe. Letzteres erforderte eine eingehende Würdigung der religiös-kirchlichen Zustände in Württemberg und der verschiedenen dort entstehenden Sekten. Neben die so entwickelten wirtschaftlichen und vor allem religiösen Momente im Lande traten nun

besonders günstige äußere Bedingungen, die eine Auswanderung gerade nach Rußland begünstigen. Dabei spielt die Persönlichkeit der Frau von Krüdener und die russischen Kolonisationsbestrebungen eine hervorragende Rolle. Ein zweiter kürzerer Teil schildert den Auszug selbst, der über Südrußland bis ins Wolga- und Kaukasusgebiet führt.

Die Schilderung der religiösen Motive der Auswanderung zeugt von einem besonders tiefen Verständnis, das wohl auf der bis heute anhaltenden religiösen Eigenart der Schwarzmeerdeutschen beruht, zu denen der Verfasser gehört. Bemerkenswert ist die Zusammenfassung der verschiedensten Quellen zu einem interessanten kulturgeschichtlichen Gesamtbild. Bei der interessanten Arbeit haben wir nur bedauert, daß außer der Zahl der auswandernden Familien und deren Auswanderungsarten nicht auch die Familiennamen und die näheren Familienverhältnisse genannt sind. Das hätte für familienkundliche und anthropologische Untersuchungen recht wertvoll werden können.

Werner Essen.

Dr. Friedrich Losch: Die Brautwerbungssage der deutschen Spielmannsdichtung. 1. König Oswald. VII und 142 Seiten. 8° (mit 19 Abbildungen). Im Kommissionsverlag der Süddeutschen Monatshefte, München 1928.

Der Rabe und Hirsch der Oswalddichtung haben es dem Verf. angetan. Der erstere, der als Bote verwendet wird, erinnert an die Raben Odins und an Botschaften, die gelegentlich in Vogelgestalt ausgerichtet werden. Der Hirsch, der den Heidenkönig fortlockt, ein Meisterstück der Goldschmiedekunst, gehört, ob er nun als wunderbarer Automat gedacht ist oder ursprünglich einen Menschen in sein hohles Innere aufzunehmen bestimmt war, der sich damit in einen Hirsch verwandelt, zu den vielen einen Jäger fortlockenden Hirschen in Sage und Märchen. Was er mit einem Sonnenhirsch zu tun haben soll, ist nicht einzusehen. Diese beiden Tiere führen aber nach L.s Meinung zwangsläufig zur Auffassung, daß allen einzelnen Gestalten der Erzählung sowie auch ihrer Handlung ein Sonnenmythos zugrunde liege.

Ebensowenig wie auf die Sonne läßt sich der Hirsch des Oswald auf Balder deuten, was für den Verf. ziemlich aufs selbe hinausläuft. Wo erscheint Balder hirschgestaltig? Von Freyr — den er aber von Balder trennt — ist solche Tiergestalt gelegentlich vorauszusetzen, da, wo er den Riesen Beli mit einem hjartarhorn statt eines Schwertes tötet, ohne daß ich ihn deshalb hier hereinziehen möchte. Auch der auf dem Kessel von Gundestrup abgebildete hirngehörnte Gott mit dem Hirsch neben sich ist nicht Balder, sondern der gallische Cernunnos.

Auf festerem Boden stünde L. nur, wenn er zeigen könnte, daß die Oswaldgeschichte in wesentlichen Zügen übereinstimmte mit einem Baldermythos, der überliefert, nicht ad hoc ersonnen ist. Balders Gattin Nanna soll die Sonne sein. Die Frauengestalt, die dem sterbenden Gott sonst zur Seite steht, ist aber nicht die Sonne. Ostara ist in L.s Augen dasselbe wie Nanna und auch nur ein Beiname der Sonnengöttin. Schon der Name selbst aber widerspricht dieser Auffassung. Denn germ. Austrō ist genau dasselbe Wort wie lit. aušra „Morgenröte und deren Göttin". Die Austro ist wohl ihrem Wesen nach nichts anderes als Aurora, Eos usw. nur in der Zeit des Lenzes, der sich längenden Tage, des frühen Morgenlichtes, besonders verehrt; ein Beiwort für die Sunna selbst ist ahd. Ostara sicher nicht. Auch andere Etymologien sind verfehlt, so die von Salunders und von Trougemunt, das von der Nebenform Trāgemunt „Dragoman (arab. targomān)" nicht zu trennen ist.

Das Gewagteste in dem Buche ist die Voraussetzung, daß der Naturmythos, den L. hinter der Oswaldgeschichte sucht, im 15. Jahrh. als solcher noch verstanden und in Bildwerken zum Ausdruck gebracht worden sei.

Wenn wir aber auch L.s Standpunkt nicht teilen, steckt doch auch für uns altgermanische Überlieferung genug im Oswald. Mit Händen zu greifen und längst aufgefallen ist die Ähnlichkeit der ganzen Handlung mit der Hildesage. Die Art der Entführung, die Schlacht mit dem nachsetzenden Vater der Geraubten und — vor allem ins Gewicht fallend — die Wiedererweckung der Toten sind übereinstimmende Züge. Germanische Heldensage hat also hier sichtlich eingewirkt. Und wer etwa versuchen wollte, weiter zur Göttersage zu gelangen, müßte sich an die ältere und ungetrübtere Überlieferung der Hildesage halten, deren ursprünglicher Schauplatz das noch nicht germanische Südufer der Ostsee gewesen ist, nicht an ihre Verschmelzung mit einem Legendenstoff und ihre spielmannsmäßige Ausgestaltung in einer Zeit, die alles Heidnische in den Orient verlegte.

Das „König Oswald" bietet übrigens gegenüber seinem Buch „Balder und der weiße Hirsch" aus dem Jahre 1892, auf das er sich im Vorwort beruft, kaum neue Gesichtspunkte. Auch jene ältere Veröffentlichung war keineswegs überzeugend, hat aber allerdings als interessante Belegsammlung bis heute ihren Wert behalten. Rudolf Much.

Adolf Moepert: Die Anfänge der Rübezahlsage. (Greifswalder Dissertation.) 136 S. Leipzig 1928. Verlag Herm. Eichblatt. Preis: geh. RM. 6.20, gebunden RM. 8.—.

Die Arbeit, die auch in der Sammlung „Form und Geist" erschienen ist, beschäftigt sich eingehend mit der bisherigen Rübezahlforschung, sodann mit der Natur des Gebirges und des Berggeistes, mit dem ältesten Rübezahlzeugnis (das nicht, wie zuletzt angenommen, aus dem 15. Jahrhundert, sondern von 1561 stammt), und endlich mit dem Namen des Berggeistes, der „Laborantensage" (jüngeren Zutaten) und mit der Lokalisierung der Sage. Sie wird hinkünftig für jede eingehende Beschäftigung mit Rübezahlfragen unentbehrlich sein. Wenn am Schluß die Bodenständigkeit des Geistes im Riesengebirge, wohl mit durchschlagenden Gründen, verfochten wird, so überrascht um so mehr, daß der Name Rübezahl auf welsche Einwanderer des 16. Jahrhunderts zurückgehen soll (S. 70 f.). Es ist sehr unglaubhaft, daß der Name aus einem deutschen (rü = rauh) und einem italienischen Bestandteil (pezzale) zusammengesetzt worden sei, abgesehen davon, daß der Verfasser nicht den Beweis erbracht hat, daß im Kärntner Heimatgebiet der Welschen oder an ihrem neuen ostmitteldeutschen Aufenthaltsort noch die Form ru im 16. Jahrhundert weiterlebte. Auch scheint die Gleichsetzung des tschechischen Namens Krkonoš (für das Riesengebirge und zugleich für Rübezahl) mit pezzale (beides soll Kappe, übertragen Nebelkappe der Berge bedeuten) keineswegs so sicher, wie der Verfasser dies hinstellt; zum mindesten wäre eine Auseinandersetzung mit B. Schier (Zeitschr. f. Ortsnamenforsch. 2, 61 ff.) nötig gewesen. Es ist nach wie vor wahrscheinlicher, Rübezahl als „Rübenschwanz" (mhd. zagel) zu erklären, wobei offen bleiben mag, ob dies etwa eine volksetymologische Deutung eines unverstandenen Namens ist; nach der Lage der Dinge wäre ja slawische Herkunft des Geistes nicht ganz unmöglich. Damit würde die Rübezahlsage zu jenen zu stellen sein, die ganz oder teilweise einem fremdvölkischen Vorstellungskreise entlehnt sind. H. Zeiß.

P. Sartori: „Westfälische Volkskunde". 2. verbesserte Auflage. 230 S., 18 Tafeln. Sammlung „Deutsche Stämme — Deutsche Lande". Quelle & Meyer, Leipzig. Geh. Mk. 4.80, Leinenbd. Mk. 5.80.

Sartoris Westfälische Volkskunde war einer der ersten Bände, die unter Leitung von der Leyens im Jahre 1922 in der Sammlung „Deutsche Stämme — Deutsche Lande" herauskamen. Gerade die Westfälische Volkskunde bedeutete überhaupt und von Grund aus etwas Neues, da sie in der ganzen Behandlung und vor allem Gruppierung des gesamten volkskundlichen Stoffes neue, eigene Bahnen ging. Zum erstenmal ist hier im Rahmen der Volkskunde mit dem naturgegebenen und durch die jahrtausendelange Arbeit der Generationen gewordenen Land, der eigentlichen Grundlage des Volkslebens und der Kultur begonnen worden. Folgerichtig hat Sartori daran Siedelung, Haus und Hof geschlossen und ging dann erst zur Einzelbetrachtung von Tracht, Sprache, Dichtung, Glaube und Brauchtum über. Dabei ist noch ganz besonders bemerkenswert, daß wiederum Sartori als einer der ersten den Mut hatte, das vielfach mißbrauchte Wort Aberglaube durch „Beiglaube" zu ersetzen, womit unvergleichlich viel besser das gekennzeichnet ist, was man in der wissenschaftlichen Volksforschung unter all den Glaubenselementen versteht, die bis zum heutigen Tag neben der christlichen Glaubenslehre sich seit den heidnischen Vorväterzeiten lebendig erhalten haben. Hier aber ist nun besonders bemerkenswert, daß Sartori nicht diese Bezeichnung neu geschaffen hat, etwa im Widerspruch zum eigenen Volksempfinden, sondern daß er diese Benennung aus dem eigenen Volk geschöpft hat, denn er sagt selbst S. 74: „Fast unübersehbar, wie überall, sind die Formen, in die der neben den christlichen Lehren herlaufende Aberglaube — der Westfale nennt ihn Bîglôwe — sich einkleidet."

Bei der Behandlung des Brauchtums folgt er der üblichen Einteilung, er stellt die Hauptstufen des Menschendaseins mit den Untergruppen Kindheit und Jugend, Hochzeit, Tod an die Spitze und schaltet nun aber vor den Zeiten und Festen des Jahres noch das Kapitel Leben und Arbeit ein. Hier kommt eine Unsumme von scheinbaren Nebensächlichkeiten zu ihrem Recht, die bei der volkskundlichen For-

schungsarbeit und ihrer Darstellung vielfach recht stiefmütterlich behandelt werden, indessen aber von nicht geringer Bedeutung sind für die Beurteilung des gesamten Volkstums. Ich greife zur Kennzeichnung nur ein paar Schlagworte heraus, die schon für sich allein genug sagen: Die Tagesmahlzeiten und die verschiedenen Gerichte, Brot- und Kuchenbacken, Wein und Bier, Viehzucht, Aussaat und Ernte, die letzte Garbe, Beerensammeln, Flachsbau und -bearbeitung, Spinnstuben, Dienstboten, Nachbarschaft, Volksbelustigungen und -zeitvertreib, Volksjustiz, Gemeindeangelegenheiten, die Marken.

30 Seiten Anmerkungen mit ausführlichen Quellennachweisen machen die Westfälische Volkskunde von Sartori zu einem ungemein wertvollen Nachschlagewerk für die allgemeine Volkskunde; betrachtet man außerdem noch den rein methodischen Wert, so liegt hier ein Buch nunmehr in 2. Auflage vor, das weit über die Grenzen seines engeren Stammesgebietes, das es behandelt, hinaus bedeutungsvoll und fruchtbringend ist für die Volkskundeforschung im ganzen deutschen Sprachgebiet.

Fr. Lüers.

Walter Scheidt: Einführung in die rassenkundliche Abteilung. Hamburgisches Museum für Volkskunde. Hamburg: Friederichsen, de Gruyter 1928. 28 S. kl. 8°. Mk. —.50.

Das Heft ist das erste einer Reihe von Führern durch das Hamburgische Museum für Völkerkunde, die der obige Verlag herausbringen wird. Es ist eher eine kurze, bündige Einführung in das Wesen der allgemeinen erbbiologischen Rassenkunde als ein Museumsführer: nicht eine trockene, zusammenhangslose Beschreibung der einzelnen Museumsobjekte bildet seinen Inhalt, wie das im allgemeinen bei Museumsführern der Fall zu sein pflegt; vielmehr erscheinen die in lebendiger Darstellung des Wissensgebietes gegebenen Hinweise auf die Museumsobjekte nur als Ergänzung dieser Darstellung, und für den Museumsbesucher wird die Betrachtung der Objekte an Hand der Scheidtschen Einführung zu einer geschlossenen Lektüre über das Kapitel: Allgemeine erbbiologische Rassenkunde. Diese pädagogische Wirkung ist der große Vorzug der neuartigen Darstellungsweise sowohl für den Besucher, wie für die Wertung der zur Schau gestellten Objekte.

Die Darstellung gliedert sich in 2 Hauptteile: 1. Begriffsbestimmungen und Grundtatsachen der erbbiologischen Rassenkunde, 2. Mittel der Forschung. — Die rassenkundliche Schausstellung des Hamburger Museums für Völkerkunde veranschaulicht Grundtatsachen der allgemeinen Rassenkunde: Erblichkeitslehre, Lehre von den Ursachen erscheinungsbildlicher Unterschiede, von Siebung und Auslese. Daß sich über diese Grundtatsachen unterrichten muß, wer sich mit Rassefragen beschäftigen will, ist eine durchaus zu unterstreichende Forderung des Verfassers, die zumal auch für Verfasser und Leser populärer Rassenbücher gelten sollte. Die Definition: „menschliche Erbgeschichte oder Genetik genannt, ist der Inhalt der Anthropologie", erscheint Ref. zu eng, läßt sie doch die Abstammungslehre, die gesamte rassenmorphologische Kraniologie, Osteologie (einschließlich der ganzen prähistorischen Anthropologie) und auch die auf massenstatistischen Querschnitten fußende Anthropographie unberücksichtigt. Die spezielle Rassenkunde soll im Hamburger Museum in den einzelnen völkerkundlichen Abteilungen zur Darstellung kommen: „eine wahre Kulturgeschichte der Völker (ist) ohne Rassenbiologie ebensowenig möglich, wie eine Rassenbiologie ohne Berücksichtigung der Umwelt, der Lebensbedingungen, der Natur des Landes, der umgebenden Menschen und der künstlichen Erhaltungshilfen." Diese Erkenntnis der gegenseitigen Bedingtheit, die auf ethnologischer wie anthropologischer Seite schon zu vielfacher Förderung und Vertiefung der Forschung geführt hat, wird im Hamburger Museum also auch museal zur Geltung kommen.

Die Besprechung der Mittel, bzw. Arbeitsweisen, die der Rassenforschung zur Verfügung stehen, enthält einige für Laienfreunde der Rassenkunde wichtige Hinweise: Nicht die Feststellung körperlicher Merkmale an sich ist der Zweck körperlicher Rassenstudien, sondern deren Verhältnis zum Organismus und zu den auf den Organismus wirkenden Faktoren, mit anderen Worten, deren Auslesewert. Schlüsse über den Zusammenhang von körperlichen und seelischen Eigenschaften, aus dem Vergleich ganzer Rassen- und Kulturkomplexe gewonnen, gestatten keine Rassendiagnose einzelner Personen. Die individuellen Möglichkeiten können nicht aus dem Erscheinungsbild, sondern nur nach dem Familienerbbild beurteilt werden.

Das Heft ist hervorragend geeignet, in Verbindung mit der Schausstellung, auf die es sich bezieht, ernstes Interesse für Fragen der Rassenforschung zu wecken.

Michael Hesch.

Hermann Schneider, Germanische Heldensage. 1. Band (Grundriß der germanischen Philologie XI), Berlin und Leipzig, Walter de Gruyter & Co. 1928. X und

442 S. 8°. Preis Mk. 15.—, geb. Mk. 17.—.

Gustav Roethes Gedächtnisse ist das Werk gewidmet, aber stärker ist in ihm wohl noch der Einfluß Andreas Heuslers, dessen hochverdienten literargeschichtlichen Positivismus Schneider z. T. noch überhöht. Die Heldensage wird zur reinen Literaturgeschichte, obgleich die Heldenlieder, die hinter ihr stehen, gerade nach Heusler etwas bis in die Knochen Unliterarisches sind, wie die germanische Dichtung auf alter Stufe überhaupt. Eine umfangreiche, übersichtliche Einleitung (42 S.) sucht den Begriff „Heldensage" zu klären und brauchbar zu machen als Grundlage der Forschung. Der Erfolg ist ein bedeutender. Der Grundsatz, nicht mehr anzunehmen, als wozu die Quellenlage zwingt, d. h. das Verfahren des mindesten Zugeständnisses an das Überlieferte, bewährt sich in der Praxis, obgleich es nicht schwer ist, einzusehen, daß es theoretisch eine Korrektur der Wirklichkeit, und zwar gewiß oft eine erhebliche, bedeutet. Straffheit und Klarheit wird auch dadurch erzielt, daß Schneider zuerst die einzelnen, in knappem Auszuge wiedergegebenen Sagen literargeschichtlich auf Abhängigkeit, Einflüsse, schrittweises Anwachsen usw. hin zergliedert (analytischer Teil S. 57 bis 377), um sie dann in einem zweiten Hauptabschnitte, den gewonnenen Ergebnissen entsprechend, wieder aufzubauen (synthetischer Teil S. 378—442). So müssen Annahmen nach der einen Richtung auch nach der anderen eine Art Gegenprobe bestehen. Ermanarich, Hilde, Nibelungen, Dietrich, Walther, Wolfdietrich werden in diesem ersten Bande behandelt und die Untersuchung verdichtet sich zum Schlusse zu einem literargeschichtlichen Gesamtbilde der Heldendichtung in ihren beiden Blütezeiten, der altgermanischen und hochmittelalterlichen. Freilich bleiben auch bei dieser Betrachtungsart, die sich von Problematischem und Hypothetischem, z. B. den Fragen der Herkunft der Heldendichtung, möglichst ferne hält, der Schwierigkeiten, ja Unsicherheiten, genug. Das liegt im Gegenstande und wird nicht bemäntelt. Leicht zu lesen ist das Buch daher nicht und es fordert, so bestimmt es auch schließlich mit gewissen Grundzügen hervortritt, doch nicht Hinnehmen, in Bausch und Bogen, sondern quellennahes Mitarbeiten. Die germanische Heldensage ist ein Gegenstand solcher Größe und Weite, daß sie durch eine einzelne Betrachtungsart gewiß nicht ausgeschöpft werden kann, und spätere Geschlechter, auch spätere Forschung, werden immer wieder von Neuem mit ihr um ihren innersten Gehalt ringen müssen. Schulmeinung, Lehrmeinung, persönliche Einstellung, soweit sie hereinragen müssen, sind im Grunde nur Mittel zum Zwecke der Zusammenfassung, die ohne solche Leitgedanken vielleicht überhaupt nicht zu erreichen ist und, wie sie hier vorliegt, über das Zeitbedingte aus sich heraus hinauswächst. Das Werk wird, wenn der zweite Band vorliegt, zum ersten Male einen geschlossenen Überblick über die ganze germanische Heldensage von einem einheitlichen Gesichtspunkte aus bieten, und schon der erste Band läßt erkennen, daß die Vollständigkeit, Durchdachtheit, in sich ausgeglichene Durchführung und Stoffnähe des Ganzen eine Leistung ersten Ranges ergeben wird.

Wolfgang Schultz, Görlitz.

Wilhelm Schremmer: „Schlesische Volkskunde". 190 S., 18 Abb. Priebatsch's Verlag, Breslau, Oppeln und Hindenburg (Oberschlesien). Geb. Mk. 4.50.

Das Buch atmet von der ersten bis zur letzten Seite eine eigenartige Luft, schlesische Heimatluft. Diese Volkskunde ist nicht nach vorhandenen schriftlichen, literarischen Quellen zusammengestellt und bearbeitet, sondern sie ist vom Verfasser „erwandert" worden. Darum ist ihr auch nicht nur eine besondere Art eigen, sondern diese Art erinnert lebhaft an Werke wie etwa von Wilhelm Heinrich Riehl, dem man ja nicht ohne Berechtigung den Namen „der große deutsche Wanderer" gegeben hat. Wer sich je mit dem Studium der Eigenart eines Volkes und sei es eines noch so eng begrenzten Teilstammes befaßt hat, der weiß, daß einem die wahre und einzige Erkenntnis nicht dadurch aufgeht, daß man sich in die Bücher all derer vergräbt, die vielleicht früher oder später, mehr oder weniger ausführlich diese Dinge schon einmal bearbeitet haben, sondern indem man zunächst einmal selbst engste Fühlung und Verbindung mit diesem Volk sucht, dessen Wesen und Eigenart, dessen Sprache, Glaube und Brauchtum man zum Gegenstand seiner wissenschaftlichen Forschungsarbeit gewählt hat.

Der schlesischen Volkskunde von Schremmer kommt aber gerade in unserer Zeit noch eine ganz besondere, vaterländische und völkische Bedeutung zu. Der Verfasser hat mit bestimmter Absicht der Betrachtung des Volkstums in Oberschlesien im Rahmen der gesamten schlesischen Volkskunde weitesten Raum gegeben.

Ohne jegliche tendenziöse Färbung, in durchaus, geradezu nüchterner Sachlichkeit, die aber gerade darum um so beweiskräf-

tiger ist, zeigt er die Jahrhunderte alten nie zerissenen und darum unlösbaren Zusammenhänge auf, zwischen dem gesamten schlesischen Land und Volk und dem Teil, den ein wahnsinniger Gewaltspruch davon loszureißen versucht hat.

Hier wird durch die Ergebnisse eindeutig gezeigt, wie die wissenschaftliche Forschung staatspolitisch im Interesse der Gerechtigkeit ausgewertet werden kann, ja sogar ausgewertet werden muß.

Die Einteilung des Buches ist unter diesen Gesichtspunkten eine ungemein glückliche. Es beginnt mit Siedlung, Haus und Hof, daran schließt sich Sprache und Dichtung, wobei dem schlesischen Volkslied ein besonders weites Feld eingeräumt wurde, dann folgt Sage und Märchen, Tanz, Tracht und Volkskunst und schließlich noch das Brauchtum. Gleichsam als Krönung und Ziel des ganzen Werkes bildet das Kapitel „Der Schlesier" den Schluß. Was sich aus den vorausgehenden Abschnitten für die Beurteilung des Volkscharakters ergeben hat, wird hier scharf und kurz noch einmal zusammengefaßt.

Die Angaben des Schrifttums für die einzelnen Kapitel sind ungemein fleißig zusammengestellt; für die Erleichterung der Benützung des Buches auch als Nachschlage- und Handbuch namentlich für die Lehrer hätten wir uns nur noch ein ausführliches Schlagwortverzeichnis gewünscht.

Fr. Lüers.

Friedrich Sprater: Die Urgeschichte der Pfalz. 2. Aufl. (Veröff. d. Pfälz. Ges. z. Förd. d. Wiss., Bd. 5). 132 S., 139 Abb. Verlag der Pfälz. Ges. zur Förd. d. Wiss.; Auslief. f. d. Buchh.: Dr. E. Jaegersche Buchhlg., Speier. Preis RM. 6.—.

Die pfälzische Urgeschichte Spraters besitzt den Vorzug, bei streng wissenschaftlicher Beurteilung des Gegenstandes allgemein verständlich zu bleiben. Im einleitenden Abschnitt werden die Denkmalgruppen (Gräber, Siedlungen, Kultdenkmäler, Depotfunde und Werkstätten) übersichtlich besprochen und die Besiedlung der Pfalz in vorrömischer Zeit geschildert. Daran schließt sich die Behandlung der einzelnen Kulturstufen von der Altsteinzeit bis zur Römerherrschaft, welcher der Verfasser ein eigenes Werk gewidmet hat. Eine reiche Anzahl guter Abbildungen dient der Erläuterung und Veranschaulichung. Das Buch ist aus der erfolgreichen Tätigkeit des Verfassers als Direktor des Hist. Museums der Pfalz in Speier hervorgegangen. Der rasche Absatz der früheren Auflage spricht besser als jede Empfehlung für seine Vorzüge.

Frankfurt a. M. H. Zeiß.

Otto Stolz: Die Ausbreitung des Deutschtums in Südtirol im Lichte der Urkunden. 2. Bd. 346 S., 17 Taf. Verlag R. Oldenbourg, München 1928. Brosch. RM. 14.50.

Von dem vorliegenden Werk, das die Stiftung für deutsche Volks- und Kulturbodenforschung Leipzig und das Institut für Sozialforschung in den Alpenländern an der Universität Innsbruck herausgeben, ist der 1. Band bereits in Volk und Rasse 3 (1928) 191 f. gewürdigt worden. Der 2. Band enthält einige Nachträge zum ersten, welche die einstige Ausbreitung des Deutschtums im heutigen Welschtirol, besonders im Fersental, betreffen. Die Hauptaufgabe des 2. Bandes ist die eingehende Darstellung der Ausbreitung des Deutschtums zwischen Bozen und Salurn und im benachbarten Nonsberg und Fleimstal, d. h. die deutsche Ansiedlung in dem äußersten Teil des geschlossenen Sprachgebietes, der heute am meisten der Gefahr der gewaltsamen Verwelschung ausgesetzt ist. Der Verfasser untersucht ausführlich, nach Gerichten und Gemeinden vorgehend, die ehemaligen Herrschaftsverhältnisse, die Orts-, Hof-, Flur- und Geschlechtsnamen, die Verwendung der deutschen Urkundensprache und die Angaben über die deutsche Volks- und Sprachzugehörigkeit bis zum Ende des 18. Jahrhunderts; für das 19. hat der 1. Band bereits das Nötige dargetan. Das umfangreiche, mit großer Sorgfalt gesammelte Material wird in rein wissenschaftlicher Weise vorgelegt, und gibt in dieser zurückhaltenden, bei eingehendem Studium aber ungemein aufschlußreichen Darbietung ein überaus eindrucksvolles Zeugnis für das Heimatrecht des deutschen Volkes und der deutschen Sprache südlich des Brenners ab. Die Tafeln bringen gute Proben deutscher Urkunden des 13. bis 15. Jahrhunderts aus Südtirol. Es ist dringend zu wünschen, daß die mühevolle Arbeit die ihrem Wert entsprechende Verbreitung findet. Wenn die geschichtliche Wahrheit über die Entwicklung der Südtiroler Verhältnisse zum Durchbruch gelangt, so ist damit wenigstens ein Schritt zur Änderung des Unrechts der letzten Jahre getan.

Frankfurt a. M. H. Zeiß.

Walter Sturm, Das Deutschtum in Litauen, Taschenbuch des Grenz- und Auslanddeutschtums Heft 16 b, 17. S. 1. Karte, 1929. Deutscher Schutzbund-Verlag Berlin.

Schlagwortartig gibt das kleine Heft die wichtigsten Zahlen an über die Volksverteilung von Deutschen, Litauern, Polen, Juden, Russen usw., sowie über die der Bekenntnisse, den Stand der Schulbildung,

Verteilung der Berufe auf die verschiedenen Nationalitäten usw. Übersichten über Landeskunde, Siedlungsgeschichte, politische Geschichte und die heutige Lage der Deutschen sowie eine nach Entwurf des Verfassers von A. H. Ziegfeld dargestellte Karte „Das Deutschtum in Litauen" vervollständigen das Heft und lassen es als eine wertvolle Bereicherung des Schrifttumes über das Auslanddeutschtum erscheinen.

B. K. Schultz.

E. Hinrichs: Niedersachsen in Wort und Bild; eine Bilderreihe des Gaues Niedersachsen im Verbande deutscher Amateurphotographen-Vereine. Lübeck 1928, Verlag Franz Westphal. 112 S., 100 Tafeln.

Es war ein glücklicher Griff des Gaues Niedersachsen des Verbandes deutscher Amateurphotographen-Vereine, das Ergebnis eines Diapositiv-Wettbewerbes, der das Gebiet Niedersachsens bildlich darzustellen hatte, in der vorliegenden Form veröffentlichen zu lassen. Mit wahrem Vergnügen muß man die prachtvollen künstlerischen Aufnahmen betrachten, denen ein kurzer, tiefe Heimatliebe bekundender Begleittext des Verfassers beigegeben ist, und wandert mit diesem gewissermaßen an Hand der Bilder durch ganz Niedersachsen, durch Stadt und Land, Heide und Moor, gelangt an die See und erlebt ihre wechselvollen Stimmungen. Man sieht aber auch die Wohnstätten des niedersächsischen Bauern und Städters und einzelne Volkstypen bei der Erfüllung ihres Tagewerkes. Die Bilder vermitteln so einen fast ergreifenden Einblick in das Sein und Leben eines deutschen Kernlandes.

Bruno K. Schultz.

Paul Walther: Schwäbische Volkskunde. 120 S., 20 Tafeln. Sammlung: Deutsche Stämme — deutsche Lande, herausg. von Prof. Dr. J. von der Leyen. Leipzig 1929, Verlag Quelle und Meyer. Preis: geh. Mk. 6.—, kein. geb. Mk. 7.80.

Nachdem heute bereits eine ganze Reihe volkskundlicher Arbeiten aus einzelnen Gebieten Schwabens vorliegen, ist es als weiterer erfreulicher Fortschritt zu betrachten, daß P. Walther darangegangen ist, das bisher Erarbeitete um Ergebnisse eigener Forschungsarbeit vermehrt in Form einer Gesamtdarstellung der Volkskunde des Schwabenlandes zusammenzufassen. Es war bei der so gestellten Aufgabe für den Verfasser natürlich notwendig, sich größtmögliche Beschränkung gegenüber der Fülle volkskundlichen Stoffes aufzuerlegen und nur das Wesentliche herauszuarbeiten.

Als Erstes behandelt der Verfasser die Grundlagen des schwäbischen Volkstums, das Land und seine Geschichte, wobei beachtenswerte Hinweise auf eine ganze Reihe stammes- und zum Teil auch volksfremder Einschübe an einzelnen Stellen des Landes gegeben sind, wie von vertriebenen Salzburgern, die Freudenstadt gegründet haben, und Piemontesen, die ebenfalls ihres Glaubens wegen vertrieben worden waren. Daran schließt sich eine Betrachtung über Schwabenart und Schwabensprache, zu welch letzterer der Verfasser gute Beispiele in gebundener Sprache und Prosa vorlegt. Der zweite und Hauptteil hat die volkstümliche Kultur, und zwar zunächst Volksdichtung, Sage, Glaube und Aberglaube, Volkswissen um die Natur und dann vor allem Sitte und Brauch in den drei aufeinanderfolgenden Unterabschnitten „Hauptstufen des Lebens", „Kirchliche Festzeiten" und „Alltag" zum Gegenstande. Den Schluß bildet ein Abschnitt über Dorfanlage, Hausbau und Volkstracht, dem noch als Anhang ein kurzer Beitrag über die Schwaben im Auslande angeschlossen ist, welcher einen wertvollen Überblick über die in alle Welt zerstreuten wichtigeren Schwabensiedlungen gibt. Ein reiches Anmerkungsverzeichnis weist auf das verwendete und weiteres Schrifttum über den betreffenden Gegenstand hin und ermöglicht es so, sich über einzelne Fragen auch noch ferner zu unterrichten.

Überblickt man das ganze Buch, so ist neben dem vielen Erfreulichen doch vielleicht das eine auszusetzen, daß es mehr oder weniger wie ein Buch gewordenes Museum über die Volkskultur Schwabens aus dem Zeitraume der letzten 80 bis 100 Jahre anmutet. Mit wissenschaftlicher Gründlichkeit ist der vorhandene Bestand aufgezählt, wobei aber eine Untersuchung über das ursprüngliche Alter und die richtige Zugehörigkeit der einzelnen Formen mangelt. Das, was sich erhalten hat und bis auf uns gekommen ist, sind bis auf wenige Ausnahmen sehr morsche Bruchstücke, denen man es nicht so ohne weiteres ansieht, wie sie ursprünglich zusammengehört haben und ob sie aus wirklich bäuerlicher Kultur oder übernommener mißverstandener städtischer stammen. Sie bedürfen noch der Ergänzung und Wiederherstellung, um sie vor den Augen des Lesers wieder zu voller Wirklichkeit und damit Bedeutung zu erwecken. Erwünscht schiene daher noch ein die Zusammenhänge aufdeckender Vergleich des verwandten Stoffes, der die Mittel in die Hand gibt, die Spreu vom Weizen zu sondern. Das schiene vor allem bei den Einzelabschnitten des zweiten Teiles notwendig.

Das Buch ist vorzüglich ausgestattet und bedeutet auch so eine erfreuliche Ergänzung der bekannten Sammlung Deutsche Stämme — deutsche Lande. Bruno K. Schultz.

Von Seele und Antlitz der Rassen und Völker

Eine Einführung in die vergleichende Ausdrucksforschung.

Von **Dr. Ludwig Ferdinand Clauß.**

Mit 231 Abb. auf 86 Kunstdrucktafeln.

Geh. Mk. 10.—, gebd. Mk. 13.—

Das vorliegende Werk gibt die Grundlagen zu einer exakten rassenpsychologischen Forschung. Clauß betont ausdrücklich, daß seine Forschung *nicht* ein Zweig der Naturwissenschaft sei, wiewohl sie Anthropologie ist, nämlich Menschenkunde, sie ist seelenkundliche (psychologische) Anthropologie, ein Zweig der vergleichenden Ausdrucksforschung, wie die naturkundliche Anthropologie ein Zweig der Naturwissenschaft ist. In ihren Grundzügen deutlich erkennbar, entwickelt sich hier eine durchaus neue Völkerpsychologie.

J. F. Lehmanns Verlag, München SW. 4

Homo-Test unverdünnte, haltbare Menschenblutsera zur Blutgruppenbestimmung.

Homo-Test-Serum A und B: Je ein ccm RM. 5.—, je 2 ccm RM. 10.—, je 5 ccm RM. 20.—. Homo-Test-Blutkörperchen: A oder B pro ccm RM. 4.—. Mitglieder der D.G.f.B. besondere Preise. Blutgruppenbestimmung an eingeschicktem Blut. Einzeluntersuchung RM. 3.—.

Dr. med. Wilhelm Hillsinger, Berlin-Lichterfelde-Ost Jungfernstieg 25, Telephon: G 3 Lichterfelde 5572

Stammbaum und Artbild der Deutschen

und ihrer Verwandten

Ein kultur- und rassengeschichtlicher Versuch.

Von **Prof. Dr. Fritz Kern**, Bonn.

Mit 445 Abb. Geh. Mk. 13.—, geb. Mk. 15.—

„Ich halte Kerns Buch für das *genialste*, welches seit Gobineaus Essay über die Bedeutung der Rasse für die Geschichte geschrieben worden ist; dabei ist es ungleich solider als dieses. Kern hat ein für einen Historiker ganz ungewöhnliches biologisches Verständnis, einen scharfen Blick für Körperformen und ein feines Gehör für die Äußerungen der Seele." Prof. Dr. Fritz Lenz.

J. F. Lehmanns Verlag, München SW. 4

Soeben erscheint:

Der nordische Mensch

Die Merkmale der nordischen Rasse mit besonderer Berücksichtigung der rassischen Verhältnisse Norwegens

Von **Dr. Halfdan Bryn**

Präsident der Kgl. Norw. Ges. der Wissenschaften

Mit 126 Abbildungen und 10 Karten. Geh. Mk. 9.—, gebd. Mk. 11.—

Im Mittelpunkt der meisten rassenkundlichen Erörterungen steht heute die Frage nach Wesen und Herkunft der nordischen Rasse. Diese Fragen sind schwer zu beantworten, solange man von dem Mischbevölkerungen in Mitteleuropa ausgehen muß. Viel klarer werden die Dinge, wenn man die rassischen Verhältnisse im Norden betrachtet; wo die nordische Rasse noch viel reiner und weniger verstädtert erhalten geblieben ist. Der Verfasser, einer der tätigsten Anthropologen Norwegens, gibt unter diesem Gesichtspunkt ein hochinteressantes Bild der norwegischen Bevölkerung und ergänzt dadurch die bisherigen Vorstellungen vom Wesen der nordischen Rasse in vielen wichtigen Punkten.

Seine Ergebnisse sind auch für die Beurteilung der rassischen Verhältnisse in Mitteleuropa grundlegend.

J. F. Lehmanns Verlag * München SW 4

Bücher, die wir unseren Beziehern für die Urlaubszeit empfehlen!

Große Naturforscher

Eine Geschichte der Naturforschung in Lebensbildern.

Von Prof. Dr. Philipp Lenard.

Geh. Mk. 10.—, gebd. Mk. 12.—.

Der Verfasser, Nobelpreisträger und einer der bedeutendsten deutschen Naturforscher der Gegenwart, wendet sich gegen die geistige Flachheit, die die Naturerkenntnis nur vom Standpunkt der Nützlichkeit aus betrachtet. Lenards Darstellung ist im Gegensatz dazu von höchstem Idealismus erfüllt.

Das Erbe des Enterbten

Von R. Böhmer,
ehem. Bezirksamtmann in Lüderitzbucht.

Geh. Mk. 5.—, gebd. Mk. 6.50.

„Wem es ernstlich um das Glück seines Vaterlandes zu tun ist, der muß sich mit diesem Werk auseinandersetzen, er wird vieles von größtem Interesse und eine Fülle von Anregungen finden. Nun wohl, die Theorie ist vorhanden, die Anregung gegeben, uns bleibt die Tat übrig. Das ist Sinn und Zweck des Werkes: die Aufforderung zur Tat!"

Deutsche Arbeitgeberzeitung.

Das Bauerntum

als Lebensquell der nordischen Rasse

Von Dipl.-Landwirt R. Walter Darré.

Geh. Mk. 18.—, gebd. Mk. 20.—.

„Wir übertreiben nicht, wenn wir bemerken, selten ein Buch von wissenschaftlicher Tiefe gelesen zu haben, das so eingehend und spannend eine ungeheure Fülle von Stoff vor uns ausbreitet, daß man immer wieder erstaunt, wieviel der Mann gesehen hat und wie wenig geschult das eigene Auge war."

Dr. Traub i. d. „Eisernen Blättern".

Des Tacitus Germania

Herausg., übersetzt u. mit heimatkundlichen Anmerkungen versehen von

Prof. Dr. E. Fehrle-Heidelberg.

Mit 39 Abb. u. 1 Karte. Geh. Mk. 4.50, gebd. Mk. 6.—.

„Nicht nur der Philologe und der klassisch Gebildete, auch der Laie, der nur wenig oder gar kein Latein kennt, besitzt in der Fehrle'schen Ausgabe einen Führer durch die Frühgeschichte seines Volkes, wie er besser gar nicht gedacht werden kann."

Siedlungskunde

des deutschen Volkes

Von Prof. Robert Mielke, Berlin.

Mit 72 Abb. und 6 Tafeln. Geh. Mk. 8.—, gebd. Mk. 10.—.

„Ein Werk aus einem Guß, ein immer reizvoller Führer auf Wanderungen, wie sie Mielke selbst oft durch die deutschen Gaue unternommen hat. Es hilft die Anschauung vom deutschen Volk zu vertiefen wie kaum ein zweites Buch." Die Heimat.

Kunst und Rasse

Von Prof. Dr. P. Schultze-Naumburg.

Mit 159 Abb. Geh. Mk. 7.50, gebd. Mk. 9.—.

„Schultze-Naumburg zeigt, wie unser heutiges Kunstschaffen zu erklären ist aus dem rassischen Niedergang unseres Volkes; er hat den Mut auszusprechen, daß für viele Künstler das Degenerativ-Krankhafte das Ideal ist. Sein Buch ist eine schwere Anklage gegen unsere Zeit." Prof. Rittershaus.

Dr. Hans F. K. Günther:

Rassenkunde des deutschen Volkes

13. Aufl. 1929. Mit 526 Abbildungen u. 28 Karten. Geh. Mk. 12.—. Lwd. Mk. 14.—, Halbleder Mk. 18.

„Günthers Buch bietet über Rassenfragen die beste Auskunft. Mit vollem Recht darf es das Verdienst in Anspruch nehmen, zum ersten Male eine Gesamtdarstellung der rassischen Verhältnisse innerhalb des deutschen Volkes zu geben."

Prof. von Below-Freiburg.

Rassengeschichte

des hellenischen u. des römischen Volkes

Mit einem Anhang: Hellenische und römische Köpfe nordischer Rasse.

Mit 3 Karten und 147 Abbildungen.
Geh. Mk. 6.50, gebd. Mk. 8.—.

Hinterlassen hat uns das einst nordische Volk der Griechen die Lehre, daß ein Volk nur dann die Kultur, die es schuf, tragen und weiterbilden kann, wenn es die wichtigsten biologischen Grundsätze niemals außer acht läßt.

J. F. Lehmanns Verlag / München SW. 4

Verantwortlich für die Schriftleitung von „Volk und Rasse": Prof. Dr. O. Reche, Leipzig und Dr. Bruno K. Schultz, München.
Verantwortlich für den Anzeigenteil: L. Waibel, München N 23. — Verlag: J. F. Lehmann, München.
Druck von Dr. F. P. Datterer & Cie., Freising-München.

Jahrgang Heft 4 Oktober (Gilbhart) 1929

FEB 1930

Volk und Rasse

Schriftleitung: Prof. Dr. O. Reche, Leipzig u. Dr. Bruno K. Schultz, München

J. F. Lehmanns Verlag / München

Bezugspreis jährlich M. 8.—, Einzelheft M. 2.—

Inhalt:

Der gegenwärtige Stand unserer Kenntnisse von der Rassenkunde der Friesen. (Schluß). Von Prof. Dr. Otto Reche. (Mit 19 Abbildungen) . . Seite 19

Ein Beitrag zur frühdeutschen Besiedlung Württembergs. Von Dr. Walther Veeck, Stuttgart . . . . . „ 21

Die eiszeitlichen Kulturen in Europa. Von Dr. Eduard Beninger, Wien. (Mit 3 Abbildungen) . . . . . „ 22

Die Bastarnen. Von Dr. K. Tackenberg, Hannover. (Mit 15 Abbildungen) . . „ 23

Kleine Beiträge . . . . . „ 24

Buchbesprechungen . . . . . „ 24

Begabung und Stammesherkunft im deutschen Volke

Feststellungen über die Herkunft der deutschen Kulturschöpfer in Kartenbildern

Von **Kurt Gerlach**

23 zweifarbige Karten, 1 zweifarbige Tafel, 1 Deckblatt, 112 Seiten Text und Namenverzeichnis von gegen 5000 deutschen Dichtern, Musikern, Malern, Mathematikern, Ärzten und Generälen. Preis geh. Mk. 10.—, Lwd. Mk. 12.—.

Woher stammen die großen Deutschen, die Künstler, Gelehrten und Soldaten, welche Landschaften, welche Stämme haben sie hervorgebracht? Diese Fragen beantwortet der Verfasser, indem er die Geburts- oder Heimatorte von 5000 Deutschen nach zeitlichen und beruflichen Gruppen geordnet in Landkarten einträgt. Es ist ungemein reizvoll zu verfolgen, wie die Quellen der Ströme deutscher Kultur in den Jahrhunderten wechseln, wie sie in einzelnen Landschaften versiegen, in anderen neu zu springen beginnen.

Die Karten lehren auch, daß nicht eine bestimmte Rasse den Hauptanteil an dem trägt, was man allgemein deutsche Kultur nennt. Allerdings zeigt Gerlach, daß ohne die nordische Rasse die deutsche Kultur nicht zu denken sei, ja daß die deutsche Kultur mit dem Verschwinden der nordischen Rasse bedroht wäre. Es kommt also letzten Endes darauf an, wenn man die deutsche Kultur auch fernerhin zu erhalten wünscht, sich der nordischen Rasse anzunehmen, ob man ihr nun angehört oder nicht.

J. F. Lehmanns Verlag / München SW. 4

Volk und Rasse

Illustrierte Vierteljahrsschrift für deutsches Volkstum

Herausgeber: Prof. Aichel (Kiel); Dr. Bächtold (Basel); Prof. Dethleffsen (Königsberg i. Pr.); Prof. Fehrle (Heidelberg); Prof. Fischer (Berlin); Prof. Hambruch (Hamburg); Prof. Helbok (Innsbruck); Prof. Lehmann (Altona); Dr. Lüers (München); Prof. Mielke (Hermsdorf b. Bln.); Prof. Mollison (München); Prof. Much (Wien); Prof. Panzer (Heidelberg); Dr. Peßler (Hannover); Prof. J. Petersen (Berlin); Prof. Sartori (Dortmund); Prof. W. M. Schmid (München); Prof. Schultz (Königsberg); Prof. Schultze-Naumburg (Saaleck); Prof. Thurnwald (Berlin); Prof. Wahle (Heidelberg); Prof. Wrede (Köln); Dr. Zaunert (Wilhelmshöhe); Dr. Zeiß (Frankfurt/M.).

Schriftleitung der Zeitschrift: Universitätsprofessor Dr. Otto Reche, Gautzsch bei Leipzig, Ring 35, und Dr. phil. Bruno Kurt Schultz, München, Neuhauserstr. 51.

Verlag: J. F. Lehmann, München SW. 4, Paul Heyse-Straße 26.

Jährlich erscheinen 4 Hefte. Bezugspreis jährlich M. 8.—, Einzelheft M. 2.—.

Postscheckkonto des Verlags München 129.

Postsparkasse Wien 89 594. — Konto bei der Bayerischen Vereinsbank München. — Konto bei der Kreditanstalt der Deutschen e. G. m. b. H. Prag II, Krakauerstraße 11 (Postsparkassenkonto der Kreditanstalt: Prag 62 730). — Schweizerische Postscheckrechnung Bern III 4845. Schwed. Postscheckkonto Stockholm 4167.

4. Jahrgang Heft 4 Oktober (Gilbhart) 1929

Der Verlag behält sich das ausschließliche Recht der Vervielfältigung und Verbreitung der in dieser Zeitschrift zum Abdruck gelangenden Originalbeiträge vor.

Der gegenwärtige Stand unserer Kenntnisse von der Rassenkunde der Friesen.

Von Prof. Dr. Otto Reche.

Mit 19 Abbildungen.

(Schluß.)

Modernes Material.

Modernes Material aus dem friesischen Terpgebiet ist selten; zur Verfügung stehen nur 8 Schädel aus der Umgebung von Sneek und der Längen-Breiten-Index von 27 bei Hallum gefundenen Exemplaren, über die sonst keine Angaben vorliegen. Zu diesen eigentlichen Terpschädeln nimmt A. zum Vergleich noch 35 Schädel aus der kleinen Stadt Leeuwarden[50]), trotzdem diese an der Grenze des Terpgebietes liegt und die Wahrscheinlichkeit fremder Beimischung vorhanden ist; auch eine kleine Serie aus Hoek wird mitverwendet (10 Stück).

[50]) Diese Schädel sind in zwei Serien von A. Folmer beschrieben.

Die Kapazität der 8 meßbaren Schädel von Sneek zeigt einen Durchschnittswert von 1522,5 ccm bei 4 ♂ und 1322,5 ccm bei 4 ♀. 33 Leeuwardener zeigen bei 17 ♂ einen von 1494 ccm, bei 16 ♀ einen von 1334 ccm; beide modernen Serien liegen also deutlich unterhalb der alten Friterpians, die Kapazität ist bei den modernen geringer.

Die größte Schädel-Länge bewegt sich bei den 8 Schädeln von Sneek zwischen den Gruppen 175—179 und 190—199, bei 35 aus Leeuwarden zwischen den Gruppen 165—169 und 190—199, bei den 10 aus Hoek zwischen den Gruppen 170—174 und 185—189; die Einzelzahlen sind leider nicht angegeben. Immerhin geht aus der Gruppeneinteilung und einer von M. gegebenen Tabelle hervor, daß bei den alten Friterpians die Zahl der „langen" (über 196 mm Länge) recht groß ist, daß bei den 8 aus Sneek immer noch 2 über 196 liegen, daß aber bei den 35 aus Leeuwarden nur noch einer diese Grenze erreicht, daß bei den 10 aus Hoek die längsten nur noch in der Gruppe 185—189 liegen. Diesem Abnehmen der Schädellänge bei den modernen Serien entspricht auch ihr geringerer Durchschnittswert: bei den alten Groterpians ist er 189 mm, bei den 8 aus Sneek 186,7 mm, bei den 35 aus Leeuwarden nur noch 181 mm, und bei den 10 aus Hoek gar nur 180,6 mm, obgleich bei letzteren ausgesprochen „kurze" Schädel nicht vorkommen, alle vielmehr im Bereich der Gruppe „mittellang" liegen. Die Abnahme der durchschnittlichen Schädellänge wird also nicht durch Beimischung von „Kurzen", sondern durch die Abwesenheit von „Langen" hervorgerufen.

Bei der größten Schädel-Breite finden wir umgekehrt ein geringes Ansteigen der Durchschnittswerte bei den modernen Schädeln: bei 45 alten Friterpians befinden sich 41 im Bereich der Zahlen 130—149 (sind also „mittelbreit") und 4 nur in der Gruppe 150—154 („breit"), der Durchschnittswert ist 141 mm; bei 8 aus Sneek sind nur „mittelbreite" vorhanden, Durchschnittswert trotzdem 142; bei 35 Leeuwardenern sind 29 „mittelbreit", 6 „breit" (davon einer mit 156), der Durchschnittswert ist 142; bei 10 aus Hoek endlich sind wieder nur „mittelbreite" da, aber sie liegen mehr nach der Gruppe der „Breiten" hin; Durchschnittswert daher 142,3. Die Durchschnittswerte besagen auch hier nicht viel, und das Ansteigen ist nur sehr gering; wichtige typische Unterschiede in der Schädelbreite brauchen also zwischen den alten und den neuen Serien nicht zu bestehen. Immerhin sind die 8 aus Sneek und die 10 aus Hoek (also die modernen Terpschädel) den alten Friterpians ähnlicher, als die Städter.

Die „ganze Höhe" zeigt, daß sich in diesem Maße die alten Friterpians, die 8 aus Sneek und die 10 aus Hoek in der Variation fast genau decken, allerdings mit einer kleinen Verschiebung nach den niedrigen Maßen; die 31 Städter aus Leeuwarden machen auch keine große Ausnahme, nur haben sie ein sehr niedriges Exemplar mit nur 114 mm Höhe; die Durchschnittszahlen zeigen eine geringe Abnahme bei den modernen Schädeln: bei den alten Friterpians beträgt der Wert 134,7, bei den 8 aus Sneek 133, bei 31 aus Leeuwarden 130 und bei 9 aus Hoek nur 128,2.

Bei der Basion-Bregma-Höhe haben wir eine ähnliche Erscheinung: auch hier die Verschiebung bei den modernen nach den niederen Zahlen hin und eine Abnahme der Durchschnittswerte; diese betragen: bei den alten Friterpians 133,7, bei 8 aus Sneek 132, bei 32 aus Leeuwarden 129 und bei 9 aus Hoek 129 mm.

Für den Längen-Breiten-Index ergibt sich folgende Tabelle, in die auch 87 von J. Sasse beschriebene moderne Schädel aus Leeuwarden, 15 moderne Friesen

(auch nach J. Saſſe) und zum Vergleich 438 Hamburger (nach Troſt) und 777 Amſterdamer (nach L. Bolk) aufgenommen werden[51]):

	dolichokran					meſokran					brachykran								Durch-ſchnitt
♂ + ♀	9	70	1	2	3	4	5	6	7	8	9	80	1	2	3	4	5	6	7	9	
45 Frit. . . .	2	3	5	7	6	6	8	3	1	2		2									74
27 Hall. . . .		2		1	4		4	3	2	1	3	5	1		1						76,9
8 Sneek . .					1	1	3		1			1	1								76,9
35 Leeuw. . .				2		2	1	5	7	5	4	1	2	2		2	1			1	78,4
87 Leeuw. . .		1	1	2	7	7	8	13	8	9	5	8	7	4	1	2		1	1	2	77,1
15 mod. Frieſen				1			1	3	1	3	3		2		1						78,3
10 Hoek . . .					1			2		3	1	1	1					1			78,9
438 Hamb. . .																					77,4
777 Amſt. . . .																					78,3

Während alſo auch die modernen Terp-Schädel (Hallum und Sneek) noch wenig „brachykrane", alſo zahlenmäßig „kurzköpfige" aufweiſen, vielleicht allerdings eine Folge der zu kleinen Serie, ſteigt die Zahl der „Kurzköpfe" bei den Städtern aus Leeuwarden, und weiſen dieſe „Kurzköpfe" z. T. auch ſehr hohe Index-Werte auf; nur dadurch, daß auch zahlreiche Dolichokrane vorhanden ſind und eine ſtarke Häufung im Bereich der Meſokranie, ſind die Durchſchnittszahlen verhältnismäßig niedrig. Auf jeden Fall gewinnt man den Eindruck, daß mindeſtens die ſtädtiſchen Serien raſſiſch nicht mehr einheitlich ſein können und daß ſich unter ihnen zweifellos echte Kurz- und Breitköpfe befinden.

Der Längen-Höhen-Index zeigt bei den modernen Serien nur eine durch die kleinere Zahl bedingte geringere Variation, aber die Verteilung über die chamae- und orthokrane Gruppe iſt ungefähr die gleiche, wie bei den alten Friterpians; auch die Durchſchnittszahl weicht kaum ab; während ſie bei dem alten Fr. 69,8 betrug, hat ſie bei den 8 aus Sneek den Wert 71,2, bei 31 Leeuwardenern 71,5 und bei 10 aus Hoek 70,6; die modernen Schädel, die zufällig zur Unterſuchung kamen, ſind, wie oben ſchon erwähnt wurde, meiſt relativ kürzer.

Der mit der Baſion-Bregma-Höhe berechnete Breiten-Höhen-Index zeigte bei den alten Friterpians eine deutliche Anhäufung im Bereich der Metriokranie, alſo der mittelhohen Werte, und eine Durchſchnittszahl von 94,7. Unter den modernen Serien ſind bei den 8 aus Sneek, offenbar zufällig, 5 akrokrane, nur 1 tapeinokraner Schädel, ſo daß ſich die hohe Durchſchnittszahl von 96,8 ergibt. Die Leeuwardener zeigen eine große Schwankungsbreite mit Neigung zu niedrigen Zahlen und einen Durchſchnittswert von nur 90,5; bei den 10 aus Hoek liegen die Verhältniſſe ähnlich: Durſchnittszahl: 90,8. — Die Schädel der modernen Städter ſind alſo niedriger, als die der alten Friterpians und der moderneren Terp-Schädel.

Die Obergeſichtshöhe der modernen Serien hat eine geringere Schwankungsbreite als die der alten Friterpians und eine ziemlich deutliche Neigung zu geringeren Maßen; das kommt auch in den Durchſchnittszahlen zum Ausdruck: bei den alten Fr. 73, bei denen aus Sneek 70,3, bei den Leeuwardenern 69 und bei denen aus Hoek nur 67.

[51]) Nyèſſen, a. a. O. S. 188; die Tabelle iſt hier etwas vereinfacht.

Die Jochbogen-Breite zeigt bei den modernen Schädeln ebenfalls geringere Werte, eine Verschiebung der Variation nach der Seite der kleinen Zahlen; dem entsprechen auch die Durchschnittswerte: bei den alten Fr. 133, bei den Stücken aus Sneek 128,1, bei den Leeuwardenern 125, bei denen aus Hoek 131,3. Die Trennung[52]) der Geschlechter ergibt dabei kein so klares Bild, so daß hier sicher die geringe Zahl der untersuchten Schädel ein Zufallsergebnis gezeitigt hat, aus dem man keine Schlüsse ziehen darf.

Die Nasen-Länge (Höhe) ist bei allen Serien ungefähr die gleiche, die Durchschnittszahlen sind sogar fast identisch; nur die 7 Schädel aus Sneek haben einen höheren Wert: offenbar ein Zufall der kleinen Serie; die Werte sind: bei den alten Fr. 51 mm, bei denen aus Sneek 54,4 mm, die aus Leeuwarden 51 mm, die aus Hoek 51,4 mm. Bei allen Serien ist also die Nasenhöhe recht bedeutend.

Die Nasen-Breite zeigt größere Unterschiede: besonders die aus Sneek und aus Hoek haben verhältnismäßig schmalere Nasen; die Durchschnittszahlen sind: alte Fr. 25 mm, Sn. 22,5 mm, Leuw. 23,4 mm, H. 22,6 mm.

Der Obergesichts-Jochbogen-Index ist bei den beiden miteinander verglichenen Serien, den alten Friterp. (Durchschn. 54,5) und den Leeuwardenern (55,4) im Durchschnitt ziemlich gleich; die Variation ist bei der kleineren Serie (der modernen aus L.) auch kleiner.

Der Nasen-Index der modernen Leeuw. ist mit einem Durchschnitt von 47,5 (Variation 39,2—55,1) kleiner als bei den alten Friterpians (49,2) und den alten Groterpians (47,6); wichtig dürften diese Unterschiede aber nicht sein.

Zusammenfassend kann man sagen: Die Kapazität der Modernen ist kleiner, ebenso die Schädellänge, die Schädelhöhe, der Breiten-Höhen-Index, die Obergesichts-Höhe, die Jochbogen-Breite, die Nasen-Breite, der Nasen-Index; größer ist bei den modernen Schädeln: die Breite der Hirnkapsel, der Längen-Breiten-Index; ziemlich gleich bei alten und neuen Schädeln sind: der Längen-Höhen-Index, die Nasen-Länge (Höhe), der Obergesichts-Jochbogen-Index.

Der wichtigste Unterschied besteht also darin, daß unter den modernen Westfriesenschädeln die „Mesokranie" (die mittellange Kopfform) überwiegt, während bei den alten die ausgesprochenen Langköpfe eine große Rolle spielten; und daß zweitens bei den modernen Serien (besonders bei den Städtern) typische und echte „Kurz-Breit-Köpfe" auftauchen, die auf das Eindringen eines fremdrassigen Elementes hinweisen, das im Lande offenbar verhältnismäßig jung ist. Besonders aufgefallen ist Nyèssen die starke Übereinstimmung der modernen Westfriesen mit den ziemlich modernen Hamburger Schädeln, und er meint, das zeige an, „daß überall längs der Nordsee sich eine hauptsächlich mesokrane Bevölkerung findet, deren Schädel-Index um 78 herum liegt. Über die Herkunft der kurzköpfigen Elemente ist nach seiner Meinung nichts festzustellen, da die Serie der Kurzköpfe zu klein sei, und man wird ihm hierin beipflichten müssen. — Die Unterschiede zwischen alter und moderner Bevölkerung beruhen also in der Hauptsache auf solchen der Hirnkapsel; die des Gesichtes sind gering.

Moderne Groterpians. Zum Vergleich heranzuziehen sind von Folmer gemessene (30) lebende Einwohner von Hunsingoo (15 ♂ und 15 ♀). Mitverwertet und stellenweise zum Vergleich herangezogen werden 48 lebende von J. Sasse gemessene Einwohner von Nieuweschans, 46 Schädel aus der gleichen

[52]) Bei der Durchschnittszahl der Frauen ist bei N. (S. 183) ein Druckfehler: 142,2 stehen geblieben; es dürfte 122,2 heißen.

Stadt, 10 Schädel aus Bellingwolde (da diese Orte dem Terpgebiet benachbart liegen) und endlich 292 von Bolk gemessene lebende Groninger. Die Schädelmaße der Lebenden sind von Nyèssen dabei in die des Schädels (durch Abzug bestimmter Einheiten) umgerechnet. In den Tabellen werden von N. meist auch die Zahlen der schon erwähnten mittelalterlichen Groterpians angeführt.

In der Schädel-Länge haben die modernen Gr. durchschnittlich geringere Werte (Durchschnittszahl 180,5) als die alten Gr. (184,7) und als die mittelalterlichen Gr. (185) und ähneln den modernen Leeuwardener Städtern (181); die Tabelle bei N. zeigt, daß bei den modernen die meisten Schädel durchaus „mittellang" sind, daß „kurze" und „lange" nur in wenigen Exemplaren auftauchen.

Bei der Schädel-Breite haben wir bei den modernen Groterp. die gleiche Erscheinung wie bei den besprochenen modernen Friterpians und modernen friesischen Städtern: eine nicht zu verkennende Zunahme der breiten Schädel, die 1/3 der Serie ausmachen, also mehr als bei den modernen Leeuwardener Friesen; die Durchschnittszahlen sind: alte Groterp. 140, mittelalterl. Groterp. 142, moderne Groninger 145,6.

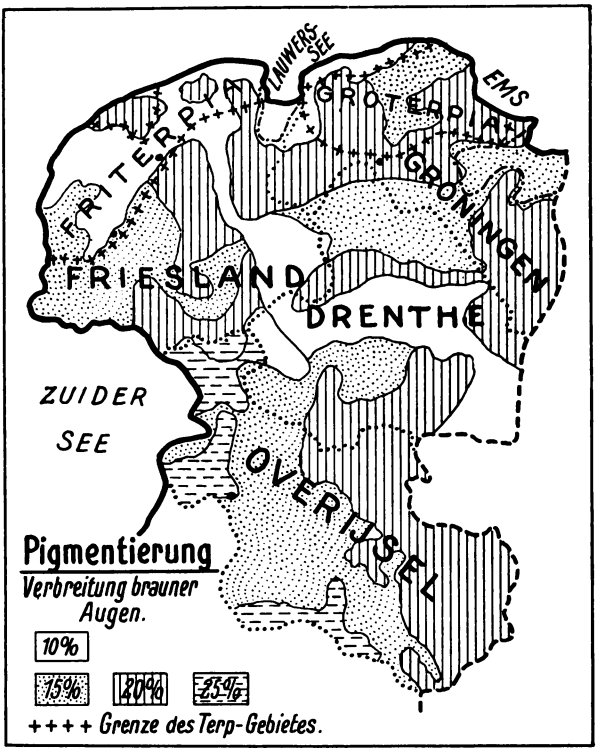


Abb. 13. Verbreitung der Braunäugigen in den nördlichen Niederlanden (nach Nyèssen).

Angaben über die Höhe der modernen Groninger fehlen; ein Vergleich von Ohrhöhe und Basion-Bregma-Höhe ist ja kaum durchzuführen.

Für den Längen-Breiten-Index hat N. eine große Vergleichstabelle zusammengestellt, in der Groninger und Friesländer enthalten sind. Bei den 30 lebenden Hunsingooern befindet sich nur noch ein echter Dolichozephalus, aber 18 Brachyzephale, 11 sind mesozephal (bei Umrechnung in die Schädelmaße). Bei den zum Vergleich herangezogenen lebenden und toten Nieuweschansern liegen die Verhältnisse etwas anders, bei ihnen sind die Dolichozephalen besser, die Brachyzephalen weniger gut vertreten. Die Mittelwerte betragen: bei den alten Groterp. 76, bei den mittelalterlichen Groterp. 75,9, bei 48 lebenden Nieuw. 77,6, bei 46 Schädeln von Nieuw. 77,7 bei 10 Bellingwoldern 78,6, bei 30 lebenden Groningern 80,6, bei 134 der von Bolk gemessenen Groninger 78,4. — Diese

Ergebniſſe zeigen, daß die Meinung Bolks, die Brachyzephalen machten 1/4 der modernen Groninger Bevölkerung aus, nicht den Tatſachen entſpricht; und unter den „Brachyzephalen“ finden ſich hauptſächlich niedrige Werte dicht bei 80. N. weiſt hier darauf hin, daß auch im nicht gemiſchten norwegiſchen Gebiet ein recht hoher Durchſchnitts-Index von 76,3 beim ♂ und 79 bei der ♀ ſich finde.

Recht intereſſante Ergebniſſe haben die Unterſuchungen von Bolk über die Farben von Haar und Augen in den weſtfrieſiſchen Gebieten ergeben; bei

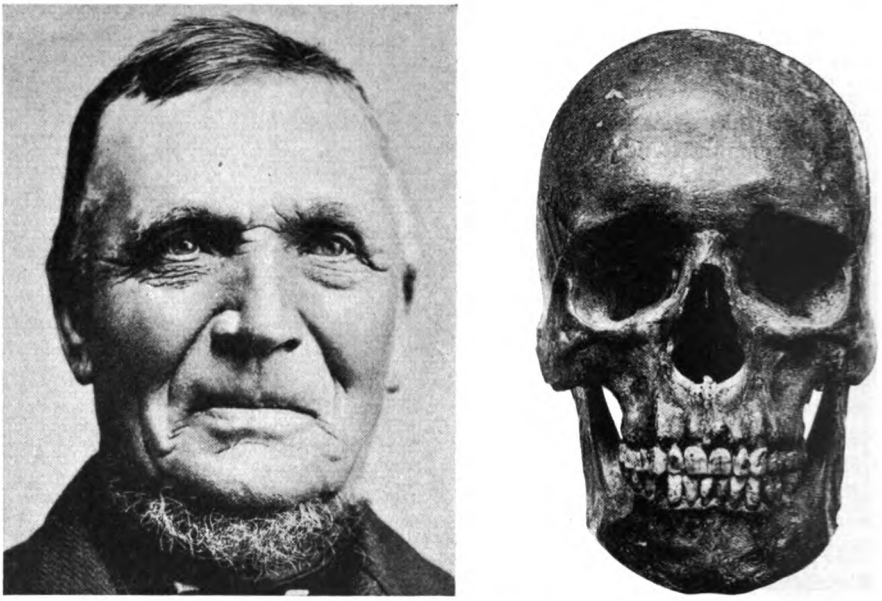


Abb. 14. Moderner Weſt-Frieſe neben einem altfrieſiſchen Schädel vom „Reihengräber-Typus“ aus einem frieſiſchen Terp (nach Barge).

Nyèſſen findet ſich die hier in Abb. 13 wiedergegebene Karte der Verbreitung der Braunäugigen. Wir ſehen da die geringſte Zahl von Braunäugigen im Gebiet von Friterpia und in einem Teil von Drenthe; hier ſteigt die Zahl der Braunäugigen nur bis höchſtens 10%. Groterpia hat z. T. ſchon 15 und gar 20% Braunäugige! Da ohne Zweifel die nordiſche Raſſe urſprünglich, in unvermiſchten Beſtänden, keine Braunäugigen aufweiſt, iſt das Vorkommen von z. T. recht hohen Hundertſätzen dunkler Augen ein Beweis dafür, daß die Zahl der in der Bevölkerung aufgegangenen fremden Elemente heutzutage nicht mehr ganz gering iſt. Das ſtimmt ganz gut mit der Veränderung der Schädelform überein: in Friterpia hat ſich der langgebaute nordiſche Schädel am beſten erhalten und ebenſo die hellen Farben; in Groningen dagegen ſind die ausgeſprochenen Kurzſchädel und Miſchformen häufiger und ebenſo die dunklen Farben. Dieſer Befund beweiſt zugleich, daß das Auftreten von echten Kurzſchädeln nicht eine Folge von Variation, ſondern eine Folge des Eindringens eines fremden kurzköpfigen Elementes iſt, und zweitens, daß dieſes kurzköpfige Element offenbar urſprünglich dunkle Farben hatte; das widerſpricht der von Bolk geäußerten

Anſicht[53]), es ſei hellfarbig geweſen; und wenn Bolk und andere meinen, es ſei durch Einwanderung von Sachſen ins Land gekommen, ſo iſt das ſicher auch nicht richtig, denn die Sachſen ſind weder brachyzephal noch dunkelfarbig, natürlich ſoweit ſie ſich von fremden Beſtandteilen rein gehalten haben.

Abb. 13. Frieſiſcher Terpſchädel vom „Reihengräber-Typus"; in Abb. 14 iſt er von vorn abgebildet (nach Barge).

Aus der Karte geht auch hervor, daß die weniger zugänglichen eigentlichen Terp-Gebiete ſich am reinſten gehalten haben, ebenſo die nicht ſehr fruchtbaren und mit nur wenigen Städten beſetzten Diſtrikte von Drenthe; die Städte dürften überhaupt in erheblichem Maße das Eingangstor für die dunklen kurzköpfigen Elemente gebildet haben; ich halte es für am wahrſcheinlichſten, daß ſie meiſt aus dem Süden, alſo aus dem ſüdlichen Teile der Niederlande und aus Belgien gekommen

[53]) Nyèſſen, a. a. O. S. 223.

sind; im wallonischen Gebiet ist die Zahl der dunklen Kurzköpfe z. T. recht hoch. Ein Teil der dunklen Elemente kann auch aus der Provinz Zeeland gekommen sein; die ältesten Bewohner Zeelands waren zwar dolichozephal und wohl nordisch, heute findet man dort aber recht viele Dunkle; die Vox populi bezeichnet die braunäugigen Zeländer als Nachkommen spanischer Soldaten[54]), die auch anderswo ihre Spuren hinterlassen haben werden.

Barge[55]) gibt zum Beweise, daß sich der reingermanische „Reihengräber-Typus" noch heute in der friesischen Bevölkerung finde, eine recht nette Zusammenstellung von zwei Bildern (Abb. 14): ein moderner Friese und ein Terp-Schädel unbestimmten Alters; Abb. 15 zeigt den gleichen Schädel in drei weiteren Normen; die lange, schmale und hohe Form ist sehr deutlich.

Die von Bolk entworfene Karte der Verbreitung der Körpergröße läßt keine Folgerungen bezüglich der rassischen Zusammensetzung der Bevölkerung zu, da die Körpergröße gerade in diesem Gebiet sehr stark von geographischen und sonstigen Umwelt-Momenten abhängig zu sein scheint.

Ost-Friesen.

Aus Ostfriesland liegen sehr viel weniger Untersuchungen vor, als aus dem westlichen zu den Niederlanden gehörenden Friesengebiet. Zweifellos enthalten die von Gildemeister veröffentlichten[56]) Schädel aus Bremen einen erheblichen Hundertsatz an Friesen, aber es ist nicht festzustellen, welches die friesischen sind; dazu kommt, daß sich die Bevölkerung Bremens schon im Mittelalter durchaus nicht nur aus der Umgebung rekrutierte, sondern z. T. von weit her kam. Man wird also die Bremer Serie nur mit großer Vorsicht verwenden können.

Besser zu brauchen sind in mancher Hinsicht die von R. Virchow veröffentlichten[57]) Schädel, wenn auch von ihnen nie mit Sicherheit zu sagen ist, wie alt sie sind, aus welcher Zeit sie stammen; von einigen allerdings wird man behaupten können, daß sie „alt" sind, also nicht dem späten Mittelalter oder der Neuzeit entstammen. Besonders brauchbar scheinen die Schädel von Stickhausen (wahrscheinlich früh-mittelalterlich), Bandt (im Oldenburgischen, wahrscheinlich 9.—11. Jahrhundert), Dangast (an der Jade, gleiche Zeit), Haddien (an der Jade, in einer Warft; Alter fraglich), Dedersdorf (rechtes Weserufer, Land Wührden; in Totenbaum, vorchristliche Zeit?), Stadt Varel (Jade, gemauerte Gräber, früh-christlich?), Butterburg, Rodenkirchner Oberdeich zu sein. Ihre Hauptmaße sind:

---

54) Nyèssen, a. a. O., S. 79 und 81.

55) J. A. J. Barge, Beiträge z. Kenntnis der niederländischen Anthropologie I. Zeitschr. f. Morph. u. Anthrop. Bd. 16 Taf. XVII u. XVIII. — Auch H. C. Folmer, Die ersten Bewohner der Nordseeküste usw. Arch. f. Anthrop. Bd. 26 1900, S. 700 u. a. weist wiederholt darauf hin, daß typische Reihengräberschädel häufig seien.

56) J. Gildemeister, Neue Schädelfunde am Domberge zu Bremen. Verhandl. der Berlin. Ges. f. Anthrop. usw. 1875, S. 120.

57) R. Virchow: Beiträge z. phys. Anthrop. d. Deutschen. 1877. S. 233 ff.

	Stickhausen	Stickhausen	Bandt					Dang.	Ded.	Haddien		Varel			Butterburg	Rodenk. Oberd.
			♀	II ♀	III ♂	IV ♀	XI ♀	♀	♀	♀	♂	♀ VIII	X ♂	X ♂		
Länge . .	213?	260?	187	186	192	190	181,5	190,5	183,5	168	188	176,6	183	185	190	186
Breite . .	141?	142?	153,5	137	142,6	146	148,5	151	135	149	143	146	140	148	140	139
„ganze Höhe" n. Virch. .			136	129	133	126	138,5	137,5	136	133,5	—	130,5	139	134		
Läng.-Br.-Index	66,2	54,6?	82	73,6	74,2	76,3	81,8	79,2	73,6	88,6	76	82,6	76,5	80	73,6	74,7
Läng.-Höh.-Ind.			72,7	69,3	69,2	66,3	76,3	72,1	74,1	79,4		73,8	75,9	72,4		
Breit-Höh.-Ind.			88,6	94,1	93,2	86,3	93,2	91,8	100,7	89,5		89,3	99,2	90,5		
Kapazität			1700													
Höhe des Gesichtes				104	120,5	121	115	118	124,5	107	115			139		
Höhe der Nase . .			52	56	55	55	52,7	53,5	51	52	48,5	55	54,5	58		
Breite der Nase . .			21	24,3			22	23	24	23,5	21,5	27	25	22		
Jochbog.-breite . .			119?				128?	128,5	135	128		127	127	135		
Nasen-Index .			40,3	43,3			41,7	42,9	47	45,1	44,3	49	45,8	37,9		

Auffallend ist hier zunächst die große Länge der Schädel von Stickhausen; beide scheinen etwas im Grabe verdrückt zu sein, aber das kann nicht so viel ausmachen, daß so große Längen dabei herauskommen; ganz merkwürdig ist besonders die Länge des zweiten (von Virchow meist als „der Saterländer" bezeichnet); eine Länge von 260 mm dürfte bei keinem zweiten bisher gemessenen Schädel gefunden worden sein; R. Martin[58]) gibt als obersten Grenzwert 225 mm an; ich möchte fast annehmen, daß ein Schreibfehler von Virchow vorliegt, zumal er einen falschen Index (52) berechnet, während aus den von ihm angegebenen Maßen der Index 54,6 hervorgeht. Vorhanden ist leider nur die Kalotte, die aber eine sehr interessante und typische Form aufweist, so daß ich sie hier abbilde (Abb. 16). Sie ist zweifellos sehr lang und schmal gebaut, dabei nicht sehr hoch; die Oberaugenwülste sind kräftig; alles in allem hat sie eine entfernte Ähnlichkeit mit der Neandertalrasse, und R. Virchow glaubte das Stück auch dazu zählen zu müssen, sah in ihm einen Vertreter seines primitiven „Friesen-Typus". Von einer wirklichen Annäherung an den Neandertaler kann selbstverständlich keine Rede sein; der Schädel zeigt vielmehr sehr typisch eine Bildung, wie sie sich beim nordischen Manne nicht ganz selten findet, besonders bei prähistorischen Schädeln.

Auch die Längenmaße der meisten anderen in der Tabelle zusammengestellten Schädel sind recht bedeutend, selbst bei einigen weiblichen; so kommt es, daß die Längen-Breiten-Indizes meist im Bereich der Mesokranie und Dolichokranie befinden; nur 4 sind zahlenmäßig brachykran, befinden sich aber an der unteren

58) R. Martin, Lehrbuch d. Anthrop. 2. Aufl. 1928, Bd. II S. 764.

Grenze der „Kurzköpfigkeit“ und innerhalb der Variation der älteren westfriesischen Schädel. Varel VIII ♀ dürfte allerdings auf stärkeren kurzköpfigen Einschlag schließen lassen; auch der Nasen-Index ist auffallend hoch.

Die Längen-Höhen-Indizes liegen zum kleineren Teil im Bereich der Chamaekranie, zum größeren in dem der Orthokranie, ein Schädel ist sogar hypsikran, also besonders hoch gebaut. Daß im Gegensatz der R. Virchow'schen Auffassung keine Rede davon sein kann, daß diese Friesen besonders niedrige Schädel gehabt

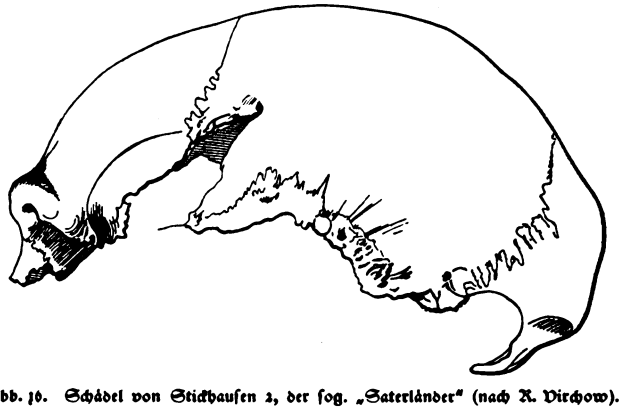


Abb. 16. Schädel von Stickhausen 2, der sog. „Saterländer“ (nach R. Virchow).

hätten, geht schon aus diesem Index hervor; beim Breiten-Höhen-Index, wo nur 5 Schädel tapeinokran (an der oberen Grenze), 3 akrokran, die übrigen metriokran sind, ist es ebenso deutlich. — Die Kapazität scheint z. T. überraschend groß zu sein; nach den Dimensionen wird man auch bei den Schädeln von Stickhausen, bei zweien von Bandt, bei Dangast und Butterburg einen großen Innenraum annehmen müssen. — Der Nasen-Index, soweit er sich feststellen ließ, ist nur bei 2 Schädeln sehr gemäßigt mesorrhin, bei allen andern ausgesprochen leptorrhin; die Nasen sind also hoch und schmal, offenbar durchaus nordeuropäisch. — Die Gesichts-Höhe ist bei den meisten sehr bedeutend, liegt durchaus innerhalb der Variationsbreite der alten Friterpians und Groterpians (s. oben).

Wir haben hier also Schädel vor uns, die in keiner wichtigen Eigenschaft von den westfriesischen abweichen, z. T. die nordischen Merkmale sogar sehr deutlich zeigen. Wir werden also auch diese ostfriesische Gruppe als nordische Schädel, einen Teil vielleicht bereits mit einem geringen Einschlag kurzköpfiger Elemente, bezeichnen müssen.

Infolge der umfangreichen von R. Virchow angeregten Schulkinderuntersuchung im Bereich des Deutschen Reiches sind wir nun auch recht gut über die Verteilung der Farben von Haut, Haar und Augen in Ostfriesland unterrichtet. Die Veröffentlichung R. Virchow's [59]) macht genaue Angaben und gibt auf Karten den Hundertsatz der Hell- und Dunkelfarbigen wieder.

In den preußischen Teilen Ostfrieslands (Reg.-Bezirk Aurich) fanden sich unter den Schulkindern:

[59]) R. Virchow: Gesamtbericht über die von der Deutschen Anthropologischen Gesellsch. veranlaßten Erheb. üb. d. Farbe d. Haut, d. Haare u. d. Augen d. Schulkinder in Deutschland. Arch. f. Anthr. Bd. 16, 1886, S. 275 ff.

blaue Augen bei	50,44 %
graue Augen bei	34,44 %
also helle Augen bei insgesamt	84,88 %
braune Augen bei	15,04 %
blonde Haare bei	81,09 %
braune Haare bei	17,95 %
schwarze Haare bei	0,49 %
rote Haare bei	0,39 %

Im Freistaat Oldenburg fanden sich:

blaue Augen bei	52,06 %
graue Augen bei	31,18 %
also helle Augen bei insgesamt	83,24 %
braune Augen bei	16,00 %
blonde Haare bei	83,73 %
braune Haare bei	13,57 %
schwarze Haare bei	1,18 %
rote Haare bei	0,36 %

Eine andere Einteilung gibt die nach dem „Typus"; Virchow unterscheidet einen „Blonden Typus" und einen „Brünetten Typus"; der erstere besteht aus der Kombination von blonden Haaren, blauen Augen und weißer Haut, letzterer aus der Zusammenstellung von braunen Augen, schwarzen Haaren und bräunlicher Haut. Zum „blonden" sind mit einer gewissen Berechtigung auch die Personen mit grauen Augen, blondem Haar und weißer Haut zu rechnen.

Die Erhebungen ergaben im preußischen Ostfriesland (Aurich):

Kombination blaue Augen, blondes Haar, weiße Haut bei	44,04 %
„ graue „ „ „ „ „ „	28,35 %
also „beller Typus" in erweitertem Sinne bei	72,39 %
Kombination braune Augen, schwarzes Haar, braune Haut bei	0,22 %
„ „ „ braunes „ „ „ „	0,79 %
also „brünetter Typus" in erweitertem Sinne bei	1,01 %

Im Freistaat Oldenburg:

Kombination blaue Augen, blondes Haar, weiße Haut bei	46,57 %
„ graue „ „ „ „ „ „	26,33 %
also „beller Typus" in etwas erweitertem Sinne bei	72,90 %
Kombination braune Augen, schwarzes Haar, braune Haut bei	0,65 %
„ „ „ braunes „ „ „ „	0,84 %
also „brünetter Typus" in erweitertem Sinne bei	1,49 %

Selbst wenn man berücksichtigt, daß bei den Feststellungen durch Nichtfachleute ein gewisser Hundertsatz irrtümlicher Angaben mit unterlaufen sein wird und daß bei den Kindern z. T. in späteren Lebensjahren ein Nachdunkeln des Haares stattfindet, ergeben doch die genannten Zahlen, daß die ostfriesischen Gebiete Deutschlands zu denen gehören, die den größten Hundertsatz Heller aufweisen; Augen und Haut dunkeln ja nicht so nach, wie das Haar, und wenn sich im preußischen Ostfriesland 84,88 % Helläugige, in Oldenburg 83,24 % finden, so beweist das eben das ausgesprochene Vorherrschen der Hellen. Und dasselbe Ergebnis findet sich bei der Zusammenstellung des „blonden Typus"; mit blauen Augen macht er allein schon fast die Hälfte der ganzen Bevölkerung aus, nimmt man die Grauäugigen mit blondem Haar und weißer Haut hinzu, so sind es fast 3/4.

Das Gegenstück, die Dunklen, verschwinden dagegen fast; Braunäugige finden sich in preußisch Friesland nur 15%, in Oldenburg nur 16%, schwarzhaarige in Oldenburg noch nicht 1/2%, in Oldenburg rund 1%. Sucht man sich aber den ganz reinen „brünetten Typus" heraus, also die Kinder mit der ursprünglich zusammengehörenden Kombination: braune Augen, schwarze Haare, braune Haut (selbst die braunhaarigen sind schon ein Mischprodukt), so sind in preußisch Friesland nur 0,22%, in Oldenburg 0,65% vorhanden.

Diese ungeheure Häufung von hellen Farben weist darauf hin, daß die nordische Rasse hier noch bei weitem in der Überzahl ist, daß fremde dunkle Elemente nur in geringem Maße beigemischt sind. Die Untersuchung der Farben führt also zu dem gleichen Ergebnis, wie die der Schädel.

Bezüglich des ganzen äußeren Habitus der Ostfriesen möchte ich endlich noch einen Ausspruch von Hermann Allmers anführen, der von R. Virchow[60]) zitiert wird: „Der erfahrene und aufmerksame Beobachter unterscheidet meistens sofort den Marschbewohner, namentlich den aus echtem Friesenblut entsprossenen, von seinem Geestnachbar. Eine derbe, breitschulterige, fleischige, oft stark ins Korpulente gehende Gestalt, mehr groß als klein, Hände und Füße stark und breit, das Haar schlicht oder nur schwach gekräuselt und blond, der Bart rötlich und nicht sehr dicht, das Auge hellblau oder grau und das gerötete Gesicht von rundlichem [?] Schnitte — das ist der echte Friesentypus". Die benachbarten sächsischen Geestleute werden als hagerer, aufgeschossener, mit schärfer geschnittenem Gesicht geschildert.

Einen recht interessanten Beitrag zur Rassenkunde der Ostfriesen hat R. Rubnau[60a]) durch seine Untersuchung an der Bevölkerung von Spiekeroog geliefert, zumal er von den 215 ansässigen Bewohnern nicht weniger als 199 erfassen konnte, also ein für diese Insel „repräsentatives" Material. „Die übergroße Mehrzahl der Untersuchten läßt sich väter- oder mütterlicherseits auf Vorfahren zurückführen, die um 1710 — den Beginn der hiesigen Kirchenbücher — auf der Insel gelebt haben. Darüber hinaus fehlen zuverlässige Angaben". „Die insulare Abgeschlossenheit hat von jeher Eheschließungen untereinander begünstigt". Trotzdem ist im Laufe der Generationen auch fremdes Blut in die Bevölkerung gekommen: „von den 59 untersuchten Männern ist keiner, dessen Eltern und Großeltern väter- und mütterlicherseits sämtlich gebürtige Insulaner sind und sind nur 40, deren Eltern und Großeltern aus Ostfriesland stammen. Der Rest der Zuwanderungen erfolgte aus dem benachbarten Norddeutschland, der Ostseeküste, Holland, in zwei Fällen aus Süd- und Mitteldeutschland".

Diese Angaben sind äußerst wichtig, und man wird aus ihnen schließen können, daß im übrigen Ostfriesland die Verhältnisse auch nicht viel anders liegen werden, daß auch dort manches Blut von auswärts gekommen ist, vor allem aus den deutschen Nachbargebieten. Man wird also die heutigen Ostfriesen nicht als „reine Friesen" bezeichnen können, zumal sicher auch Reste der vorfriesischen Bevölkerung (der Ampsivarier und Chauken) in erheblichem Maße in ihnen aufgegangen sind.

Entsprechend der nicht mehr einheitlichen Herkunft zeigen die heutigen Spiekerooger auch keinen einheitlichen Typus mehr; zwar sind die „Lang"- und „Mit-

---

[60]) R. Virchow: Beiträge z. phys. Anthrop. der Deutschen usw. Berlin 1877. (Ähnliche Äußerung 1867 bei Guthe, Braunschweig-Hannover.)

[60a]) R. Rubnau: Einige anthropologische Angaben über die Bevölkerung der ostfriesischen Insel Spiekeroog. Arch. f. Rassen- u. Ges.-Biologie Bd. 16.

telschädel" noch sehr häufig, aber die ungeheure Schwankungsbreite des Längen-Breiten-Index und ein recht erheblicher Hundertsatz von „Kurzköpfen" weisen auf das Vorhandensein fremder Elemente hin.

Der Längen-Breiten-Index der 59 Männer schwankt von 72,2—87,3, der der 63 Frauen sogar von 73,3—92,4! Der Hundertsatz der Langschädel ist etwa 6%, der der Mittelschädel etwa 36%, der der Kurzschädel aber etwa 57%. Auffallend und für das Vorhandensein eines erheblichen nordischen Elementes sprechend ist die Größe und besonders die Länge vieler Köpfe: nicht weniger als 22 von den 59 erwachsenen Männern und 3 von den 63 erwachsenen Frauen haben eine Kopflänge von 200 mm und mehr! Der Verfasser stellt bei den Frauen eine größere Neigung zur „Kurzköpfigkeit" fest als bei den Männern. Unter den Gesichtern findet man fast ausschließlich Langgesichter.

Die Haarfarbe zeigt noch bei der weitaus überwiegenden Zahl der Untersuchten (auch der Erwachsenen) die hellen Töne: von den 59 erwachsenen Männern über 21 Jahre hatten nur 3 braune und 2 schwarze Haare (also etwa 8% nicht blondhaarig); bei den Frauen waren es 6 mit braunem und 4 mit schwarzem Haar (etwa 15%); auch in der Haarfarbe zeigt sich also bei den Frauen die fremdrassige Komponente stärker; vielleicht wird man den Schluß ziehen können: das offenbar dunkle und kurzköpfige Rassenelement ist mit größerer Wahrscheinlichkeit durch eingewanderte Frauen als durch zugezogene Männer auf die Insel gekommen: eine bei einem Seefahrervolk nicht seltene Erscheinung.

Die Augen zeigten bei den 199 Individuen bei

163 = 81,9 % blaue bis graue Farbe,
22 = 11 % ausgesprochene Mischfarben,
14 = 7 % braune Farbe.

Auch bei der Augenfarbe ist also der helle, nordische Typ bei weitem in der Überzahl.

Die Körpergröße der Spiekerooger ist bedeutend: die durchschnittliche Größe der erwachsenen Männer betrug 172,5 cm, die Größenmaße der Männer schwankten zwischen 158 cm und 189 cm; auch in der Körpergröße zeigt sich also der Einfluß der nordischen Rasse sehr deutlich.

Auch Ruhnau zitiert die oben erwähnte von Allmers gegebene Habitusschilderung des „Friesentyps", meint aber, dieser käme bei der Bevölkerung Spiekeroogs „rein überhaupt nicht, in Mischformen vereinzelt" vor, der zweite (nach Allmers der niedersächsische Geesttypus) sei dagegen verhältnismäßig häufig. Dem Habitus nach wären demnach die Spiekerooger mehr niedersächsische Geest- als friesische Marschleute, — falls sich nämlich die von Allmers gegebene Unterscheidung zwischen „friesischem" und „niedersächsischem Typus" wirklich in dieser Schärfe durchführen läßt, was mir einigermaßen zweifelhaft erscheint, schon weil Friesen und Niedersachsen gemeinsamer Abstammung sind; immerhin könnten Umwelteinflüsse verändernd gewirkt haben.

Nord-Friesen.

Aus diesem Gebiet sind bisher zuverlässig zu Friesen gehörende Schädel überhaupt noch nicht wissenschaftlich bearbeitet worden; auch von den germanischen Urbewohnern des Gebietes, den Ambronen, sind nur prähistorische Reste ihrer Kultur bekannt; in der Stein- und Bronzezeit ist das Gebiet (es war

viel ausgedehnter, die See hatte noch nicht so viel Land zerstört) dicht besiedelt gewesen.

Zweifellos sind unter den von Trost[61]) beschriebenen Hamburger Schädeln manche, vielleicht sogar eine ganze Anzahl, friesischer Abstammung, aber sie sind als solche nicht erkennbar; friesisches Blut ist nachweisbar auch in der Bevölkerung Hamburgs und überhaupt des Elbmündungsgebietes aufgegangen, aber auch diese Elemente sind nicht von den anderen germanischen mit Sicherheit zu trennen; wenn also Virchow 2 Schädel aus Kurslack aus den Vierlanden als möglicherweise friesischer Abstammung ansieht, so ist das nicht zu beweisen; ihre Form spricht eher dagegen[62]).

Auch für das nordfriesische Gebiet haben die von R. Virchow angeregten Schulkinderuntersuchungen bezüglich der Farben sehr interessante Ergebnisse gezeitigt. Fassen wir die drei Bezirke zusammen, in denen die Nordfriesen hauptsächlich (aber z. T. mit schleswigscher Bevölkerung gemischt) wohnen, die Kreise Eiderstedt, Husum, Tondern, so finden sich unter den Schulkindern:

blaue Augen bei	52,87 %
graue Augen bei	34,38 %
also helle Augen insgesamt	87,25 %
braune Augen bei	13,51 %
blonde Haare bei	81,10 %
braune Haare bei	17,67 %
schwarze Haare bei	1,24 %
rote Haare bei	0,46 %

R. Virchow hat den reinen „Blonden-Typ" (blaue Augen, blondes Haar, weiße Haut) und den „Brünetten-Typ" (braune Augen, schwarzes Haar, braune Haut), also die beiden Extreme, für die sogenannten Uthlande (die besonders von Friesen bewohnten Inseln Föhr, Sylt, Pellworm, Nordstrand, Amrum, Romoe) extra berechnet:

Blonder Typ	52,81 %
Brünetter Typ	0,55 %

Vergleicht man diese Tabellen mit denen Ostfrieslands, so fällt auf, daß die hellen Farben und Farbkombinationen hier noch häufiger sind, als dort.

Kurz erwähnen möchte ich hier, daß einst ein Berliner Arzt[63]) bei einem kurzen Aufenthalt auf Sylt und Föhr einige Leute „anthropologisch untersucht" und daraufhin die fahrlässige Behauptung aufgestellt hat: „Sylt und Föhr waren weder blond noch dolichozephal, sondern in beiden das Gegenteil, dunkel und brachyzephal; überdies degeneriert, mit Körperfehlern und Geisteskrankheiten behaftet". Er hat damit viel Unheil angerichtet und die Nordfriesen gänzlich unberechtigt in einen üblen Ruf gebracht. Wie so viele merkwürdige anthropologische Anschauungen ist auch die des Berliner Arztes, trotzdem sie längst widerlegt war, weiter verbreitet worden, und noch in der neuesten Auflage von R. Martins Lehrbuch[64]) findet sich der Satz: „Eine extreme Form der Brachykephalie, sogenannte Isokephalie, ist in besonders hohem Prozentsatz bei den Halligfriesen

[61]) F. Trost: Prüfung d. relativen Maße von Szombathy an Hamburger Schädeln. Arch. f. Anthr. N. F. Bd. 20, 1924.

[62]) R. Virchow: Beiträge z. phys. Anthr. d. Deutschen. Berlin, 1877, S. 311 ff.

[63]) A. Waldenburg, Das isokephale Element unter Halligfriesen und jüdischen Taubstummen, Berlin 1902.

[64]) R. Martin, Lehrbuch d. Anthropologie, 2. Aufl. 1928, S. 782; auf die Resultate Meisners ist nur kurz hingewiesen.

(Nordfriesland und Inseln), die eine stark degenerierte Bevölkerung darstellen, .. nachgewiesen worden". Jeder, der Nordfriesland aus eigener Anschauung kennt, kann über diese Behauptungen nur den Kopf schütteln. Schon Meisner[65]) hatte gezeigt, daß sich die Wehrpflichtigen aus diesem Gebiet durch besonders guten Bau und sehr erhebliche Körpergröße auszeichneten; mindermäßige gab es auf Sylt und Föhr überhaupt nicht! Die Sylter hatten 82,3% Mittelgröße (162 bis 170 cm) und 17,7% Große (über 170 cm), die Föhrer 39,3% Mittelgroße und sogar 57,1% Große! Von irgendwelchen Degenerationsmerkmalen erwähnt Meisner gar nichts; zum Schluß spricht er von dem „vorwiegend blonden Volksschlag und seiner stattlichen Körpergröße". Ausführlich hat sich dann O. Ammon mit dem Berliner „Anthropologen" auseinandergesetzt[66]): er sagt unter anderem: „man darf einigermaßen bezweifeln, ob seine Beobachtungen, die er an beliebigen oder nach vorgefaßter Meinung ausgewählten Individuen anstellte, wirklich eine weitgehende Verallgemeinerung zulassen". Es geht aus der Waldenburgschen Arbeit nicht hervor, nach welchen Gesichtspunkten er sein Material ausgewählt hat, auch nicht, ob es sich wirklich um eingeborene Friesen oder um irgendwelche Fremde handelte; ein die heimische Bevölkerung wirklich „repräsentierendes Material" stellen die Leute sicher nicht dar; der Widerspruch gegen die Feststellungen Meisners sind auch gar zu auffallend!

Sehr wichtige Hinweise verdankt die Rassenkunde neuerdings der Blutgruppen-Forschung. In Schleswig-Holstein ist schon ein recht erheblicher Hundertsatz der Bevölkerung untersucht, und zwar hauptsächlich durch P. Steffan und M. Gundel[67]); letzterer stellte von nicht weniger als 19480 Personen die Blutgruppe fest. Es ergab sich dabei folgende Verteilung:

Blutgruppe AB fand sich in 4,7 % der Fälle,
" A " " " 43,4 % " "
" B " " " 12,4 % " "
" O " " " 39,4 % " "

wobei sich Unterschiede zwischen männlichen und weiblichen Individuen nicht zeigten; der (nach Hirszfeld berechnete) Biochem. Index betrug 2,8.

Herkunft	AB	A	B	O	Biochem. Index
Großstadt Kiel	5,0 %	42,6 %	14,3 %	38,0 %	2,4
Kieler Kliniken	4,9 %	43,4 %	13,1 %	38,6 %	2,6
Mittelgroße Städte . . .	4,6 %	42,5 %	11,5 %	41,3 %	2,9
Kleine Städte	4,6 %	45,8 %	11,6 %	37,9 %	3,1
Land (einschl. der kleinen Städte und Flecken) . .	4,8 %	43,7 %	10,6 %	40,8 %	3,1

[65]) Meisner, Zur Statistik der Körpergröße der schleswigschen Wehrpflichtigen. Arch. f. Anthrop. Bd. XIV. 1882.

[66]) O. Ammon, Die Bewohner der Halligen. Arch. f. Rassen- u. Ges.-Biologie. Berlin 1904. S. 84 ff.

[67]) P. Steffan: Weitere Ergebnisse der Rassenforschung mittels serologischer Methoden. Beiheft 1 z. Arch. f. Schiffs- und Tropenhygiene, Bd. 29, 1925, S. 369—391 und M. Gundel: Rassenbiolog. Untersuch. an der schleswig-holsteinschen Bevölkerung unter Anwendung der Blutgruppenbestimmung. Zeitschr. f. Immunitätsforsch. Bd. 59, 1928, Heft 1/2 S. 150 ff.

Bei der Zerlegung des Materials nach dem Wohnort der untersuchten Personen „konnten große Unterschiede in der Blutgruppenverteilung der verschiedenen Bevölkerungsgruppen aufgedeckt werden", was sich aus vorstehender Tabelle ergibt.

Es zeigen sich also deutlich beträchtliche Unterschiede im Hundertsatz von A, B und im Biochem. Index zwischen Stadt- und Landbevölkerung: je größer die Stadt, desto häufiger ist B (desto niedriger ist der Index), je ländlicher die Herkunft der Personen ist, desto geringer ist der Hundertsatz von B und desto höher ist der Index. Da nun A und ein hoher Index nach allen bisherigen schon sehr zahlreichen Beobachtungen bei der nordischen Rasse sehr häufig sind, B und ein niedriger Index aber auf das Vorhandensein eines fremden Rassenbestandteiles hinweisen, geht aus der Tabelle hervor, daß die schon weiter oben geäußerte Anschauung, die Städte bildeten das Einfallstor für fremde Elemente, richtig ist. Für Schleswig-Holstein besonders erwähnt Gundel ausdrücklich: „Ein sehr großer Prozentsatz der städtischen Bewohner ist aus anderen Gegenden Deutschlands gegen Ende des 19. Jahrhunderts zugewandert. Am meisten wichen daher auch von den Landbewohnern die Personen aus stark industrialisierten Städten ab". Aber auch die Landkreise zeigten Unterschiede; Gundel konnte drei große Gruppen voneinander trennen: „Die im Osten und Süden der Provinz gelegenen Landkreise zeichnen sich durch eine besonders starke Zunahme von B aus, die wir durch die andere Zusammensetzung der Bevölkerung erklären konnten (ostischer Einschlag bzw. starke Industrialisierung der im Süden gelegenen Kreise)".

Verblüffend groß wurde der Unterschied zwischen Land- und Stadtbevölkerung, wenn man die Geburtsorte der Eltern der Untersuchten berücksichtigte; da zeigte sich nach den Zusammenstellungen von G., daß Personen, deren beide Eltern in schleswig-holsteinischen Städten geboren waren, einen biochem. Index von durchschnittlich nur 1,6 (und die Blutgruppe B in 18,1%) hatten, während die Personen, deren beide Eltern auf dem Lande geboren wurden, den ganz unerhört hohen, bisher nirgends in Deutschland gefundenen, durchschnittlichen biochem. Index von 9,9 aufwiesen und B nur in 1,5% vorkam!! In der „städtischen" Bevölkerung der obigen Tabelle sind also auch zahlreiche „ländliche", in die Stadt zugewanderte Personen enthalten, die den Index der „Stadtbevölkerung" größer erscheinen lassen.

Bei den Personen, deren beide Eltern aus der Stadt stammten, ergab sich folgende Blutgruppenverteilung:

AB: 9,5%, A: 33,3%, B: 18,1%, O: 39,0%, Index: 1,5,

bei denen, deren beide Eltern vom Lande stammten:

AB: 4,2%, A: 53,1%, B: 1,6%, O: 41,0%, Index: 9,9.

Der Unterschied ist also gewaltig! Aus den Untersuchungen geht weiter hervor, daß bei der nordischen Rasse (die Landbewohner in Schleswig-Holstein sind sehr viel reinrassiger nordisch) in der Tat die Blutgruppe A vorzuherrschen scheint und daß B vielleicht ursprünglich ganz gefehlt hat!

Die Untersuchung der hauptsächlich von Friesen bewohnten Kreise Süd-Tondern, Husum und Eiderstädt (zu welchem die Inseln gehören) ergab, daß die Blutgruppe B bei der alteingesessenen Bevölkerung wahrscheinlich „vollkommen fehlt bzw. außerordentlich selten ist. Unter sämtlichen 91 untersuchten Frauen (Süd-Tondern) fand sich keine mit der Blutgruppe B". Unter 130 untersuchten Personen des Kreises Husum gehörten nur 10 der Gruppe B an, wobei noch mehrere Personen mitgezählt sein dürften, die im Kreise nicht bodenständig sind.

Bei der Inſelbevölkerung mit typiſch ſchleswigſchen Familiennamen (leider nur eine kleine Zahl war unterſucht) ergab ſich folgender Befund:

AB: 5, A: 29, B: 0, O: 28 Individuen.

Auch die Blutgruppen-Unterſuchung weiſt alſo darauf hin, daß die Nord-Frieſen in der Hauptſache aus Angehörigen der nordiſchen Raſſe beſtehen.

Abb. 17. Vertreter des „großen Typs“ in Nord-Friesland (nach O. Lehmann, Volk u. Raſſe Bd. I, H. 1).

Eine ſehr eindrucksvolle Schilderung der lebenden Nordfrieſen verdanken wir O. Lehmann[68]); er unterſcheidet in der heutigen Bevölkerung zwei Typen:

[68]) O. Lehmann: Die Bevölkerung Nordfrieslands. In „Volk und Raſſe“, Bd. I, Heft 1, 1926, S. 7—19.

„die hohen ſtattlichen Geſtalten mit ihrem ernſten und nachdenklichen Geſicht heben ſich ganz beſtimmt von den kleineren Geſtalten ab, die ... durch ihre Beweglichkeit auffallen. Jene großen Geſtalten ſind es vornehmlich, die durch ihr Weſen und ihre äußere Erſcheinung ſich dem Fremden einprägen und die landläufige Vorſtellung von den Frieſen haben entſtehen laſſen". Es ſind „wohl durchwegs Langſchädel". „Das Haar iſt meiſt blond bis dunkelblond, das Auge blau oder grau. Die weiße Hautfarbe läßt das Rot der Backen beſonders beim weiblichen Geſchlecht kräftig hervortreten. Die Köpfe gehören zu hochgewachſenen Körpern, die in der Jugend hager ſind, im reiferen Alter dagegen ſehr oft ſchwer werden. Dann bilden ſich die würdigen Herren mit ihrer langſamen Bewegung, ihrer ruhigen und bedächtigen Sprache. Die in der Jugend ſchon ſcharf geſchnittenen Geſichtszüge treten noch ſtärker hervor (Abb. 17 und 18); die meiſt gerade große Naſe, darunter der ausdrucksvolle Mund, die hohe gewölbte Stirn und der große Schädel."

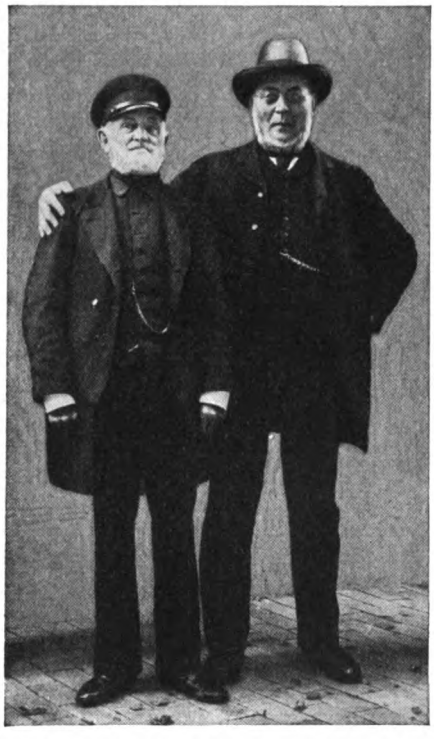


Abb. 18. Groß: Jacob Poppens aus Ulvesbüll
klein: Asmus Gottburgſen aus Horſtedt
(nach O. Lehmann).

Die großen, echt germaniſchen Geſtalten ſind meiſt die Beſitzer der großen reichen Höfe, deren Gebiet ſchon im Mittelalter eingedeicht wurde.

Der neben dieſen ſich findende von Lehmann unterſchiedene zweite Typus hat durchwegs „eine kleinere Geſtalt"; auch dieſe Leute „ſind hager, bleiben aber meiſt auch im Alter hager". „Dieſer Typus iſt dunkler in der Hautfarbe, hat auch zuweilen braune Augen." „Auch bei ihnen fällt das ſcharf profilierte Geſicht auf, die ſtarke Naſe mit den ſtarken Augenbrauen. Der Schädel iſt aber niemals ſo ſtark gewölbt, und die Stirn iſt oft etwas fliehend. Die Geſichtslinie des Profils iſt niemals ſo gerade, ſondern bildet einen ſtärkeren Bogen, weil das Kinn meiſt zurücktritt. Im Verkehr mit dem Fremden ſind auch ſie wortkarg, verſchloſſen, aber trotzdem haben ſie eine verſchmitzte Art in der Unterhaltung. Sie ſind beweglicher, und wer ſie einmal beim Wollhandel beobachtet hat, wie ſie auf ihren Vorteil bedacht mit dem Bruchteil eines Pfennigs zu handeln wiſſen und feſt auf ihrem Preiſe beharren, der empfindet unwillkürlich den Unterſchied in ihrem Benehmen gegen den großzügigeren Typus." Dieſer Typus findet ſich nach L. hauptſächlich auf den Halligen (Abb. 19).

Lehmann glaubt nun den Schluß ziehen zu müſſen, die auf den weniger ergiebigen Halligen wohnenden Vertreter des kleineren, dunkleren Typs ſeien die Nachkommen der Ureinwohner, der Ambronen; die großen helleren dagegen die Nachkommen der eingewanderten Frieſen, die als „friedliche Eroberer" ins Land

kamen, das Land eindeichten und damit ſiedelungsfähig machten und jetzt noch auf den vor Jahrhunderten dem Meer abgerungenen fetten Ländereien ſitzen. L. hat die Vorſtellung, daß die einheimiſchen Ambronen bereits vor der Ankunft der Frieſen Warften gegen das Flutwaſſer gebaut, daß die Frieſen aber erſt die Kunſt des Eindeichens ins Land gebracht hätten.

Gegen dieſe Auffaſſung wird man doch erhebliche Bedenken haben müſſen. Erſtens haben wir keinerlei Veranlaſſung, anzunehmen, daß die Ureinwohner der jütiſchen Halbinſel gerade dunklere Farben und auch ſonſt allerlei ungermaniſche, unnordiſche Eigenſchaften gehabt haben; im Gegenteile zeigt auch noch der heutige Befund, daß auch gerade die nichtfrieſiſchen Bewohner der Halbinſel ganz ausgeſprochen hellfarbig ſind und auch ſonſt die Eigenſchaften der nordiſchen Raſſe vielleicht in ſtärkerer Ausprägung zeigen, als ſonſt eine deutſche Bevölkerung. Außerdem haben uns auch die Römer den mit den Cimbern und Teutonen nach Süden gezogenen Teil der Ambronen durchaus nicht anders geſchildert, als jene germaniſchen Stämme; Reſte der Ambronen ſind im Gebiet der Heimat ſitzen geblieben.

Abb. 19. Nordfrieſe aus der Umgegend von Deezbüll, kleinerer Typ (nach O. Lehmann).

Zweitens zwingt uns nichts dazu, anzunehmen, daß die Ambronen bereits Warften angelegt haben, bevor die Frieſen ins Land kamen; im Gegenteile liegt die Vermutung nahe, daß die Frieſen auch die Kunſt des Warften(Terpen-)baues aus der Heimat mitgebracht haben, zumal die erſten frieſiſchen Einwanderer ſchon zu einer Zeit nach Nordfriesland gekommen zu ſein ſcheinen, als ſie auch in der Heimat noch in der Hauptſache auf den Terpen wohnten und die Kunſt der Eindeichung noch wenig entwickelt war; das Jahr 857 wird in den Fulda'ſchen Annalen als Datum des Zuges des Rorik genannt, aber das dürfte nicht der erſte Führer von Einwanderern geweſen ſein.

Daß die großen Höfe hauptſächlich im Beſitz des „großen“ und hellen Typus ſind, läßt ſich auch ſo erklären, daß dieſer ruhige, überlegte und großzügige Menſchenſchlag für die Bewirtſchaftung beſſer geeignet iſt.

Der dunkle Einſchlag iſt alſo meiner Überzeugung nach weder alteinheimiſch, noch mit den Frieſen gekommen. Die Möglichkeiten des Eindringens auf anderen Wegen ſind ja zahlreich genug. Nicht immer werden Schiffbrüchige beim Bergen des „Strandgutes“ erſchlagen oder ſonſtwie umgekommen ſein, und der unweit der Küſte vorbeiführende Schiffsweg bringt ja Angehörige vieler Nationen in die Nähe. Frühere Seeräuberzüge werden manchen fremdraſſigen Sklaven ins Land gebracht haben, und trotz der ſtrengen Ehegeſetze wird ſo hier und da fremdes Blut in die Bevölkerung eingeſickert ſein. Im frühen Mittelalter wurden Sklaven aus den ja gar nicht weit entfernten Slawengebieten weithin verhandelt, kamen

sicher auch nach Nordfriesland und mischten ihr Blut schließlich mit den Einheimischen; selbst bis nach den holländischen Nordprovinzen ging dieser Handel (vielleicht waren die Nordfriesen dabei die Vermittler). Endlich sind die Städte mit ihrer z. T. von weither kommenden Bevölkerung immer ein Einfallstor für fremdrassige Elemente. Auch die niederländischen Untersucher finden in den Städten einen größeren Hundertsatz Dunkelfarbiger und Kurzköpfiger und sind der Überzeugung, daß auch dort durch Vermittelung der Städte dauernd und seit langem fremdes Blut auch allmählich in die ländlichen Bezirke eindringt.

Es dürfte also unmöglich sein, in der heutigen Bevölkerung Nordfrieslands die eingewanderten Friesen von den einheimischen Ambronen rassenanthropologisch zu trennen.

Auf jeden Fall zeigen alle bisher vorliegenden Beobachtungen, daß die Nordfriesen, ganz genau wie die West- und Ostfriesen, ursprünglich und in der Hauptsache auch heute noch ein Zweig der nordisch-germanischen Rasse sind.

Zusammenfassung.

Nach den bisherigen anthropologischen Untersuchungen und auf Grund der urgeschichtlichen Forschung wird man sich Wesen und Werden des friesischen Volkes folgendermaßen vorzustellen haben: in den nördlichen Teil der heutigen Niederlande, die nach Beendigung der Eiszeit menschenleer und gegen Süden durch das breite wasser- und sumpfreiche Überschwemmungsgebiet der Rhein- und Maasmündungen fast hermetisch abgeschlossen waren, wanderten im Mesolithikum (in der mittleren Steinzeit) aus Nordosten, aus Dänemark und Schleswig-Holstein kommend, die Träger der Ertebölle(Kjökkenmöddinger-)kultur ein. Ihre körperlichen Reste hat man bisher in den Niederlanden noch nicht gefunden, so daß eine unmittelbare Untersuchung auf die Rassenzugehörigkeit unmöglich ist; da aber die in der Heimat, in der jütischen Halbinsel, gefundenen Skelettreste Formen zeigen, die zur nordischen Rasse gehören[69]), bleibt kaum eine andere Annahme, als daß auch diese nacheiszeitlichen Urbewohner der niederländischen Nordprovinzen zur nordischen Rasse gehörten, also blonde, blau- oder grauäugige, langschädelige Menschen waren. Die Einwanderer setzten sich zunächst in dem hochgelegenen Gebiet der heutigen Provinz Drenthe fest; die jetzigen Provinzen Friesland und Groningen blieben noch lange unbesiedelt, da das von Mooren und Sümpfen durchsetzte und über weite Strecken immer wieder von Hochfluten des Meeres überschwemmte „amphibische" Gebiet erst von einer höheren Zivilisationsstufe ab, erst seit Erfindung der „Warften" („Terpen") und Dämme besiedelt wurde.

Während der gesamten jüngeren Steinzeit waren die besiedelungsfähigen niederländischen Nordprovinzen ununterbrochen von einer nordischen Bevölkerung bewohnt, die dauernd mit der Bevölkerung Nordwestdeutschlands in Berührung blieb und aus diesem scheinbar unerschöpflichen Kulturzentrum immer neue kulturelle Anregungen und wohl auch neue Zuwanderer erhielt; die Nordniederlande waren während dieser Jahrtausende so zu sagen eine Kolonie Nordwestdeutschlands; Schuchhardt[70]) sagt: „Wes Stammes die Sachsen waren, desselben waren auch die Megalithgräberleute, gleichviel ob sie sich selber schon Germanen nannten oder nicht."

---

[69]) O. Reche: Die Schädel aus d. Ancyluszeit v. Pritzerber See usw. Arch. f. Anthrop. N. F. Bd. XXI, 1928, S. 122 ff.

[70]) Schuchhardt, Alteuropa. 1919 S. 341.

Aus dem nordniederländischen Gebiet sind auch aus dieser Zeit keine gut erhaltenen Skelette gefunden worden, die einen zuverlässigen Aufschluß über die Anthropologie der Bewohner ermöglicht hätten; nur aus dem Ende der Periode konnten zwei Skelette wenigstens soweit erhalten werden, daß man die Hauptformen des Schädels feststellen konnte (aus dem Grabhügel bei Nierssen); sie zeigen Eigenschaften, die innerhalb der Variation der nordischen Rasse liegen.

Während der Bronzezeit lassen die kulturspendenden Einflüsse aus dem germanischen Norden auffallend stark nach; die nordische Rasse sandte jetzt ihre überschüssige Bevölkerung nach dem Süden und besonders nach dem Osten; es macht sogar den Eindruck, als ob der größte Teil der Bevölkerung der Nordniederlande der gleichen Richtung gefolgt und abgewandert wäre; wenigstens sind aus dieser Periode die Funde sehr selten und zeigen nur armselige Formen; das Land muß während dieser ganzen Zeit fast menschenleer gewesen sein, zumal von Süden aus über das noch damals wohl kaum zu passierende Überschwemmungsgebiet des Rheines keine Einwanderer gekommen zu sein scheinen. — Åberg sagt: „Die Zivilisation ist offenbar während der ganzen Zeit auf Seiten der nordischen Kultur, nicht auf Seiten Westeuropas".

Erst gegen Ende der Bronzezeit, in der V. und VI. Periode, beginnt in den Nordprovinzen Hollands neues Leben: aus dem germanisch besiedelten Hannover dringen neue Träger nordischer Kultur ein, die man nun schon mit Sicherheit wird als Germanen bezeichnen können; die Zeit ist etwa auf das 8. Jahrhundert v. Chr. anzusetzen. Diese Germanen siedelten sich zunächst auch erst wieder in dem flutfreien hochgelegenen Drenthe an; man wird sie als die „Ur-Friesen" (die also aus Hannover stammten) bezeichnen können.

Allmählich scheint ihnen aber das Land zu knapp geworden zu sein, denn diese Ur-Friesen beginnen nun, etwa von 500 v. Chr. an, mit ungeheurem Wagemut und bewundernswerter Zähigkeit in die bisher unbewohnbaren, halb dem Meere gehörenden Gebiete Frieslands und Groningens einzudringen und das Land in Jahrhunderte langem Kampfe dem Meere abzuringen. Sie erfanden die „Terpen" (Warften), künstlich so hoch aufgeschüttete Hügel, daß die auf ihnen errichteten Wohnstätten über dem Wasserstande selbst der Sturmfluten lagen. Hier begruben sie auch ihre Toten, die in der niedriger gelegenen Umgebung ja von den Meeresfluten fortgespült worden wären. Die in den ältesten Schichten der Wohnhügel gefundenen Skelette zeigen nun wieder durchaus nordische Typen; irgendeine fremdrassige Beimischung läßt sich nicht mit Sicherheit feststellen. Bei den Schädeln lassen sich drei Untertypen unterscheiden, die sich fast überall in den germanischen Ländern finden und Varianten der gleichen Rasse darstellen; es sind der in den deutschen Begräbnisstätten der Völkerwanderungszeit und des beginnenden Christentumes so charakteristische, lange, schmale und hohe „Reihengräbertypus", der sehr lange, auch schmale, aber etwas niedrigere „Friterp-Typus" (so genannt, weil er sich in den Terpen Frieslands besonders häufig findet) und eine etwas kürzere und breitere Form, die dem sogenannten „Cro-Magnon-Typus" nahe stehen dürfte, vielleicht mit ihm identisch ist; die beiden erstgenannten Typen sind ausgesprochen dolichozephal, die letztere mesozephal. Die Gesichtsform der Typen wechselt zwischen ziemlich breit und ausgesprochen schmal; die Gesichtshöhe ist aber fast stets sehr erheblich. Die Nasen sind meist schmal und gut profiliert.

Es macht nach den bisherigen Untersuchungen (die aber durch die Kleinheit der Serien beeinflußt sein können) den Eindruck, als ob der „Friterp-Typus" in

Friesland, der „Reihengräbertypus“ und der „Cro-Magnon-Typus“ in den Terpen Groningens etwas häufiger sei.

Die Römer dürften keinen rassenmäßigen Einfluß auf Friesland ausgeübt haben, denn ihr Siedelungs- und unmittelbares Einflußgebiet beschränkte sich in den Niederlanden auf die Rheinmündung[71]), die sie aus strategischen Gründen besetzt hielten.

Die aus mittelalterlichen Terp-Schichten stammenden Schädel zeigen noch die gleichen Typen, wie die ältesten: also wiederum Angehörige der nordischen Rasse mit nicht nachweisbaren fremden Elementen; keinesfalls kann die mesozephale („mittellange“) Form des „Cro-Magnon-Typus“ als Mischform angesprochen werden.

Für die Neuzeit stehen uns außer Schädeln auch Untersuchungen am Lebenden zur Verfügung. Da hat sich nun herausgestellt, daß auch heute noch zwar die Mehrheit der Bevölkerung durchaus den Typus der nordisch-germanischen Rasse zeigt, daß aber in alle Gebiete mehr oder weniger stark ein gewisser Hundertsatz fremder Elemente eingedrungen ist, die sich hauptsächlich durch kurze Köpfe und dunkle Farben auszeichnen und wohl mit der in Mitteleuropa, besonders auch Frankreich, weit verbreiteten sogenannten „alpinen“ (oder „ostischen“) Rasse zusammenhängen. Die extrem langen und schmalen Formen des „Reihengräber-“ und „Friterp-Typus“ sind auch heute noch, besonders in den ländlichen Bezirken, vorhanden, aber ihr Hundertsatz ist zurückgegangen.

Daß das nordische Element noch durchaus vorherrscht und für die niederländischen friesischen Gebiete charakteristisch ist, beweisen auch die Untersuchungen über die Verbreitung der Haar-, Haut- und Augenfarben: blondes Haar, blaue und graue Augen und rosigweiße Haut sind noch heute durchaus in der Überzahl, und wirklich dunkel gefärbte sind sehr selten.

Das Eindringen dunkler und kurz-(rund-)köpfiger Elemente wird verschiedene Ursachen haben. Schon v. Hoelder weist darauf hin[72]), daß auch überall in Deutschland „mit der Einführung des Christentumes in allen Gräbern“ eine „derartige Veränderung beginnt“ (er meint das Auftreten von kurzen runden Schädeln neben den bisherigen langgebauten), „welche nicht anders erklärt werden kann, als dadurch, daß die längst neben dem reinen germanischen Typus als Hörige oder Knechte vorhandenen Brachyzephalen von da an allmählich nicht mehr getrennt begraben wurden“ (in früheren Zeiten waren sie wohl nicht sorgfältig begraben worden, und daher sind ihre Skelette nicht erhalten geblieben). Auch durch den einst weitverbreiteten Handel mit slavischen Sklaven und Sklavinnen[73]) wurde eine derartige kurzköpfige Unterschicht geschaffen. Dazu kam, daß das Christentum zugleich mit anderen bewährten Einrichtungen die alten Ehegesetze abänderte. „Die merkwürdige körperliche Gleichförmigkeit der in den Reihengräbern liegenden Germanen erklärt sich nämlich vollständig aus den Bestimmungen ihrer vom 6. Jahrhundert an niedergeschriebenen Gesetzbücher bezüglich der Ehe; denn daß das so

---

[71]) Vgl. H. Holwerda, Die Römer in Holland. 15. Bericht. Deutsch.-archäolog. Inst. Römisch-germanische Kommission 1925. S. 8 u. 9. (Diesen Hinweis verdanke ich Herrn Dr. Zeiß.)

[72]) H. v. Hoelder: Über die in Deutschland vorkommenden, von Herrn Virchow den Friesen zugesprochenen nied. Schädelformen. Arch. f. Anthrop. Bd. XII. 1880. S. 343.

[73]) H. v. Hoelder, a. a. O., S. 351. „Der Handel mit Knechten meist slavischer Abkunft dauerte nach Dehio in Friesland bis ins 11. Jahrhundert fort.“

viele Jahrhunderte aufrecht erhaltene Verbot der Ehe zwischen Freien und Unfreien ein Hauptmoment zur Fixierung dieser Gleichförmigkeit war, bedarf keiner weiteren Begründung. Die Bestimmungen der Lex Frisonum in Betracht der Ehe sind nun ebendieselben, wie die der übrigen Gesetzbücher, und es ist deshalb anzunehmen, daß sie auch dieselbe Wirkung auf die körperliche Beschaffenheit der Friesen gehabt haben"[74]). — Im Altertum werden also die Bestimmungen der Lex Frisonum für die Reinerhaltung der Rasse gesorgt haben; mit dem christlichen Mittelalter werden die fremden Elemente langsam ins Volk auch der Friesen eingedrungen sein. Die Untersuchungen der Schädel haben das in der Tat gezeigt.

Fremdes Blut, wenn auch in geringem Ausmaße, werden auch die von Otto dem Großen im 12. Jahrhundert in Friesland angesiedelten Flamländer gebracht haben; zwar sind auch sie germanisch-nordischer Abkunft, aber sie hatten in ihrer Heimat eher Gelegenheit, fremde Elemente aufzunehmen[75]).

Die Friesen haben im frühen Mittelalter Seeräuberzüge unternommen und werden sich von diesen wohl auch gelegentlich fremdrassige Sklaven mitgebracht haben.

Auch der Dreißigjährige Krieg und die Besetzung durch spanische Truppen können nicht ohne Einfluß geblieben sein.

In neuerer Zeit sind hauptsächlich die Städte Einfallstore aller möglichen fremdrassigen Elemente; ihre Bevölkerung kommt ja nicht selten von weit her; man denke nur an die wandernden Handwerksburschen.

Davon, daß sich bei den Friesen eine primitive Schädelform fände, wie auf Grund deformierter Schädel früher behauptet wurde, oder daß bei ihnen Degenerationsmerkmale besonders häufig seien, kann keine Rede sein. Interessant ist, daß die Schädel der modernen Bevölkerung im Durchschnitt weniger geräumig sind, als die der alten Friesen: wahrscheinlich eine Folge der Beimischung fremder Elemente.

Die damals noch ungemischten nordisch-germanischen Friesen haben sich früh hauptsächlich nach Osten ausgebreitet und Ost- und Nordfriesland besiedelt. Auch in diesen Gebieten finden wir daher die gleichen anthropologischen Typen, wie in der westfriesischen Heimat: großgewachsene Menschen mit langen, großen, gut gewölbten Köpfen, mit blondem Haar, hellen Augen und weißer Haut, also Vertreter der nordischen Ur-Rasse; auch hier haben wir aber seit Jahrhunderten ein langsames Einsickern fremdrassiger dunkler und kurzköpfiger Elemente. Ost- und Nordfriesen unterscheiden sich rassisch in keinem wesentlichen Punkte von der übrigen deutschen Bevölkerung der Nordseeküsten, was schon deshalb nicht überraschen kann, weil sie ursprünglich aus diesem Gebiete stammen, ihre Urheimat in Nordwestdeutschland haben.

---

[74]) H. v. Hoelder, a. a. O., S. 351.

[75]) H. v. Hoelder, a. a. O., S. 351.

Ein Beitrag zur frühdeutschen Besiedlung Württembergs.

Von Dr. Walther Veeck, Stuttgart.

Unsere württembergischen Ortschaften werden urkundlich frühestens im 8. Jahrhundert erwähnt. Trotzdem müssen wir als sicher annehmen, daß ein großer Teil von ihnen in dem Zeitabschnitt, welcher auf die Besetzung des Landes durch die Alamannen — Schwaben folgte, gegründet wurde, also noch während der Völkerwanderungszeit. Um 260 erfolgte der Einbruch der Alamannen in Südwestdeutschland. In den ersten Jahrzehnten nach demselben mögen zwar noch keine festen Siedlungen entstanden sein, bald sahen sich aber die neuen Herrn des Landes gezwungen, das Land an die Volksgenossen aufzuteilen. Der Gründe, welche zu dieser Seßhaftmachung führten, sind mehrere. Ein weiteres Vordringen auf römisches Gebiet war ihnen zunächst unmöglich. Gelegentliche Vorstöße nach Gallien oder Italien scheiterten immer wieder an der Überlegenheit der römischen Waffen, den Römern gelang es bis ins 5. Jahrhundert hinein, die Rhein- und Voralpengrenze zu halten. Auf der anderen Seite verstärkte neuer Zustrom aus der alten Heimat die Volkszahl der Alamannen. Dazu kam dann noch das Nachdrängen anderer germanischer Stämme aus dem Nordosten, wie etwa der Burgunder, welche die Alamannen zur Einschränkung ihres Siedlungsraums zwangen. Bekannt ist ja, daß sie mit den Burgundern wegen der Grenzen öfter in Fehde lagen.

Wären wir nun allein auf die schriftliche Überlieferung angewiesen, dann dürften wir niemals hoffen, über die früheste deutsche Besiedlung des Landes und über die ersten deutschen Ortsgründungen gesicherte Kunde zu erhalten.

Nun hat sich die Ortsnamenforschung seit Förstemann und Arnold sehr mit der Frage der Ortsgründungen beschäftigt und sie glaubt auch gesicherte Unterlagen für die Entstehung der deutschen Orte, soweit sie in die schriftlose Zeit fällt, geben zu können. Es ist aber unmöglich, auf Grund der Ortsnamen allein einwandfreie Grundlagen für die Entscheidung dieser Frage zu erhalten. Die Ergebnisse der Ortsnamenforschung entbehren solange des Anspruchs auf unbedingte Zuverlässigkeit, bis es gelingt, ihre Richtigkeit — oder Unrichtigkeit — auf andere zuverlässigere Weise nachzuprüfen.

Es gibt nun, wie ich schon einmal in meinem Aufsatz „Alamannen und Franken in Württemberg" in Heft 4 des 2. Jahrgangs von „Volk und Rasse" nachweisen konnte, vollgewichtige Urkunden, welche uns über die Erkenntnisse der Ortsnamenforscher hinausführen können: Die vielen völkerwanderungszeitlichen Grabfelder, welche wir auf germanischem Boden finden. Leider ist es bis jetzt ja nur ganz vereinzelt gelungen, aus der Völkerwanderungszeit stammende Siedlungsreste im Erdboden nachzuweisen und zu untersuchen, in Württemberg z. B. ist man bisher überhaupt noch nicht auf solche Spuren gestoßen. Den Grund für diesen bedauerlichen Umstand finden wir darin, daß die völkerwanderungszeitlichen Siedlungen oftmals an der Stelle unserer heutigen Dörfer und Städte lagen, daß ihre Reste entweder durch den Bauschutt vieler Jahrhunderte überdeckt oder aber durch die Grundmauern späterer Gebäude vollkommen zerstört sind. Daß dieser Schluß richtig ist, bestätigt uns die Lage unserer Grabfelder. Sie befinden sich in der Regel am Rande oder gar im Weichbild unserer heutigen Ortschaften.

Da man nun die Toten damals wie heute nicht weit von den Wohnstätten der Lebenden begrub, so müssen wir die alten Siedlungen auch ganz in der Nähe der völkerwanderungszeitlichen Grabfelder, der Reihengräberfriedhöfe suchen, also dort, wo auch unsere heutigen Orte liegen. Die Tatsache, daß bei einem Dorf oder einer Stadt ein Reihengräberfriedhof nachgewiesen wird, berechtigt also zu dem Schluß, daß der betreffende Ort mit seinen Anfängen in die Völkerwanderungszeit zurückgeht. Über diese Feststellung hinaus aber können wir für die Entstehungszeit der betreffenden Ortschaft noch einen festeren Anhaltspunkt gewinnen, wenn wir daran gehen, die Beigaben der einzelnen Gräber chronologisch auszuwerten. Haben wir z. B. in einem solchen Friedhof Gräber des 5. Jahrhunderts, so dürfen wir schließen, daß er im 5. Jahrhundert benutzt wurde, und daraus ergibt sich zwangsläufig der Schluß, daß auch die zugehörige Siedlung schon im 5. Jahrhundert bestand, nicht aber daß sie erst im 5. Jahrhundert begründet wurde, sie kann unter Umständen älter sein. Sicherheit über die Entstehung eines Ortes erhalten wir erst, wenn es gelingt, den oder die Reihengräberfriedhöfe desselben restlos, Grab für Grab, auszugraben. Beginnen die Gräber etwa mit 350, dann ist auch die Gründung des Orts um diese Zeit gesichert. Leider sind wir noch weit entfernt von dem Ziele, das Alter der einzelnen Ortsnamengruppen etwa der —ingen-, der —heim-, der —hausen-, der —hofen-, der —stetten-Orte usw. ganz genau zu bestimmen, denn dazu wäre es nötig, die Reihengräberfriedhöfe, welche bei den Orten dieser Namengruppen vorkommen, in der eben geschilderten Weise zu untersuchen. Das ist aber noch nicht geschehen, trotzdem können wir auf Grund der schon im Besitz unserer Sammlungen befindlichen aus Grabfeldern dieser Ortsnamengruppen stammenden Funde chronologische Angaben machen, welche uns festere Anhaltspunkte geben als Schlüsse, welche auf anderem Wege gewonnen werden. Auf Grund einer sorgfältigen Aufnahme der württembergischen Reihengräberfriedhöfe, deren Ergebnisse demnächst gesammelt vorgelegt werden, soll im folgenden versucht werden, dies zu beweisen. Ich muß dabei besonders auf das Büchlein Bitzers „Das Alter der württembergischen Ortschaften" (Verlag des Schwäbischen Albvereins) eingehen, der, weil er unsere zuverlässigen archäologischen Quellen nicht heranzieht, zu manchen sehr anfechtbaren Ergebnissen kommt.

Bitzer sucht auf Grund von geologisch-geographischen und historischen Erwägungen für die Ortsnamenforschung feste Grundlagen zu gewinnen, um so die Entstehungszeit der Orte einzelner Namengruppen fester umreißen zu können.

Es ist sicher richtig, daß die geologischen Verhältnisse der Landschaft, das Vorhandensein von gutem Ackerboden und von Wasser sowohl in vorgeschichtlicher wie in geschichtlicher Zeit eine Hauptbedingung für die Anlage menschlicher Siedlungen gewesen sind. Und so hat Bitzer richtig beobachtet, daß auch die ältesten alamannischen Siedlungen sich überall dort nachweisen lassen, wo diese Hauptbedingung erfüllt ist, daß aber dort, wo sie fehlt, auch die frühen Niederlassungen fehlen. Eine Ausnahme fällt ihm auf, daß die Gegend nordöstlich Ohrringen, die Hohenloher Ebene, eine der fruchtbarsten des Landes, ganz der älteren Siedlungen entbehrt. Er findet dafür folgende Erklärung, „daß diese mit Lehm und Lettenkohle bedeckte Gegend dem älteren Ackerbau größere Schwierigkeiten bereitete, weil der Boden noch nicht durchlässig, noch nicht trocken genug war". Man braucht nur auf das Strohgäu, die Gegend um Ludwigsburg zu verweisen, wo ganz die gleichen geologischen Verhältnisse vorliegen, wie in der Hohenloher Ebene, um den Irrtum Bitzers nachzuweisen. Von der jüngeren Steinzeit ab war das Strohgäu stets dicht besiedelt.

Die Gründe für die Nichtbesiedlung der Hohenloher Ebene durch die Alamannen liegen auf einem ganz anderen Gebiet: Sie folgten bei der Landnahme den Spuren der Römer, sie haben sich überall dort niedergelassen, wo vor ihnen römische Siedler saßen. Der Limes bildete auch für sie noch eine Grenze. Nach Ammian XVIII 2, 15 zog Julian 359 bei seinem Rachezug gegen die Alamannen durch den Kraichgau, wo der Alamannenfürst Hortar gebot, in das Land der benachbarten Alamannenfürsten „bis in eine Gegend — sie heißt Capillacium oder Palas —, wo Grenzsteine das Gebiet der Alamannen und Burgunder schieden" (ad regionem, cui Capillacii vel Palas nomen est). Das ist der Limes, der ja heute noch im Volksmunde in Württemberg Pfahlgraben heißt.

Einen Beweis für die Zuverlässigkeit dieser Mitteilung Ammians liefert uns die Aufnahme der völkerwanderungszeitlichen Reihengräberfriedhöfe Württembergs. Sie bestätigt die schon längst bekannte Tatsache, daß in den dem limes vorgelagerten Landstrichen mit geringen Ausnahmen vor allem im Oberamt Ellwangen völkerwanderungszeitliche Ortsgründungen nicht nachweisbar sind. Das Land vor dem Limes war in römischer Zeit dichtes Urwaldgebiet, in dem die Römer keine Siedlungen duldeten. Als die Alamannen die Nachfolge der Römer antraten, haben sie diese Waldgebiete, den Welzheimer Wald, den Ohrnwald, der ja jetzt fast ganz gerodet ist, und die Wälder des Jagst- und Kochertals zunächst nicht besiedelt. Sie waren ihnen sogar, wie den Römern ein gewisser Schutz. Wir denken dabei an die Schilderung bei Cäsar bell. Gall. VI, 23, wo berichtet wird, daß es germanische Sitte war, daß ein Stamm rings um sein Gebiet Einöden und Wüstungen hatte, die ihm Schutz gegen plötzliche Überfälle gewährten. Durch dieses Waldland waren die Alamannen von den Burgundern geschieden, welche bis zum Anfang des 5. Jahrhunderts nordöstlich von ihnen in der Maingegend saßen. Zwar meint Bitzer, daß die Burgunder bis über 400 hinaus den Norden Württembergs innehatten, aber es gibt aus dem württembergischen Norden keinen gesichert burgundischen Fund, während wir für den Nordwesten des Landes — und zwar westlich des Limes — eine ununterbrochene alamannische Besiedlung bis 496 durch Funde nachweisen können. Wohl war der Limes nach Ammian Grenze zwischen den beiden Stämmen, wohl haben sie nach Ammian XVIII 5, 11 wegen der Salzquellen — bei Hall oder Niedernhall? — öftere Streitigkeiten gehabt, aber das ändert nichts an der Tatsache, daß Württemberg östlich des Limes ganz ohne burgundische Spuren ist. Was wir an völkerwanderungszeitlichen Funden aus diesen Gegenden kennen, gehört der fränkischen Epoche, also der Zeit nach 500 an. Es ergibt sich daraus: Das Waldland im Nordosten Württembergs war vom 3. Jahrhundert bis zum Abzug der Burgunder um 406 Niemandsland, in denen weder Alamannen noch Burgunder siedelten, es war strittiges Grenzgebiet.

Noch anfechtbarer sind die Daten, welche Bitzer für die Entstehung mancher Ortsnamengruppen gibt.

Bekannt ist ja der Kampf über die Entstehung der »ingen« und »heim« Orte. Die einen halten die »ingen«-Orte für alamannisch, die »heim«-Orte für fränkisch, andere wieder Orte mit den beiden genannten Namenendungen für gemein-germanisch. Bitzer ist Anhänger der ersteren Theorie.

Es muß zugegeben werden, die »ingen«-Orte häufen sich im alamannischen Teil Württembergs, die »heim«-Orte im fränkischen Teil. Aber nicht unbedeutend ist andererseits der Anteil der »ingen«-Orte im fränkischen Teil, der »heim«-Orte im

alamannischen des Landes. Durch diese Tatsachen wird die Lösung der Frage sehr erschwert. Dürfen wir annehmen, daß im alamannisch gebliebenen Teil des Landes nach 536 eine fränkische Kolonisation einsetzte, daß die Gründung der -heim-Orte auf fränkische Siedler zurückgeht, daß der Frankenkönig also zur Sicherung seiner Herrschaft Franken in Alamannien mit Land begabte? Ich möchte es verneinen. Dagegen spricht, daß Theudebert I. 536 den Alamannen einen Herzog aus alamannischem Geschlecht gab, daß allem Anschein nach das Verhältnis der Alamannen zum Frankenkönig mehr das von in gewisser Abhängigkeit stehenden Bundesgenossen war. Erst Karls des Großen Vater, Pippin, machte dem mächtig und widersetzlich gewordenen alamannischen Stammesherzogtum ein Ende und nahm das Land in fränkische Verwaltung. Die fränkische Verwaltung alamannischen Gebiets beginnt also erst mit den Karolingern. Sie erst sind es, welche das alamannische Herzogsgut als Königsgut an sich zogen und teilweise weiter an fränkische Große vergaben. Die Entstehung der fränkischen Grafschaften in Württemberg fällt erst in die karolingische Zeit. Hätten wir mehr schriftliche Quellen, so würden wir über diese Dinge klarer sehen.

Noch aus einem anderen Grunde kann man die -heim-Orte nicht als typisch fränkische Gründungen ansprechen. Ich habe mich über diese Frage schon einmal im 15. Bericht des historischen Vereins Heilbronn S. 5 ff. ausgesprochen. Auf Grund archäologischer Funde, welche man mit vollkommener Sicherheit aufs 4. bzw. 5. Jahrhundert ansetzen muß, ist dort der Nachweis erbracht, daß ein Teil der -heim-Orte, als Beispiele sind Wahlheim, Untertürkheim, Kornwestheim, Heidenheim und Schretzheim, das letztere in Bayrisch-Schwaben, genannt, mit ihrer Entstehung in die vorfränkische Zeit fallen müssen. Auch Roigheim und Pfahlheim bei Ellwangen weisen solche Funde auf.

Bitzer wendet dagegen ein, daß wir teilweise bei den genannten Orten Funde aus prähistorischer und römischer Zeit haben. Man könne im Zweifel sein, wie man das Alter derselben bestimmen wolle, da man gewöhnlich nicht wisse, ob die Fundlücken zwischen der älteren und jüngeren Siedlung nicht ausgefüllt würden. Er rede nur vom Alter der Ortschaften, soweit sich ihr deutscher Name zurückverfolgen lasse.

Demgegenüber wäre folgendes zu sagen: Auch ich rede nur von der deutschen Besiedlung. Ich stelle klipp und klar fest, daß bei den genannten -heim-Orten die Besiedlung durch Alamannen in vorfränkischer Zeit erfolgt ist. Und ich möchte gleich beifügen, wir können mit Bestimmtheit erwarten, daß sich die Beispiele noch vermehren lassen, wenn man einmal die Reihengräberfriedhöfe bei anderen -heim-Orten untersucht. Nun behauptet Bitzer, unsere Funde bewiesen nur, daß an den von mir genannten Orten einmal eine ältere alamannische Siedlung bestanden habe, er nimmt fränkische Neugründungen an derselben Stelle an. Auch diese seine Annahme stimmt nicht mit den archäologischen Tatsachen überein. Denn unsere Funde von Heidenheim, Pfahlheim, Schretzheim, Untertürkheim beweisen eine ununterbrochene deutsche Besiedlung von der vorfränkischen Zeit bis in die Zeit des christlichen Mittelalters. Ein anderer Einwand von ihm ist dann, die Orte seien aus unbekannten Gründen umgetauft. Damit aber schaltet er die Ortsnamenforschung als zuverlässig für die Siedlungsgeschichte aus.

Recht eigenartig mutet ein Beweis von Bitzer an: „Völlig unwahrscheinlich ist es, daß Alamannen, Burgunder und Franken, diese drei verschiedenen Völker, die das echteste -heim-Gebiet am Rhein und Main nacheinander besetzt

hielten, die durchaus einheitliche, ganz und gar bürokratisch langweilige tausendmalige Bezeichnung von Ortschaften mit den Namen -heim, -heim, -heim usw. geschaffen haben. Diese durchgreifende Tat muß von einem einzigen, militärisch uniformierenden Volk ausgegangen sein, nachdem das Land erobert und nun besiedelt und politisch geordnet wurde, und dieses eine Volk können nur die Franken gewesen sein." Eine solche Beweisführung kann nicht überzeugen: da könnte ein anderer einen ähnlichen Satz prägen, indem er statt langweilige tausendfache Bezeichnung von nebeneinanderliegenden Ortschaften mit -heim, -heim, -heim setzt mit -ingen, -ingen, -ingen, um die alamannische Herkunft der -ingen-Orte zu beweisen, und wir hätten dann damit die Beweise dafür, daß die -heim-Orte fränkisch, die -ingen-Orte alamannisch sind. Neuerdings hat sich Bohnenberger in einem Aufsatz „Bodenfunde und Ortsnamen" in den Württembergischen Vierteljahrsheften 1928 S. 30 ff. mit den -heim-Orten befaßt. Er gibt zwar die Richtigkeit meiner Ansicht von der Entstehung mancher -heim-Orte in vorfränkischer Zeit zu, erklärt das aber damit, daß sich bei der Anlage der -heim-Orte (bzw. bei deren Umgestaltung aus alamannischen -ingen-Orten) nicht etwa die Bewohner in ihrer Gesamtheit fränkischen Bluts und fränkischer Sitten waren, sondern daß die -heim-Orte im Besitze fränkisch gesinnter Leute waren und daß sie eine Entlohnung für fränkisch gesinnte Leute und eine Sicherung der fränkischen Oberhoheit bildeten. Bohnenberger sucht also die Ergebnisse der archäologischen Forschung mit denen der Ortsnamenforschung in Einklang zu bringen. Wenn man aber annehmen will, daß manche -heim-Orte etwa aus älteren alamannischen -ingen-Orten entstanden sind, so gibt man damit doch zu, daß es recht unzuverlässig ist, auf Ortsnamen siedlungsgeschichtliche Schlüsse zu bauen.

Leider sind auch die Daten, welche Bitzer für die Entstehung anderer Ortsnamengruppen gibt, recht unzuverlässig.

Nach ihm sind die -statt- und -stetten-Orte zunächst nur Plätze für Hirten und Herden. Sie sind noch keine Wohnorte der alten Alamannen, sondern nur Weideaufenthalt für ihre Herden im Sommer. Sie liegen nach Bitzer häufig in wasserarmem Gebiet. Zu bleibenden Wohnplätzen wurden diese -stetten-Orte erst, als man gelernt hatte, mit Steinen zu bauen und gemauerte Zisternen anzulegen, also etwa in der Karolingerzeit."

Zunächst einmal ist es nicht richtig, daß die Alamannen der Völkerwanderungszeit noch nicht den Steinmörtelbau gekannt hätten. Ich werde in meinem Buche „Die Alamannen in Württemberg" den Nachweis dafür erbringen. Aber die ganze Theorie von der Entstehung der -stetten-Orte in karolingischer Zeit ist ein Fehlschluß. Man denke nur an Cannstatt, das mit seinen sechs bis jetzt bekannten Reihengräberfriedhöfen sich als einen der dichtest besiedelten Punkte während der Völkerwanderungszeit erweist. Hier schloß nach Ausweis der Funde die alamannische Besiedlung unmittelbar an die römische an. Bei anderen 20 -stetten-Orten läßt sich durch Grabfunde wenigstens ihre Entstehung in der Völkerwanderungszeit nachweisen, einige müssen sogar schon nach den bis jetzt vorliegenden Funden eine stärkere Bevölkerung gehabt haben, z. B. Dürrenmettstetten OA. Sulz und Meßstetten OA. Balingen. Beide Orte haben mehrere Reihengräberfriedhöfe.

Die -hausen- und -dorf-Orte sollen nach Bitzer um 600 gegründet sein, Funde aus 31 -hausen- und 23 -dorf-Orten sprechen für frühere Entstehungszeit.

»Weiler« und »hofen«Orte hätten nach Bitzer als Entstehungszeit 730 bzw. 748. Von 3 »weiler« und 14 »hofen«Orten läßt sich ein größeres Alter nachweisen.

Damit fallen aber auch mehr oder minder alle weiteren Folgerungen Bitzers.

In dem oben genannten Aufsatz „Alamannen und Franken in Württemberg" habe ich auf S. 222 schon einen Überblick über die württembergischen Orte gegeben, welche durch Auffindung von Reihengräberfriedhöfen als völkerwanderungszeitliche Gründungen gesichert sind. Dies Verzeichnis möchte ich nach dem Stande vom Ende August 1929 ergänzen und berichtigen:

Gesamtzahl der Orte mit Reihengräberfriedhöfen . . .					505	
Gesamtzahl der Reihengräberfriedhöfe					760	
»ingen	Orte	sind	vertreten	. .	179	mal
»heim	"	"	"	. .	77	"
»hausen	"	"	"	. .	31	"
»dorf	"	"	"	. .	23	"
»statt (stadt) u. »stetten	"	"	"	. .	21	"
»bach	"	"	"	. .	17	"
»hof und »hofen	"	"	"	. .	14	"
»ach	"	"	"	. .	12	"
»au	"	"	"	. .	9	"
»berg	"	"	"	. .	8	"
»bronn und »bronnen	"	"	"	. .	8	"
»feld« und »felden	"	"	"	. .	8	"
»beuren	"	"	"	. .	5	"
»wangen	"	"	"	. .	4	"
»weil	"	"	"	. .	4	"
»weiler	"	"	"	. .	3	"
Sonstige	"	"	"	. .	82	"
					505	

Hieraus ergibt sich zur Genüge, daß größte Vorsicht geboten ist, wenn man Ortsnamen zu siedlungsgeschichtlichen Rückschlüssen gebrauchen will.

Nur durch das enge Zusammenarbeiten von archäologischer, historischer und sprachgeschichtlicher Forschung wird es möglich sein, allmählich zu klareren Erkenntnis der frühdeutschen Siedlungsgeschichte zu kommen. Die Hauptaufgabe fällt dabei der Archäologie zu. Sie muß das Material für die Siedlungsforschung zusammentragen. Vieles ist da versäumt worden. Groß sind die Aufgaben für sie. Es genügt nicht, daß in Württemberg z. B. einige wenige Friedhöfe wissenschaftlich untersucht sind. Erst durch die Ausgrabung einer ganzen Anzahl von Friedhöfen verschiedener Ortsnamengruppen können wir allmählich Aufschluß gewinnen über das Alter derselben. Mit dieser Arbeit muß sofort begonnen werden, denn bei dem schnellen Wachstum unserer Ortschaften schwindet die Zahl der für Grabungen zugänglichen Friedhöfe immer mehr. Der Zeitpunkt ihrer Entdeckung ist zugleich der Beginn ihrer Zerstörung. Man begnüge sich aber nicht mit der Aufdeckung einzelner Gräber oder Grabgruppen, sondern versuche den Friedhof möglichst ganz auszugraben, aber immer unter Zuziehung von Fachleuten. Ein Laie, wenn er auch von den besten Vorsätzen beseelt ist, übersieht zu viel und oft gerade die wichtigsten Einzelheiten, auf die es ankommt.

Die eiszeitlichen Kulturen in Europa.

Von Dr. Eduard Beninger, Wien.

Mit 3 Abbildungen.

Auch der Erdball hat seine Entwicklungsgeschichte. Das Bild der Erdoberfläche weist in den verschiedenen Zeiträumen der Entstehung große Wandlungen auf, die für den Geologen heute durchaus greifbar sind. Die Kenntnis des Wirkens der an der Erdoberfläche tätigen Kräfte ist bereits zu gesicherten Ergebnissen bezüglich der Gliederung der Erdgeschichte gelangt und unterscheidet vier große Abschnitte, von denen jeder wieder in mehrere Unterstufen zerfällt. Im ältesten Abschnitt haben sich noch keine sicheren Spuren von Lebewesen erweisen lassen, so daß die Zählung der Abschnitte erst nach diesem Vorspiel vorgenommen wird. In der sog. ersten Epoche finden sich die ersten Amphibien und Reptilien. Die zweite ist das Entwicklungsreich der großen Meeres- und Landreptilien, aber auch schon die ersten Säugetiere finden sich ein. Die dritte Epoche (Tertiär) gehört den Säugern. Wichtig ist die Tatsache, daß sich seit der Mitte des Tertiärs (Miozän) bis heute die Säugetierfauna unverändert verhält und keine wesentlich neuen Bildungen aufweist. Die vierte Epoche (Quartär) bringt erst den endgültigen Abschluß der Erdbildung durch das Eiszeitalter (Diluvium). Dann erst folgt die geologische Gegenwart (Alluvium), in der wir heute leben. Dem Eiszeitalter bringen wir vor allem aus dem Grunde größte Aufmerksamkeit entgegen, weil in ihm das erste, mit völliger Sicherheit beweisbare Auftreten des Menschen erfolgte.

Die großen Umsturzbewegungen der Erdkruste waren bereits im Tertiär beendet, im Eiszeitalter folgten sozusagen nur mehr die letzten Retuschen der Erdgeschichte. Vor allem entsprach die Verteilung der Erdoberfläche noch nicht der Gegenwart. So bestanden zu Beginn des Diluviums Landbrücken über Gibraltar und Sizilien nach Afrika (das seinerseits auch nach Asien breit angeschlossen war); die Mündung des Rheines war weit in die Nordsee vorgeschoben, so daß die Großbritannischen Inseln mit dem Festland zusammenhingen; auch in den Hochgebirgen, besonders in den Alpen, spielten tektonische Bewegungen eine wesentliche Rolle.

Die Frage nach dem Wesen der Diluvialzeit wird heute in vielen Büchern recht abenteuerlich beantwortet. Man zaubert exotische Bilder vor das Auge des Lesers, die geradezu an Nordpolverhältnisse erinnern; zumindest wird der Eindruck hervorgerufen, als ob ganz Europa von einer dicken Eismasse und mächtigen Schneefeldern bedeckt gewesen sei. Tatsächlich trifft dies aber nur insoweit zu, als nur die nördlichen Länder und die höheren Gebirge völlige Vergletscherungen aufwiesen und dies nur in gewissen Abschnitten des Diluviums. Denn das Diluvium besteht aus einer Reihe von Eiszeiten und von diese unterbrechenden Warmzeiten. Dies gehört zu den gesichertsten Ergebnissen der Forschung. Zwar gibt es noch immer Leute, die von einer einzigen, ununterbrochenen Zeit der Vergletscherung sprechen, doch hat dieser sog. Monoglazialismus nur mehr äußerst spärliche Anhänger, die bezeichnenderweise in Dilettantenkreisen zu finden sind.

Im Diluvium wechseln also eiszeitliche Klimadepressionen mit Zeitabschnitten, die teilweise ein wärmeres Klima als heute aufweisen. Die eiszeitlichen Abschnitte des Diluviums darf man als Klimaverschlechterungen bezeichnen,

deren mittlere Jahrestemperatur gegenüber der heutigen um etwa 6 Grade tiefer liegt. Dies führte zur Klimakatastrophe, denn das nordische Inlandeis breitete sich in mächtiger Ausdehnung gegen den Süden aus und auf den höheren Gebirgen bildeten sich große Gletscherinseln, die sich allmählich vereinigten, ins Tal hinabstiegen und sich in das anschließende Vorland als flache Eiskuchen vorschoben. Die riesige Decke des nordischen Inlandeises bedeckte etwa ein Viertel der heutigen Festlandsoberfläche. In Europa findet sich die Südgrenze dieser zusammenhängenden Eismasse am Nordrande des Harzes, bei der Mährischen Pforte, bei Krakau und am Rande der Nordkarpathen. Die größte Eisansammlung der Gebirge stellte der Eispanzer der Alpen dar. Eisfrei blieb in Mitteleuropa demnach ein immerhin breiter Gürtel zwischen dem Nordrande der alpinen Vergletscherung und dem Südrande des nordischen Inlandeises, ferner ganz Frankreich und selbstverständlich die drei großen südeuropäischen Halbinseln. Wenn diese eiszeitlichen Abschnitte des Diluviums auch von Warmzeiten unterbrochen wurden, so drücken sie dieser Epoche der Erdgeschichte doch das augenfälligste Merkmal auf und haben ihr von seiten der Wissenschaft auch den bezeichnenden Namen eingebracht. Diluvium kommt von lateinisch diluere, d. i. wegschwemmen; es soll also die Überschwemmung durch die Eiswässer bezeichnet werden. Dies darf uns aber trotzdem nicht dazu führen, zu vergessen, daß das Eiszeitalter außer den glazialen Abschnitten auch warme Zwischeneiszeiten aufweist.

Die Frage nach der Ursache der Vereisungen kann heute auch nicht annähernd befriedigend beantwortet werden. Wohl sind einige geistreiche Hypothesen dafür aufgeboten worden, von denen wir einige anführen wollen. Man dachte an eine Änderung der Lage der Erdachse zur Ebene der Bahn oder an eine Änderung der Erdbahn selbst. Auch einer Änderung des Kohlensäuregehaltes der Luft hat man ursächliche Bedeutung zugeschrieben, wodurch die Ausstrahlung der Wärme beeinflußt worden sei. Geologen vertreten gerne die Ansicht, daß Schwankungen der Kontinentalschollen, also Umlagerungsvorgänge der Erdrinde, die Klimaverschlechterung herbeigeführt haben. Wir neigen mehr zu der Annahme, daß eine Verringerung der Wärmeausstrahlung der Sonne letzten Endes die Ursache der Eiszeit darstellt. Die verminderte Wärmezufuhr kann mehrere Ursachen haben, z. B. stärkere Sonnenfleckenbildung oder Durchgang unseres Sonnensystems durch einen kalten Teil des Weltraumes oder durch einen Nebel. Wenn wir es also für das Naheliegendste halten, daß die Ursachen der Eiszeit außerhalb der Erde zu suchen sind, so muß doch betont werden, daß es für all diese Erklärungen keine stichhältigen Begründungen gibt.

Auf gesichertem Boden bewegen wir uns bei der Fragestellung, wie es überhaupt möglich ist, eine ehemalige Vereisung nachzuweisen, welches die Anhaltspunkte sind, mittels derer man die einzelnen Abschnitte des Diluviums geologisch feststellen kann. Es sind dies vor allem die Grundmoränen und die Schotterterrassenbildungen, die heute im nicht vereisten Gebiete, aus dem sich die ehemaligen Gletscher zurückgezogen haben, offen daliegen. Auch der Löß ist in Europa als eine an die diluvialen Ablagerungen gebundene Erscheinung erwiesen. Er verdankt seine Entstehung den Staubstürmen des Eiszeitalters. Er ist ein steinfreier, lockerer, in der Struktur feinröhriger, kalkhaltiger Verwitterungsstaub verschiedenster Gesteine. Zum Großteil ist der Löß ausgeblasener Moränenstaub, es liegt aber auch nahe, daß ebenso das Verwitterungsmaterial des unvereisten Gebietes für die Herkunft in Frage kommt. Die Bedingungen der Lößbildung bilden das Freiwerden von Feinmaterial, kalte, aus dem Vereisungsgebiet wehende Winde

und kontinentales Klima. Es ist klar, daß sich auf diese Weise mannigfaltige geologische Profile ergeben, die für die Bestimmung der zeitlichen Aufeinanderfolge der einzelnen Ablagerungen überaus wichtig sind. Man ersieht auch daraus, daß die geologische Erklärung für die Kenntnis des Diluviums von ausschlaggebender Bedeutung ist. Die durch die Geologie gewonnenen Ergebnisse werden aber noch erhärtet durch die Funde von Tierskeletten und Resten der Pflanzenwelt, die in den betreffenden Schichten aufgedeckt werden. Denn auch sie vermögen über das Klima Entscheidendes und Grundsätzliches auszusagen. Es ergibt sich ohne weiteres, daß ein Rentier, ein Mammut oder wollhaariges Nashorn seine Lebensbedingungen nur in einem glazialen Gebiet vorfindet, während sich der nackte Altelefant oder ein Flußpferd als wärmeliebende Tiere kennzeichnen. An kälteliebender Flora haben wir arktisch-alpine Pflanzen. Auch für die große Zwischeneiszeit haben wir Belege aus einigen glücklichen Funden. So hat die Pontische Alpenrose nur in jener warmen Zeit, die mindestens zeitweise wärmer als die Gegenwart war, die Alpen bewohnt. Es wäre gänzlich unwissenschaftlich, für die warme Flora die Feuchtigkeit allein verantwortlich zu machen. Das Moorwachstum zeigt, daß wir mit einer Feuchtigkeitsperiode erst in einem späteren, minder warmen Abschnitt der Zwischeneiszeit rechnen dürfen.

Die Daseinsbedingungen für den Eiszeitmenschen waren in dem rauhen Klima zweifelsohne oftmals sehr hart, untergruben aber nicht seine Lebensmöglichkeit. Berge von mehr als 1300 m Höhe trugen im eisfreien Gebiet Hauben ewigen Schnees. Auf den Vorbergen blühte eine alpine Flora mit Edelweiß und Alpenrosen, auf den niedrigeren Hängen wechselten Gemse und Steinbock. Die Täler durchzogen die Saigaantilope, Herden von Mammuten, Rentiere und Wildpferde, die hier in den waldlosen Lößsteppen und den Tundren mit kleinen Sträuchern (Polarweide, Zwergbirke, Silberwurz, Krähenbeere) einen idealen Tummelplatz antrafen. Im wärmeren Klima hauste der Mensch in Freilandstationen, in der Nähe von Gebirgen, im rauhen Mitteleuropa war er aber oft gezwungen, Höhlen oder überhängende, schützende Felsdächer aufzusuchen. Jägerstationen finden sich vor allem in den Lößgebieten. Eine in den Löß vertiefte Wohngrube konnte in Niederösterreich (Lang-Mannersdorf a. d. Perschling) nachgewiesen werden.

Die Anwesenheit des Eiszeitmenschen ist entweder unmittelbar durch Auffindung von Skeletten in geologisch datierbaren Schichten oder mittelbar durch das hinterlassene Werkmaterial, das die zweckdienlichen Bearbeitungsspuren aufweist, aufzuzeigen. Der bis heute erhaltene damalige Kulturbestand setzt sich größtenteils aus Steinartefakten zusammen, die durch die Technik des Menschen in eine bestimmte Form zugeschlagen oder zu beabsichtigter Zweckbestimmung mit Arbeitsretuschen versehen wurden. Als Material kommen in erster Linie die Kieselgesteine mit ihren verschiedenen Abarten des Quarz in Betracht; am geeignetsten erwies sich der Feuerstein, der sich in Form von Knollen in den Kalkgesteinen verschiedener geologischer Schichtungen, besonders in der mergeligen Kreide des Obersenons vorfindet. Seine große Härte bei leichter Teilbarkeit und muscheligem, scharfkantigem Bruch entsprach der Arbeitstendenz des eiszeitlichen Steinschlägers. In einem späteren Abschnitte des Diluviums (in der Schmalklingenkultur des Cro-Magnon-Menschen) werden Waffen und Werkzeuge auch aus Horn, Knochen und Elfenbein hergestellt. Für die Anwesenheit des Menschen sprechen übrigens auch Grab- oder kultische Anlagen, dann die Erzeugnisse der Kunst und des Schmuckgewerbes (durchbohrte Zähne, Knochen, Muschel- und Schneckenschalen;

ferner durchbohrte und undurchbohrte Amulette aus Stein, Perlen, Knochen und Gagat). Aber es genügt auch der Nachweis ehemaliger Feuerstellen, denn unter allen Lebewesen besitzt nur der Mensch die Kenntnis der Feuerbereitung. Der ehemalige Besitzstand an Holzgeräten, Fellen, Flechtwerk und anderem vergänglichen Materiale ist verschwunden. Bei Betrachtung eiszeitlicher Kulturen ist daher niemals zu vergessen, daß nur ein sehr geringer Bruchteil der Werktätigkeit uns erhalten ist. Was wir heute dem Boden entnehmen, scheint auf den ersten Blick einförmig zu sein. Aber das bereits stattliche Fundmaterial läßt doch schon weittragende Schlüsse zu. Darum sei schon hier auf eine grundlegende Feststellung hingewiesen: In den verschiedenen Steinbearbeitungstendenzen des Eiszeitmenschen drücken sich Rassengegensätze aus.

Die Einlagerung der Funde in ungestörte, geologisch datierbare Schichten gibt die Handhabe zu ihrer relativen Altersbestimmung innerhalb des klimatologischen Verlaufes des Diluviums. Aber auch schon die einfache Stratigraphie, die Überlagerung zweier oder mehrerer Schichtkomplexe, erlaubt die Feststellung der genetischen Entwicklung der sie einschließenden Typen. Die reine Formenvergleichung kann lediglich dazu führen, die Typen von einander zu sondern. Wir hätten aber nur sehr wenig von der typologischen Erkenntnis, daß zwei Artefakte verschieden sind, wenn uns die stratigraphische Chronologie es nicht möglich machte, die Entstehung und Herkunft eines jeden Stückes wirklich zu verfolgen. Daraus wird wohl klar, daß chronologische Feststellung und typologische Untersuchungen Hand in Hand gehen müssen. Der chronologisch-geologischen Erklärung gebührt insoweit der Vorzug, als nur sie allein die genetische Entwicklung, die typologische Reihe eines Artefaktes und somit seine relative Datierung einwandfrei bestimmen kann. Es liegt in der Natur der Sache, daß die typologischen Normen doch erst aus der stratigraphischen Sachlage geschöpft werden können und müssen. Die Formenlehre ist eben das stereotype Ablesen der Eigenschaften, sie ist die Wissenschaft, welche die gegebenen Tatsachen näher kennzeichnet.

Was die chronologische Begutachtung betrifft, beruht sie fast ausschließlich auf der stratigraphischen Einlagerung der Fundschichten, die in der geologischen Fixierung ihren wesentlichen Rückhalt besitzt. Profile mit geschlossenem Ablauf sämtlicher diluvialer Kulturen wurden in Frankreich wohl schon seit längerer Zeit mit einer gewissen Berechtigung erschlossen und aufgestellt, ihr ideeller Wert behauptete sich aber nur, und dies erkennt man erst jetzt, innerhalb des westeuropäischen Verhältnisse, abgesehen davon, daß sie die Erkenntnis der zugrunde liegenden Kulturkreise verschlossen. Man kam demnach also in Westeuropa zu einer Stufenfolge, die bloß das Auftauchen oder Eintreffen gewisser Vermischungsprodukte der verschiedenen Kulturkreise in dieser Umwelt aufzeigte. Dieses Periodensystem gliedert sich in das Altpaläolithikum (Chelléen, Acheuléen, Mousférien) und Jungpaläolithikum (Aurignacien, Solutréen und Magdalénien). Diese große Zweiteilung steht aber im Widerspruche zu den drei Kulturkreisen, die die Komponenten der diluvialen Kulturen liefern. Dieses Diluvialschema besitzt ferner, rein als Stufenfolge genommen, auch für Mitteleuropa schon keine Berechtigung, da sich in den geologisch gleichaltrigen Schichten Mitteleuropas ein typologisch von Frankreich verschiedener Fundkomplex einlagert. Wenn sich demnach bei chronologischer Gleichzeitigkeit typologisch abweichende Verhältnisse vorfinden, so wird die Unzulänglichkeit eines aus zu engem Lokalmilieu geschöpften Idealprofils klar. Somit ist das veraltete Diluvialschema fallen zu lassen und an seine Stelle hat die Ausarbeitung der eiszeitlichen Kulturkreise zu treten.

Die Aufſtellung von Kulturkreiſen innerhalb der europäiſchen Diluvialkulturen fußt nicht nur auf typologiſchen und chronologiſchen Erkenntniſſen, ſondern auch auf den Forſchungsergebniſſen, in wie weit ſich gleichaltrige, in ſich geſchloſſene Fundmaterialien auf einen beſtimmten lokalen Raum verteilen. Dieſer Zweig der Forſchung konnte erſt in den letzten Jahren zu einem halbwegs geſicherten Erfolge führen. Vorausſetzung dazu bildet nämlich ein geſichertes chronologiſches Periodenſyſtem und eine verfeinerte typologiſche Methode. Die Unterſcheidung des Materialinventars eines Kulturkreiſes von einem anderen beruht wohl im weſentlichen auf der typologiſchen Vergleichung. Wenn der genetiſche Entwicklungsverlauf eines einzelnen Kulturkreiſes herausgearbeitet und vor allem chronologiſch, d. h. durch geologiſche Fixierung, geſichert iſt, kann aber auch ſeine Abgrenzung, ſein Verhältnis und ſeine Wirkung auf einen anderen unterſucht werden. Für die Diluvialzeit Europas kommen vor allem drei große Kulturkreiſe in Frage. Wir wollen ſie zunächſt einzeln vornehmen.

Abb. 1. Fauſtkeil.

Die Fauſtkeilkultur können wir als geſchloſſenen Kulturkreis in Südengland und Frankreich bis in die große Zwiſcheneiszeit des mittleren Diluviums zurückverfolgen. Durch glückliche Funde der letzten Jahre in England haben wir aber ſichere Anhaltspunkte bereits aus dem Beginne des Diluviums. Unter den Foreſt-Bed-Schichten unweit von Cromer ſtieß man auf Kulturſchichten, die bearbeitete Knollen in Feuerſtellen bargen, ſo daß ſelbſt ein in der Beurteilung von Eolithen ſo ſkeptiſcher und zurückhaltender Steinzeitkenner wie Breuil die Anweſenheit des Menſchen für erwieſen erachtet. Damit iſt die erſte Brücke des Menſchennachweiſes ins Tertiär geſchlagen. Seit dem mittleren Diluvium fließen die Funde reicher, ſo daß ſie bereits zur Erkenntnis eines Kulturkreiſes geführt haben, den wir in Weſteuropa als beheimatet anzuſehen haben. In der Zeit nach dem mittleren Diluvium, alſo in ihrer jüngeren Entwicklung, greift die Fauſtkeilkultur dann auch auf die Pyrenäenhalbinſel und auf das Mittelmeergebiet über. In Mitteleuropa ſind wohl ebenfalls ihre geiſtig-techniſchen Auswirkungen zu ſpüren, doch konnte ſie hier nicht feſten Fuß faſſen, d. h. ihr Träger dürfte den Rhein nicht überſchritten haben. Leider beſitzen wir aus dieſem Kulturkreiſe kein einziges Skelett, ſo daß wir von der phyſiſchen Beſchaffenheit des Fauſtkeilmenſchen keine Vorſtellung haben. Der Unterkiefer von Heidelberg ſtammt wohl aus dem mittleren Diluvium; da er aber ohne irgendeine Beigabe gefunden wurde, ſteht er kulturell iſoliert da. Der Haupttypus dieſer Kultur iſt der Fauſtkeil, deſſen jeweilige Ausarbeitung ſeine Zugehörigkeit zu einer der drei Unterſtufen (Prächelléen, Chelléen und Acheuléen) erweiſt. Die Herſtellung dieſes Großgerätes hat man ſich etwa folgendermaßen vorzuſtellen. Der Menſch legt in eine Hand einen ziemlich flachen Feuerſteinknollen und haut von dieſem mit einem groben Stein ziemlich ausholend und durch derben Abſchlag Teile der Ober- und Unterſeite und vor allem der Randpartien herunter. Die erſten primitiven Fauſtkeile des

Prächelléen zeigen bereits das Weſentliche: das Zulaufen der ſcharfen Kanten des Knollenoberteiles zu einer Spitze. Der baſale Teil iſt noch von der rohen Steinkruſte umgeben, diente wahrſcheinlich auch noch als Griffanſatz und war deshalb im Prächelléen kaum geſchäftet. Der Fauſtkeil diente gleichermaßen als Waffe und Werkzeug. Im Chelléen wird der Fauſtkeil zur Gänze bearbeitet, das hat zur Folge, daß die ſcharfen Kanten das ganze Stück umlaufen. Man unterſcheidet mandelförmige und ovale Fäuſtel. Im Acheuléen tritt eine Vervollkommnung ein, die Konturen werden immer regelmäßiger, die Oberfläche verfeinert, die Breitſeiten flach gemuſchelt, der Profilſchnitt geradlinig, der Querſchnitt außerordentlich dünn. Dieſe verfeinerte Retuſchierung wird natürlich nicht durch kräftiges Behauen erreicht, ſondern durch leichtes, äußerſt geſchicktes Abſchlagen. Die ſcharfkantigen Ränder wird man nur durch Druck und Preſſung erzielt haben. Man ſpricht dann von Abſchuppung oder Muſchelung. Bei ſprödem Material (Quarzit, Ophit) werden natürlich die Typen roher und gröber. Aber der Feuerſtein fügt ſich dem Arbeitswillen des geſchickten Steinſchlägers. Die Fauſtkeile mit ſcharfen Rändern erlauben kaum ein Anfaſſen mit bloßer Hand, ſie werden ſicherlich geſchäftet geweſen ſein. Die Prunkſtücke dieſer Muſcheltechnik werden wegen ihrer Klingendünne auch nicht als Beile gedient haben, ſondern als kräftige Dolchmeſſer. Die ovalen Fauſtkeile von Schollenform werden gegen Ende des Acheuléen ſeltener, die Mandelform mit lanzenſpitzförmiger Geſtaltung wird bevorzugt. Die Arbeitseinſtellung dieſes Kulturkreiſes beſteht demnach in der *Kernſtücktechnik mit Schlagbearbeitungen auf beiden Seiten des Artefaktes*. Neben dieſem kennzeichnenden Haupttypus kennt die Fauſtkeilkultur eine Anzahl begleitender Kleinformen. Sie werden nicht aus dem Kernſtück ſelbſt, ſondern aus größeren Abſchlagſpliſſen durch ſekundäre Retuſchierung der Oberſeite hergeſtellt, während die flache Unterſeite unbearbeitet bleibt. Längliche Späne gewann man durch einen geſchickten, kräftigen Schlag mit einem harten Steinknollen auf eine horizontale Schlagfläche eines abgekappten Kernſtückes (Nukleus). Scharfkantige Spliſſe, die wie alle übrigen ſo gewonnenen Abſchläge oft noch die konvexe Schlagbeule tragen, konnten zumeiſt ohne Nachbeſſerung als Meſſer dienen. Die Fauſtkeilkultur bevorzugt faſt ausſchließlich breite Abſchläge, die ſie durch teilweiſe Bearbeitung der Ränder und Spitzen zu Bohrern, Sticheln, Kratzern und andern Kleintypen zurichtete, die im Prächelléen noch deutlich eolithiſches Gepräge haben und erſt im Spätchelléen die Bedeutung von Begleittypen beanſpruchen können.

Abb. 2. Breitklinge.

Die *Breitklingenkultur* wurzelt dagegen öſtlich des Rheines, ihre älteſte, unvermiſchte Kultur wird Prämouſtérien, beſſer noch „Ilmien“ genannt. Im Gegenſatz zur Fauſtkeilkultur fand man bisher ihre früheſten Spuren erſt

im mittleren Diluvium. Doch liegt es nahe, ihre Vorstufen ebenfalls bis in den Beginn des Eiszeitalters zurückzuverlegen; vielleicht, daß dann als Urheimat der Norden Europas und Asiens in Betracht kommt. Freilich besitzen solche Annahmen nur hypothetischen Wert. Der Typenschatz des Ilmien ist nur negativ bestimmbar. Die Hauptmasse liefern breite, vom Kernstück (Knollen) abgeschlagene Breitklingen. Diese zeigen wohl anfangs eine fortschrittlichere Bearbeitung als später, aber die sich später herausbildenden Haupttypen fehlen anfangs gänzlich. Bezeichnend ist, daß die unvermischte Breitklingenkultur wegen dieser Typenarmut für uns noch schwer zu erfassen ist, wir sind also gerade hier bei der Feststellung des Werdeganges fast ausschließlich auf die Chronologiebestimmungen der geologischen Fixierung angewiesen, ganz im Gegensatze zur Faustkeilkultur, wo wir oft schon am Typus selbst eine zeitliche Erklärung wagen dürfen. Damit gewinnt die Bezeichnung „faustkeilfrei" tiefere Bedeutung, da das einzig Positive die ausschließliche Wahl breiter Klingenabschläge darstellt. Während also der Leittypus der Faustkeilkultur aus einem Kernstück gearbeitet ist, schlägt hier der Mensch vom Knollen erst breite Klingen ab, um diese dann erst auf einer Seite oder nur auf der Arbeitskante zu bearbeiten. Es wäre verfehlt, die späteren Typen dieses Kulturkreises schon im Ilmien vorgebildet sehen zu wollen. Die ersten Ansätze dieser Kultur finden wir in Mitteleuropa, und zwar in der großen Zwischeneiszeit des mittleren Diluviums, so daß wir hier eine der Faustkeilkultur benachbarte, mit ihr gleichzeitig verlaufende Kultur besitzen. Ihr Träger ist der Neanderthaler (dessen physische Primitivität hier als bekannt vorausgesetzt werden kann). Es dürfte auf einem Zufalle beruhen, daß die meisten bisherigen Skelettfunde sich in ein scheinbar starres Schema einschachteln lassen. Dagegen spricht jedenfalls, daß schon in den frühesten Stadien der Kultur verschiedene Variationsformen gleichzeitig an einem Ort vertreten sind. So läßt sich nach Kramberger aus den Skelettresten, die aus der Höhle bei Krapina in Kroatien stammen, die Anwesenheit von drei Variationsformen, ferner das Auftreten von zarteren Gliedmaßen neben massiveren feststellen, so daß dadurch eine frühzeitige Variabilität innerhalb der großen Einheitlichkeit aller Skelette erwiesen wäre. Krapina ist für uns aber auch deshalb von Bedeutung, weil es beweist, daß der Neanderthaler schon frühzeitig sich von der Arbeitstendenz des Faustkeilmenschen beeinflussen ließ. Hier finden wir schon die übernommene Übermuschelung der Oberseite, die manchmal auch über die Ränder auf die Unterseite übergreift, und eine nachgeahmte Kernstücktechnik an dazu geeigneten plattenförmigen Abschlägen. Von nun an beginnt der große Kulturkampf zwischen dem Faustkeilmenschen und dem Neanderthaler. Der Neanderthaler übernimmt von der Technik seines Gegners: die Oberflächenretusche; die Ausbildung der Breitklinge mit Schaberkante zum Schaber (Racloir) durch Anpassung an den lanzeloiden Fäustel des Acheuléen; die Annäherung der Handspitze an den gespaltenen Faustkeil; und den Fäustel selbst, der zwar niemals die Form der Acheuléengenetik gewinnt, sondern nur den gröberen Vorstufen nachstrebt. Dagegen zeigen sich die ersten Vorstöße des Neanderthalers in die klassische Faustkeilkultur in der Kultur von La Micoque und in den Levalloistendenzen. Mit dem Zunehmen der Vereisung, die das mittlere Diluvium ablöst, wachsen diese beiden Kulturen immer enger und fester ineinander. Die eiszeitliche Mischkultur, das sog. Moustérien, besitzt nun als markante Typen Schaber (Racloir) und die Handspitze, die aber keineswegs angestammte Formen der Breitklingenkultur darstellen, sondern erst aus der Arbeitstendenz des Neanderthalers unmittelbar unter dem Einfluß des überlegenen Acheuléens entstanden sind. Das Vermischungsergeb-

nis der beiden Kulturen zeigt also, daß der kulturell tiefer stehende Neanderthaler technisch vom Faustkeilmenschen gelernt hat und willig sich dem kulturell Führenden angeschlossen hat. Wichtig ist aber, daß als Sieger der Rassen der Neanderthaler hervorging, er wurde der physische Träger der Mischkulturen. Diese Tatsache, die aus dem uns bis jetzt zur Verfügung stehenden Kulturinventar klar vor Augen tritt, läßt einen tiefgehenden Schluß zu. Wenn wir nämlich dem Neanderthaler das selbständige kulturelle Höherstreben in allen Punkten absprechen müssen, wenn wir ihn in stetiger kultureller Abhängigkeit von dem sehen, über den er physisch den Sieg erringt, so liegt die Annahme nahe, daß die uns bisher unbekannte Rasse der Faustkeilkultur entwicklungsgeschichtlich höher stand als der Neanderthaler. Es ist heute nicht mehr daran zu zweifeln, daß der Neanderthaler unter den uns bekannt gewordenen Rassen die „primitivste Menschenrasse" des Diluviums darstellt. Wenn ihm und seiner Kultur ein Erfolg beschieden war, so ist dies seiner konstitutionellen Anpassungsfähigkeit an das eiszeitliche Klima zuzuschreiben.

Wir sehen also, daß das Altpaläolithikum keine geschlossene Einheit darstellt, sondern sich auf zwei Urkulturen zurückführen läßt. Westlich des Rheines finden wir die Faustkeilkultur, die noch keine Skelette lieferte, östlich davon den Neanderthaler mit der Breitklingenkultur. Diese beiden Kulturkreise reichen bis ins mittlere Diluvium zurück, Spuren der Faustkeilkultur lassen sich sogar aus dem frühesten Beginn des Eiszeitalters nachweisen. Noch in der großen Zwischeneiszeit sehen wir die Einflüsse der technisch und geistig überlegeneren Faustkeilkultur auf den kulturell tiefer stehenden Neanderthaler in Mittel- und Osteuropa, bei Eintritt des folgenden Kältevorstoßes aber auch Zersetzungserscheinungen innerhalb der Faustkeilkultur infolge des Eindringens des Neanderthalers in Westeuropa. Das Mischungsergebnis der beiden Kulturen wird im eiszeitlichen Moustérien erreicht, das als einzigen physischen Träger den Neanderthaler kennt. Der Faustkeil-Mensch wich vor dem rauhen Klima nach Süden aus und ließ sich zunächst in Nordafrika und dem nahen Orient nieder, wo er die Pluvialzeit besser überstand. Im Jungpaläolithikum erstreckte sich die Faustkeilkultur bereits von Afrika bis Hinterindien, ihr Kerngebiet dürfte nun in Südasien zu suchen sein. Wie wir noch hören werden, spüren wir auch im europäischen Jungpaläolithikum deutlich eine vorübergehende Ausstrahlungswelle aus diesen Gebieten. Zu diesen Ergebnissen ist man erst durch die Forschungen der letzten Jahre in Afrika und Asien gekommen. Es sind hier folgende Faustkeilkulturen aus der Zeit des ausgehenden Diluviums zu nennen: das Askalonien in Vorderasien, die Guban-Kultur im Somaliland, die Tumba-Kultur im Kongogebiet, die zahlreichen Fundplätze in Südafrika, die Keo-Phay-Kultur in Hinterindien und Spuren in Vorderindien und auf Ostsumatra[1]). Zu Beginn des Alluviums vermag dann die Faustkeilkultur wieder dauernd nach Europa zurückzufluten; als Altcampignien hat sie dann wesentlichen Anteil an der Bildung des Neolithikums.

Aber auch der Neanderthaler blieb nicht durch lange Zeit der alleinige Bewohner des rauhen, eiszeitlichen Europas. Vor dem letzten Eishochstand wird er von einer neuen Menschenrasse abgelöst. Im Süden Europas, vor allem in Spanien, hat er wohl noch ein letztes Bollwerk zäh verteidigt, aber dann ver-

[1]) Die geologische Verankerung dieser Kulturen in das ausgehende Diluvium ist keinesfalls durchwegs gesichert. Die Gleichsetzung erfolgt zumeist aus der Kenntnis des Kulturverlaufes innerhalb des eiszeitlichen Europas, oft also nur auf rein typologischem Wege. Es besteht demnach die Gefahr, „Rückzugskulturen" ein höheres Alter zuzusprechen.

schwindet auch er vom Schauplatz unseres Kontinents. Ob die Rasse in sich völlig zusammenbrach und ausstarb oder von den neuen Herren Europas aufgerieben wurde, das läßt sich schwer entscheiden. Eines ist aber gewiß, daß der Neanderthaler (im Gegensatz zur Faustkeilkultur) außerhalb Europas nirgends eine greifbare Fortsetzung seiner Kultur hinterlassen hat. Wohl finden wir in Syrien und Nordafrika während des ausgehenden Diluviums Ausläufer seiner Kultur. Aber es scheint, daß der Neanderthaler in diesen Randgebieten seines ehemaligen Reiches eher geistig als blutsmäßig nachwirkte. Ich bin davon überzeugt, daß er als Rasse noch im Diluvium völlig aus der Weltgeschichte ausscheidet.

Abb. 3. Schmalklingen.

Im Jungpaläolithikum taucht in Europa plötzlich die Schmalklingenkultur auf. Sie muß bereits eine längere Entwicklung durchlaufen haben, darauf deuten wichtige, fortschrittliche Kulturgüter: die Kenntnis des Steinschliffes, der Steindurchbohrung und der Geweihschäftung, ferner die Herstellung von Waffen und Werkzeugen aus Knochen, Horn und Elfenbein; übertroffen werden aber alle diese Errungenschaften von der Befähigung des Menschen, seinem Geistes- und Gefühlsleben in Kunstwerken Ausdruck zu verleihen. Vielleicht gelingt es einmal, die Vorstufen dieser Kultur, die ins mittlere Diluvium zurückreichen müßten, anzutreffen. Vorauszusetzen sind sie jedenfalls, darüber gibt es keinen Zweifel. Vorderhand ist es daher schwer, Beweise für die Heimat dieser Kultur zu erbringen. Jedenfalls stehen sich jetzt zwei Ansichten scharf gegenüber. Die prähistorische Archäologie folgert folgendermaßen: nichts deutet in den immerhin sehr häufigen Fundplätzen Europas darauf hin, daß die Schmalklingenkultur hier beheimatet sein könnte; da um diese Zeit in Nordafrika und Vorderasien die Faustkeilkultur lagert, könnte die jungpaläolithische Schmalklingenkultur vielleicht aus Nord- oder Mittelasien nach Europa eingewandert sein; entsprechende Funde sind dort aber bisher nicht gemacht worden. Von der biologisch-anthropologischen Forschung werden dagegen gewichtige Bedenken geltend gemacht: der Träger der Schmalklingenkultur (die Cro-Magnon-Rasse) sei eine Variante des homo europaeus; es sei nun ein völlig untragbarer Gedanke, daß im gleichen Erdraum, nämlich in Mittel- und Nordasien, sich zwei so außerordentlich und prinzipiell unterscheidende Rassen, wie die langköpfige europäische und die ausgesprochen kurz- und rundköpfige mongoloide (sie zeigen auch in zahlreichen anderen Merkmalen grundlegende Unterschiede) hätten entwickeln können, da zur Bildung derartiger großer Rassen absolute räumliche Trennung die allererste Voraussetzung bilde; und da als Ursprungsherd der Mongoloiden nur Asien in Frage komme, bleibe eben nur übrig, den Ursprungsherd der Europäiden außerhalb Asiens anzunehmen (diesen wichtigen Hinweis verdanke ich Herrn Prof. O. Reche). Wir wollen uns darauf beschränken, diese Meinungen zu Wort kommen zu lassen. Soviel wird jedenfalls klar, daß solche Fragen nicht einseitig, vom Standpunkt einer Spezialwissenschaft aus beantwortet werden dürfen.

Der physische Träger des Jungpaläolithikums war die Cro-Magnon-Rasse, mit der wir verwandtschaftlich schon sehr enge verknüpft sind. Obwohl gewisse

Gegensätze innerhalb der Rasse zu belegen sind, empfiehlt es sich trotzdem, eine einheitliche Gesamtheit anzunehmen. Aber auch hier herrschen über das Ausmaß Meinungsverschiedenheiten. Was das Kulturgut betrifft, teilt das französische Diluvialschema die neue jungpaläolithische Kultur in die Stufenfolge: Aurignacien, Solutréen und Magdalénien. Tatsächlich verbirgt sich aber hinter dieser scheinbaren Formenentwicklung wiederum ein Kräftespiel mehrerer, zeitlich und kulturgeschichtlich verschiedener Kulturströme. Schon innerhalb der Entwicklung des Aurignacien spüren wir verschiedene Ausgangspunkte, wenn auch alle Fragen noch nicht völlig geklärt sind. Der kennzeichnende Typus ist der lange Abspliß, die schlanke, meist prismatische Feuersteinklinge, die mit ihrer mannigfaltigen Ausprägung dem auch sonst einseitig bearbeiteten Feuersteininventar das einheitliche Gepräge gibt. Das Aurignacien bevorzugt die Steilretusche: von dem hohen, stumpfen Oberende der schmalen Klinge werden steil abfallend dünne Lamellen leicht abgeschlagen. Die umlaufenden Ränder der Klingen werden zumeist durch Druckretusche hergestellt. Wird die ganze Spitzenkante steil retuschiert, so entsteht der Hochkratzer, wird die Kante schmäler, so wird das Artefakt ein Kielkratzer, aus dem sich weiterhin ein Bogenstichel entwickeln kann. In der Entwicklung dieses Gerätes zeigen sich bereits ältere und jüngere Stufen innerhalb des Aurignacien, und es ist nicht ausgeschlossen, daß hier verschiedene kulturelle Zuströmungen eine Rolle gespielt haben. Das Solutréen bringt in seiner ganzen Anlage eigentlich keine neuen Grundformen. Aber eine neue Technik, eine neue Arbeitseinstellung: die Flächenretusche auf beiden Seiten der Schmalklinge, sei es bloß an der Spitze (Kerbspitze) oder in vollständiger Übermuschelung (Lorbeerblattspitze). Bis vor Kurzem glaubte man, daß es sich um Nachwirkungen des Moustérien handelt. Es kann aber heute kein Zweifel mehr darüber bestehen, daß es sich um den Einfluß der Faustkeilkultur handelt, die, wie wir gehört haben, vor der Alleinherrschaft des Neanderthalers nach Vorderasien und Nordafrika ausgewandert ist und nun von dort aus ihren Einfluß auf die Schmalklingenkultur wirken läßt, den wir in der Form der Solutréenausprägung von Ungarn und Polen bis nach Nordspanien belegen können. Dauernd konnte die Faustkeilkultur aber nicht nach Europa eindringen; als Ursache dafür dürfen wir eine neue Kältewelle des Diluviums annehmen. Auch das Magdalénien bleibt im wesentlichen eine angestammte Kulturäußerung der Schmalklingenkultur und liefert viele Beweise für das Weiterleben alter Aurignacformen. Im Großen und Ganzen wird aber die Steinindustrie vernachlässigt, und nur das mikrolithische Material erfährt eine sorgfältige Bearbeitung. Die Knocheninduſtrie erreicht ihren Höhepunkt. Auch für das Magdalénien werden neue Zuströme aus der Heimat der Schmalklingenkultur geltend gemacht, es besteht aber auch die Vermutung, daß die neuen Elemente von einer ausgesprochenen jungpaläolithischen Knochenkultur stammen, die, wie manche aus den Funden aus Kunda in Estland entnehmen zu können glauben, in Sibirien beheimatet sein könnte und sich nun über die europäische Schmalklingenkultur legt. Wir müssen noch eines Kulturkreises gedenken, der sich als Sonderentwicklung der Schmalklingenkultur schon frühzeitig in Südspanien und Nordafrika niederließ, das sog. Capsien, das anfangs dem Aurignacien sehr nahe steht, bei dem dann aber die Kleinformen überhand nehmen und das als Tardenoisien am Ende der Eiszeit seine geometrischen Silices bis nach Nordeuropa schickt. Wir erwähnen diese Kultur deshalb, weil sie eine ansehnliche, bedeutende Kunstprovinz innerhalb der diluvialen Kunstentwicklung schuf: kompositionsreiche Deckengemälde in Höhlen, Menschendarstellungen, Neigung zur Stilisierung und Polychromie. Der Aurignac-

Kreis liefert dagegen Zeichnungen auf Knochen und Stein, auch plastische Werke im primitiv-naturalistischen Stil; es herrscht die Einzeldarstellung, die Ruhelage und die Wiedergabe von Tieren vor: es handelt sich hier eben um die Kunstäußerung kriegerischer, aristokratisch ausgebildeter Jägervölker. Im östlichen Mitteleuropa finden wir als drittes großes Kunstgebiet den strengen Geometrismus: es dürfte sich hier um die Machtsphäre der agrarischen Faustkeilkulturwelle handeln, die wir archäologisch als Solutréen erkannten.

Nachdem wir so die drei großen Kulturkreise des Diluviums kennengelernt haben, bleibt noch das strittige Problem zu erwähnen, wie deren chronologische Stabilisierung innerhalb des Zyklus der Eisvorstöße und Schwankungen mit dem klimatologischen Verlauf und den geologischen Ablagerungen in Einklang zu bringen ist. Wir wollen uns hier aber nicht damit befassen, wieso einzelne Forscher zwei Eiszeiten, andere drei, ja sogar vier annehmen. Uns interessiert vielmehr das gesicherte Ergebnis dieser den Außenstehenden sicherlich verwirrenden Ansichten. Als solches wird allseits anerkannt, daß wir die geschlossenen Kulturkreise der Faustkeilkultur und des Neanderthalers bis in die große Zwischeneiszeit des mittleren Diluviums zurückverlegen dürfen, daß die Mischkultur Moustérien mit dem Neanderthaler als Träger die knapp darauf folgende Kältephase beherrscht und die Schmalklingenkultur mit den Variationen der Cro-Magnon-Rasse während des letzten Eishochstandes vorzufinden ist.

Bezüglich der absoluten Datierung sind wir noch ausschließlich auf Vermutungen angewiesen. Jedenfalls ist man von den abenteuerlich hohen Zahlensätzen, die man früher für die diluvialen Kulturen annahm, merklich abgerückt. Es zeigt sich immer wieder, daß sich die Menschheitsgeschichte verhältnismäßig rasch abgewickelt haben muß. Heute setzt man das Ende des Eiszeitalters vor etwa 10 000 Jahre an, mir persönlich scheint auch diese Schätzung zu hoch gegriffen zu sein.

Die Bastarnen.

Von Dr. K. Tackenberg, Hannover.

Mit 15 Abbildungen.

Als germanische Völker in den Gesichtskreis der Griechen und Römer zu treten begannen, wurden sie in der ersten Zeit nicht für Germanen, sondern gewöhnlich für Kelten gehalten. Dieser Irrtum ist ohne Weiteres verständlich. In der äußeren Erscheinung werden Kelten und Germanen nur wenig voneinander abgewichen sein. Für Unterschiede in Tracht und Bewaffnung der „Barbaren" waren die Augen der „Kulturvölker" noch nicht genug geschärft. Die Sprache als eines der wichtigsten Unterscheidungsmerkmale wurde sicher nur ganz langsam und allmählich einigen der Griechen und Römer bekannt. So dauerte es lange Zeit, bis die antike Welt Germanen und Kelten unterscheiden lernte.

Das erste germanische Volk, das in den Gesichtskreis des Südens trat, waren die Bastarnen. Ihre Südwanderung haben sie schon sehr zeitig angetreten. Um 200 v. Chr. bezeichnet sie Demetrius von Kallatis als ἐπήλυδες, als „Ankömmlinge" am Schwarzen Meere[1]). Bald waren sie gefürchtete Nachbarn der

[1]) Überkommen ist uns diese Angabe im Periplus des Pontus von Pseudo-Scymnos von 797.

Griechenstädte. Die Stadt Olbia, das heutige Nikolajew, konnte sich um 190 v. Chr. nur dadurch vor der Eroberung retten, daß sie ihre Stadtmauern in größter Eile wiederherstellen ließ. Über diese Vorgänge sind wir durch eine Ehreninschrift unterrichtet, welche dem Bürger Protogenes gewidmet ist, der für die Wiederherstellung der Mauern große Geldsummen gestiftet hat.

Außer den Bastarnen, die als Galater (Kelten) angesehen wurden, werden auf der Inschrift noch die Skiren als Feinde genannt, ein weiterer germanischer Stamm, der etwa zur gleichen Zeit wie die Bastarnen am Pontus erschienen war. Dieses Volk ist wahrscheinlich kleiner an Zahl gewesen. In der Folgezeit wurde es seltener erwähnt als die Bastarnen, die sich den Griechen und Römern viel öfters unangenehm bemerkbar machten[2]). Anscheinend gelang es den Bastarnen nicht, gegen die Griechenstädte etwas auszurichten. An Versuchen, sie in ihre Hand zu bringen, hat es auch später nicht gefehlt. Das ersehen wir z. B. aus einer Weihe-Inschrift der Stadt Istros, des heutigen Karakarman, aus der zweiten Hälfte des 2. Jahrhunderts v. Chr. Auf ihr wird uns ähnliches berichtet wie auf der „Protogenes-Inschrift". Der gefürchtete Ruf, den sich die Bastarnen erwarben, drang schnellstens südwärts. König Philipp V. von Makedonien glaubte die Bastarnen gut für seinen Kampf gegen Rom verwenden zu können. Er warb daher um ihre Waffenhilfe und brachte es dazu, daß sie auf seine Pläne eingingen, nach denen sie zuerst das Gebiet der Dardaner im heutigen Serbien einnehmen sollten, um von dort aus mit den keltischen Skordiskern zusammen Rom vom Norden aus anzugreifen. Obwohl König Philipp starb, ehe an die Ausführung gegangen werden konnte, hielten trotzdem die Bastarnen ihre Zusagen und drangen 179 v. Chr. in großer Zahl über die Donau. Aber schon die Thraker, die von König Philipp für freien Durchzug gewonnen sein sollten, bereiteten ihnen in ihrem Lande große Schwierigkeiten und fügten ihnen Verluste zu. Daraufhin ging ein Teil der Bastarnen wieder über die Donau zurück, ein Teil unter Führung des Clondicus schlug sich durch und konnte sich im Gebiet der Dardaner festsetzen. Trotz Unterstützung dieser Abteilung durch Perseus, den Nachfolger Philipps, war es ihr nicht möglich, sich lange zu halten. Schon im Jahre 175 v. Chr. wurde sie wieder über die Donau zurückgetrieben. Ins gleiche Jahr fällt ein Vorfall, der von Orosius berichtet und wahrscheinlich sehr aufgebauscht worden ist. Danach sollen viele Bastarnen, als sie aus irgendwelchen Gründen mit Weib und Kind und all ihrer Habe in südöstlicher Richtung die Donau überschreiten wollten, dadurch umgekommen sein, daß die Eisdecke — die Donau war vollkommen zugefroren — in dem Augenblick brach, als der „ganze Stamm" sich auf der Fläche befand. Allzuviele können aber dabei nicht ihren Tod gefunden haben; denn schon 168 v. Chr. verhandelte Perseus mit den Bastarnen, um sie als Bundesgenossen gegen die Römer zu gewinnen. Es kam aber zu keiner Einigung, so daß bastarnische Abteilungen, die schon aufgebrochen waren und Thrakien verheerten, wieder in die Heimat zurückgingen.

Waren Römer und Bastarnen bisher Feinde gewesen, ohne in direkte Berührung miteinander gekommen zu sein, so wurde es anders in der Zeit des Königs Mithridates Eupator von Pontus. Vom Jahre 88 v. Chr. an kämpften

[2]) Fiebiger und Schmidt, Inschriftensammlung zur Geschichte der Ostgermanen, I. Sitzungsber. der Wiener Akademie, hist.-philosophische Klasse, Wien 1917. — Weitere Angaben über die Bastarnen bei L. Schmidt, Geschichte der germ. Frühzeit, Bonn 1925; G. Kossinna, Die deutsche Vorgeschichte ....., Würzburg 1914; Ebert, Südrußland, Bonn und Leipzig 1921; Capelle, Das alte Germanien, Jena 1929.

baſtarniſche Söldner auf ſeiner Seite und wurden gefürchtete Gegner der kampferprobten Legionen. Der Sieg des Mithridates bei Chalkedon (74 v. Chr.) iſt nur auf ihre ungeſtüme Kampfesweiſe zurückzuführen. Selbſt der Feldherr der Römer verlor ſeine Freiheit. Am Hofe des Mithridates wurde er dann dadurch gefangen gehalten, daß er „an einen 5 Ellen langen Baſtarnen“ angekettet ging.

Als aber Mithridates im Kampf gegen Rom unterlegen war, fanden ſich wiederum neue Feinde Roms, denen die Baſtarnen Bundesgenoſſen wurden. Im Jahre 61 v. Chr. drang der römiſche Prokonſul G. Antonius ins Land der thra-

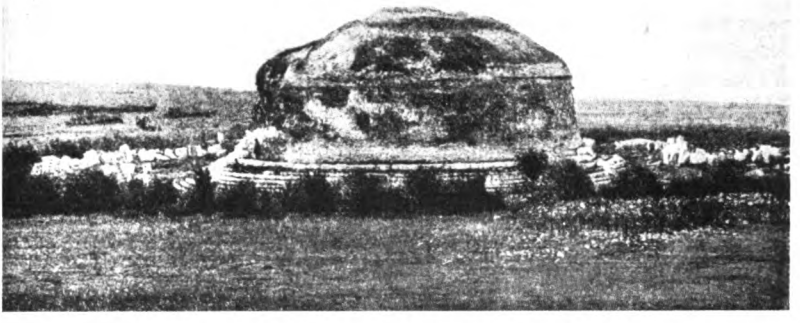


Abb. 3. Der heutige Zuſtand des Denkmals von Adamkliſſi. Nach Furtwängler.

kiſchen Möſer ein. Die den Möſern zu Hilfe geeilten Baſtarnen bereiteten aber dem römiſchen Heere bei Iſtropolis in der Dobrudſcha eine große Niederlage und eroberten ſogar einige Feldzeichen. Dieſe wurden im benachbarten Genucla, einer Stadt der befreundeten Geten, aufbewahrt. — Bald fand ſich aber ein größerer Gegner, der einen Teil der Baſtarnen in Südrußland unter ſeine Botmäßigkeit brachte. Nachdem Boirebiſtas, der König der Daker, ſein Reich in Ungarn, Siebenbürgen und Rumänien im Innern genügend gefeſtigt hatte, gelang es ihm im Jahre 55 v. Chr. weit nach Oſten Fuß zu faſſen und ſogar viele Griechenſtädte am Schwarzen Meer zu unterwerfen. Das große Reich zerfiel aber ſchon im Jahre 45 v. Chr. nach dem Tode des Boirebiſtas. Die Baſtarnen wurden damit aller Feſſeln ledig und gingen bald wieder vor. Teile von ihnen verſuchten ſich ſüdlich des Balkan im heutigen Bulgarien für immer niederzulaſſen. Da der dort wohnende thrakiſche Stamm der Denteleten in Freundſchaft mit Rom lebte und außerdem die Niederlage von Iſtropolis wieder gutzumachen war, erhielt der Prokonſul von Makedonien Licinius Craſſus den Auftrag, gegen die Baſtarnen vorzugehen. Bei ſeinem Anrücken wichen ſie über den Balkan zurück. Erſt beim heutigen Widin ſtellten ſie ſich zum Kampf, wurden aber vernichtend geſchlagen. Selbſt ihr Führer Deldo fiel von Craſſus eigener Hand. Weitere baſtarniſche Abteilungen wurden zum Rückzug über die Donau gezwungen, und Möſer und Geten von den Römern gezüchtigt. Die Verluſte des Jahres 29 brachten die Baſtarnen aber noch nicht dazu, ſich ruhig zu verhalten. Als Craſſus nach Makedonien zurückgekehrt war, brachen ſie von neuem über die Donau vor und ver-

heerten das Gebiet der Denteleten. Der von neuem zu Hilfe eilende Craſſus konnte die Baſtarnen zum zweiten Male beſiegen. Sie mußten Frieden mit ihm ſchließen, der ſicher nicht günſtig für ſie ausgefallen iſt. Damals ließ Craſſus zum Zeichen ſeiner Siege über die Baſtarnen, Möſer und Geten in der Dobrudſcha beim heutigen Adamkliſſi ein großes Siegesdenkmal errichten, deſſen Überreſte ſich noch erhalten haben (Abb. 1).

Das Denkmal hat in dieſem Falle volle Berechtigung gehabt. Die Baſtarnen haben von dieſer Zeit an keine Rolle mehr geſpielt und haben aufgehört, als Machtfaktor zu gelten. Nachdem die Geſchichtsſchreiber einige Jahrzehnte über dieſes Volk nichts berichtet hatten, da es nichts zu berichten gab, zeichneten ſie in den ſiebziger Jahren des erſten Jahrhunderts n. Chr. auf, daß die Baſtarnen und andere Völker im Schwarzen Meer-Gebiet durch die Angriffe der ſarmatiſchen Jazygen ſchwer bedrängt würden. Das Volk, das früher Roms Feinden ſtets gern Gefolgſchaft geleiſtet hatte, ſuchte jetzt Roms Hilfe. Ein Teil der Baſtarnen (die Quelle ſpricht von 100 000 Mann, was wie die meiſten Zahlen als übertrieben aufzufaſſen iſt) wurde zwiſchen 63 und 66 n. Chr. von den Römern über die Donaugrenze genommen und auf dem Balkan angeſiedelt.

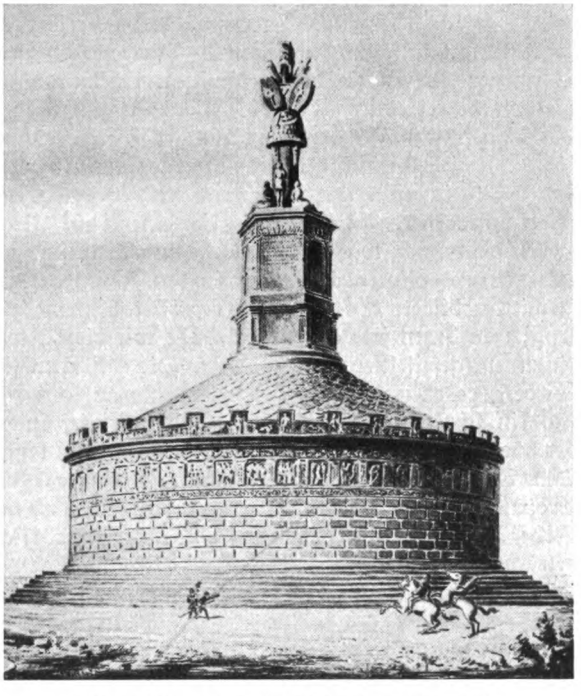


Abb. 2. Rekonſtruktion des Denkmals von Adamkliſſi. Nach Furtwängler.

Die Baſtarnen, die oſtwärts der Donau zurückgeblieben waren, werden wieder erwähnt in den Berichten über die Kämpfe des Kaiſers Trajan gegen die Daker. Die Baſtarnen griffen nicht ein, ſie hielten ſich neutral und ſchloſſen ſogar mit Rom einen Freundſchaftsvertrag ab. Erſt während des Markomannenkrieges treten ſie wieder als Feinde der Römer auf. Im Jahre 170 unternehmen ſie zum Teil auf dem Seewege, zum Teil auf dem Landwege, einen Zug nach Kleinaſien. Frauen und Kinder wurden wieder mitgenommen; dadurch waren ſie jeden Augenblick in der Lage, in dem Gebiet zu bleiben, das ihnen Möglichkeit zur Unterkunft bot. Erfolge waren ihnen auf dem Zuge nicht beſchieden; ſie mußten wieder in ihre Heimat zurückkehren. Zum Suchen nach neuen Wohnſitzen wurden ſie wohl durch das Erſcheinen der Goten am Schwarzen Meer veranlaßt. Lange Zeit war jedoch Friede zwiſchen den beiden Völkern. Die Baſtarnen beteiligten ſich ſogar einige Male an den Kriegszügen der Goten, ſo z. B. an dem großen Zuge des Jahres

269. In Mösien und Thrakien fand das vereinte ostgermanische Heer keinen Widerstand. Bei Naissus (Nisch) wurde es jedoch vollständig geschlagen. Es sollen nicht viel Beteiligte die Heimat wiedergesehen haben.

Hatten die Bastarnen in diesem Kampfe mit den Goten noch Schulter an Schulter gekämpft, so schlug dieses Freundschaftsverhältnis kurze Zeit darauf ins Gegenteil um. Die Kämpfe zwischen beiden Völkern führten dazu, daß die Bastarnen ihr Gebiet, das sie etwa 500 Jahre lang in Besitz hatten, aufgaben und von den Römern in Thrakien angesiedelt wurden, wo sie zur Bedeutungslosigkeit herabsanken. Nach 280 n. Chr. werden sie von der Geschichte nicht mehr erwähnt.

Das schon genannte Siegesdenkmal von Adamklissi ist für uns von größter Bedeutung. Auf ihm sind nämlich Vertreter der besiegten Völker, darunter auch Bastarnen, zur Darstellung gekommen. Wenn auch der heutige Zustand des Denkmals nicht erfreulich ist (Abb. 1), haben sich doch genügend Trümmer um die Ruine gefunden, so daß Furtwängler seine berühmte Rekonstruktion versuchen konnte[3]), die allgemeine Anerkennung gefunden hat (Abb. 2). Auf einem Stufenbau erhob sich ein hoher Quadermantel; er wurde nach oben durch einen Rankenfries abgegrenzt. An ihn schloß sich eine Reihe Metopen an, welche mit Kampfszenen geschmückt waren. Menschen und Tiere sind roh aus dem Kalkstein herausgehauen und ohne große Kunst in den Raum gesetzt. Ein palmettengeschmückter Architrav bildete den Abschluß der Metopenreihe zum Gesims hin, das Zinnen trug, von denen jede die gleiche Höhe wie die Metopen hatte und ein Bild eines einzelnen, gefesselten Feindes zeigte. Die Gestalten sind auf den Zinnen plastischer wiedergegeben und besser ausgeführt als auf den Metopen. An die Zinne schloß sich ein schräg ansteigendes Dach an. Es lief in einen sechseckigen Turm aus, der aus einem kurzen breiten Unterteil und einem langen schmalen Oberteil bestand. Den Abschluß bildete ein Wappenfries und darüber erhob sich das eigentliche Tropaion, dessen vordere Seite nach Norden, nach dem Feinde gerichtet war. Die Höhe des gewaltigen Wahrzeichens römischer Macht dürfte etwa 38—40 m betragen haben.

Auf den Metopen und Friesen erkennt man die Bastarnen unschwer an der Tracht als Germanen und kann sie gut von Mösern, Geten und Thrakern unterscheiden. Abb. 3 zeigt uns die Zinne Nr. 1 mit einem gefesselten Bastarnen. Das lange Gesicht wird von einem Bart eingerahmt. Die Haare sind auf die rechte Seite gekämmt und dort zu einem Knoten zusammengebunden, der hier z. T. abgestoßen ist. Diese Haartracht wird von Tacitus für die suebischen Völker als charakteristisch angegeben, sie ist es aber wahrscheinlich für alle Germanenvölker in den ersten Jahrhunderten um Chr. Der Oberkörper des Bastarnen scheint nur mit einem kleinen Mäntelchen bekleidet gewesen zu sein, einem Stück Stoff, mit rautenförmigem Schnitt, das in der Mitte zum Durchstecken des Kopfes geschlitzt war. Die Hose, die hier gemustert zu sein scheint, wird von einem Gürtel zusammengehalten. Über den Gürtelverschluß ist nichts zu sagen, er ist zu klein gewesen, um genau dargestellt worden zu sein. Daß der Bastarne Schuhwerk getragen hat, kann man erkennen. Nähere Angaben über Aussehen und Form sind aber nicht zu machen.

Zum Vergleich sei noch Metope 47 abgebildet (Abb. 4); auf ihr sehen wir, wie ein Bastarne von einem Römer abgeführt wird. Der Römer trägt einen Harnisch mit Tunikavorstoß, ein darübergeschlagenes Mäntelchen und Schnür-

[3]) Abhandlungen der bayrisch. Akad. d. Wissenschaften, Kl. I, Bd. 22.

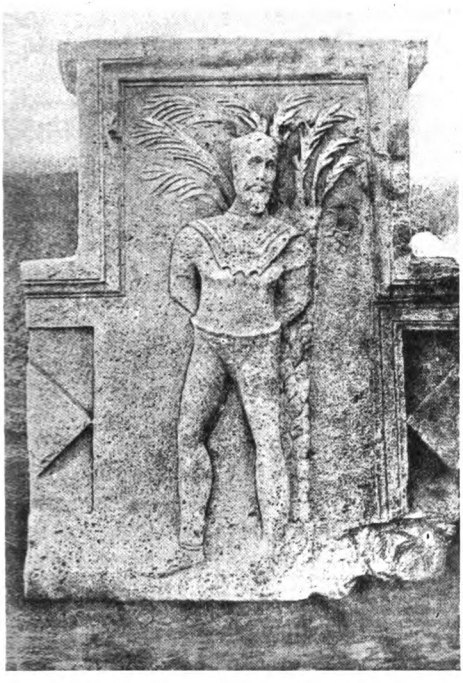


Abb. 3.
Zinne Nr. 1 des Denkmals von Adamkliſſi.
Nach Furtwängler.

Abb. 5.
Ausſchnitt aus der Trajansſäule; eine baſtarniſche Geſandtſchaft vor Trajan.
Aus Fehrle, Tacitus Germania.

Abb. 4.
Metope Nr. 47 des Denkmals von Adamkliſſi.
Nach Furtwängler.

ſchuhe. Der Baſtarne iſt in derſelben ſchon oben beſchriebenen Art wiedergegeben, mit Bart und Haarknoten — es tritt hier deutlich hervor, daß das Haar über der Stirn geteilt iſt —. Auf dem bloßen Oberkörper trägt er wiederum das kleine Mäntelchen. Die Hoſe dieſes Baſtarnen ſieht ganz anders aus als die eben betrachtete. Zuerſt könnte man denken, daß die Hoſe aus Stoffſtreifen zuſammengeſetzt geweſen ſei, dann fällt einem aber auf, daß die Beine eng umſchloſſen ſind und die Streifen ſchräg laufen. Bei einer derartigen Darſtellung wird man an Wickelgamaſchen erinnert, wobei ſicher das Richtige getroffen iſt. Zu den eben geäußerten Erwägungen, die für Wickelgamaſchen ſprechen, kommt nämlich noch hinzu, daß man z. B. bei der Moorleiche von Bernuthsfeld b. Aurich in Oſtfriesland etwa 3 m lange Stoffſtreifen gefunden hat. Sie wurden zwar nicht in ihrer Lage an der Leiche beobachtet, da dieſe unſyſtematiſch gehoben wurde; nach Hahnes Unterſuchungen (ihre Form, die verſchiedene Ausdehnung und Abnützung an beſtimmten Stellen betreffend) iſt aber erwieſen, daß ſie nur als Wickelgamaſchen getragen ſein können[4]). Hahne kommt zu dem Schluß, daß die Binden von Bernuthsfeld nur zur Umwicklung der Unterſchenkel beſtimmt waren (Abb. 6). Bei den Baſtarnendarſtellungen auf dem Siegesdenkmal umkleiden die Binden ſtets auch einen Teil der Oberſchenkel. Die eigentliche Hoſe dürfte dann ſehr kurz geweſen ſein, wobei wiederum zum Vergleiche die Moorleichen Norddeutſchlands herangezogen werden können, bei denen öfters kurze Hoſen beobachtet wurden (Obenaltendorf, Kr. Neuhaus a. O.)[5]).

Abb. 6.
Kleidung eines Germanen; nach der Moorleiche von Bernuthsfeld (Oſtfriesland). Aus Vorzeitfunde aus Niederſachſen Tf. 28.

Sind die Plaſtiken des Siegesdenkmals ungeheuer wichtig, was Fragen der baſtarniſchen Tracht angeht, ſo ſagen ſie wenig aus für das Gebiet der Bewaffnung. Nur ſelten werden auf den Metopen Baſtarnen mit Lanzen abgebildet, einmal iſt ein Krieger mit Schild wiedergegeben. — Es erweiſt ſich dabei als unangenehm, daß die Römer gewöhnlich die Germanen ohne Waffen, als Beſiegte und Gefeſſelte darſtellten.

Auch die beſte Darſtellung von Baſtarnen, die auf uns gekommen iſt — von der Trajansſäule in Rom —, zeigt ſie uns unbewaffnet. Eine Baſtarnengruppe tritt hoch erhobenen Hauptes vor Trajan, wohl um mit ihm den Friedens- oder Freundſchaftsvertrag während des Dakerkrieges abzuſchließen. Vor allem der Führer zeigt königliche Haltung; als Gleichberechtigter grüßt er mit erhobener Linken den Cäſar (Abb. 5).

Für die Tracht der Baſtarnen bringen uns die Figuren auf der Trajansſäule nichts Neues. Da ſonſt weiter keine Darſtellungen von Baſtarnen bekannt ſind, müſſen wir noch bei einer anderen Diſziplin, der Vorgeſchichtswiſſenſchaft, anfragen, ob ſie uns über Tracht, Waffen, Schmuck und Geräte der Baſtarnen irgendeine Auskunft geben kann.

Ehe wir darauf kommen, iſt es angebracht ſich zu vergewiſſern, ob die Sitze

[4]) Vorzeitfunde aus Niederſachſen, Teil B S. 54 und Taf. 28, 32.
[5]) Hahne a. a. O. Tafel 20.

der Baſtarnen am Schwarzen Meer begrenzt werden können. Die antiken Schriftſteller geben ſie leider nur in großen Zügen an. Sicher wiſſen wir nur, daß die Donauinſel Peuke, eine der Mündungsinſeln des Fluſſes, im Beſitze der Baſtarnen war, der baſtarniſchen Peukini, wie ſie Tacitus nennt. Alle anderen Angaben laſſen ſich in einem nicht viel ſagenden Satz zuſammenfaſſen: Die Baſtarnen wohnten vom Schwarzen Meer bis zu den Weſtkarpathen, die als „Alpes bastarnicae“ überliefert ſind. Das kann uns allerdings nicht genügen. Die vorgeſchichtliche Archäologie müßte hier weiterhelfen und das baſtarniſche Sied-

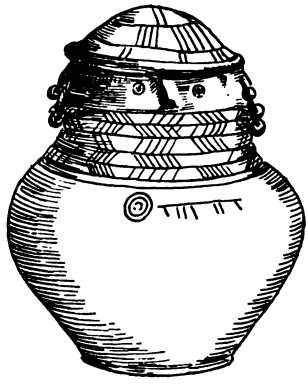


Abb. 7.
Friedensau, Kr. Danziger Höhe (Weſtpreußen).

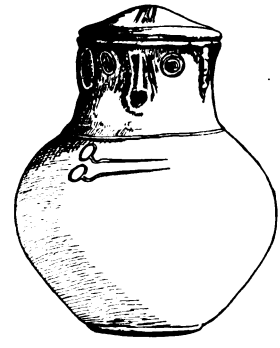


Abb. 8.
Gr. Elſingen, Kr. Wirſitz (Poſen).

lungsgebiet auf Grund der Bodenfunde umgrenzen. Soweit iſt man leider noch lange nicht. Es ſind nur einige wenige Funde aus Südrußland bekannt, die auf Grund ihres Ausſehens germaniſch ſind und auf Grund ihres Alters baſtarniſch ſein müſſen, weil kein anderes germaniſches Volk in dieſer Zeit für Südrußland in Frage kommt. Die Funde, die bisher herauskamen, ſind aber viel zu klein an Zahl und zu unſyſtematiſch gehoben, als daß ſie uns in die materielle oder geiſtige Kultur der Baſtarnen am Schwarzen Meere einen Einblick geſtatteten; ſie ſagen höchſtens aus, daß dieſes oder jenes gemein germaniſche oder oſtgermaniſche Stück — meiſt handelt es ſich um Fibeln — auch von Baſtarnen getragen wurde.

Nur ein Punkt ſcheint mir geklärt zu ſein, und das iſt die Frage nach der Herkunft der Baſtarnen. Um zu dieſem Ergebnis zu gelangen, müſſen wir uns zunächſt mit der erſten Beſiedlung Oſtdeutſchlands durch Germanen befaſſen. Dieſe geht von einem Gebiete aus, welches das öſtliche Hinterpommern, das weſtliche Weſtpreußen und das nördliche Poſen umfaßt und ſchon in der Zeit zwiſchen 1000 und 800 v. Chr. in germaniſchem Beſitze iſt. Während dieſer Zeit machten ſich in dem eben gekennzeichneten Gebiete kulturelle Sonderheiten bemerkbar. Es entſtehen Unterſchiede zwiſchen dem altgermaniſchen Gebiete weſtlich der Odermündung und dem neu gewonnenen öſtlich des Fluſſes. Da ſie ſich in der Folge immer mehr vertiefen, iſt man berechtigt, die Trennung der Germanen in Oſt- und Weſtgermanen ſchon in die Zeit von 1000—800 v. Chr. zu ſetzen. Nach Ausweis der Funde nimmt in der Zeit zwiſchen 800 und 650 v. Chr. die Bevölkerung in den angegebenen Grenzen ſehr ſtark zu, was in erſter Linie die vielen, ſtark belegten Friedhöfe bezeugen. Der vorherrſchende Grabgebrauch war die Verbrennung des Leichnams und die Beiſetzung der Knochenreſte in einer

Urne. Die Urne wurde in einer unterirdiſchen Steinkiſte geborgen. Meiſt wurden dieſelben Gräber zu mehrfachen Beſtattungen benützt; man hat bis zu 30 Urnen in einer Steinkiſte gefunden. Dieſe Urnen ſind in ihrer großen Mehrzahl ſchlichte unverzierte Gefäße mit übergeſtülpten Deckſchüſſeln. Etwa der vierte Teil aber trägt am Halſe teils eingeritzt, teils plaſtiſch angeſetzt, Augen, Ohren, Mund und Naſe, ſo daß die Nachbildung eines menſchlichen Geſichts unzweifelhaft iſt. Dieſer Eindruck wird durch einen mützen- oder hutförmigen Falz- oder Stöpſeldeckel oder durch die Andeutung von Körperſchmuck verſtärkt. Man zeichnete Ketten und Nadeln auf das Gefäß und ſchmückte die Ohren mit kleinen Bronzeringen (Abb. 7 und 8)[5a]; mitunter wurden auch figürliche Zeichnungen angebracht. Das alles ſind Züge, die dieſe Gefäße von anderen keramiſchen Gruppen jener Zeit ſcharf unterſcheiden und im Verein mit den übrigen Merkmalen eine beſtimmte Eigenart zum Ausdruck bringen. Beſonders Steinkiſtengräber und Geſichtsurnen ſind Sonderheiten der Gruppe; infolgedeſſen hat man ihr den Namen Steinkiſtengräber- oder Geſichtsurnenkultur gegeben. Da ſie als erſte im Oſten erſcheint, iſt ihr auch der Name frühgermaniſche Kultur beigelegt worden, und das mit um ſo größerem Rechte, weil die beiden erwähnten Hauptmerkmale in der folgenden Entwicklung verſchwinden, wie wir bald ſehen werden[6].

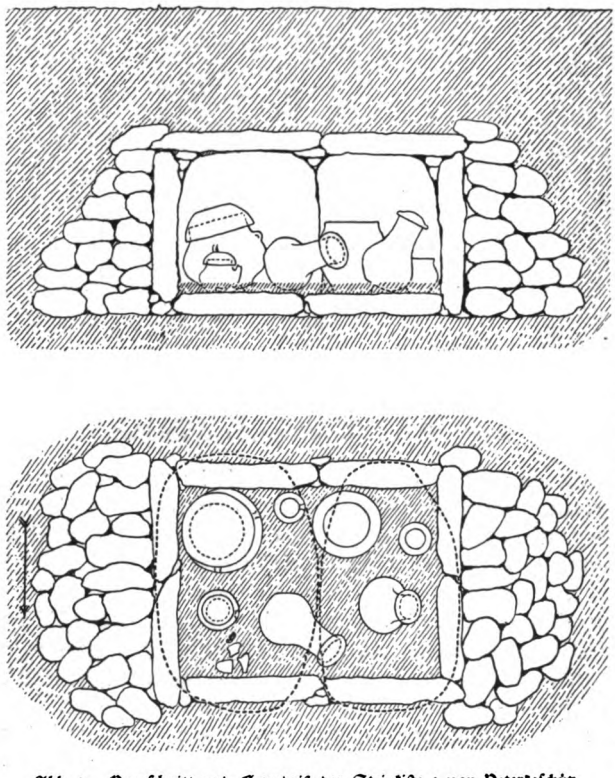


Abb. 9. Querſchnitt und Grundriß der Steinkiſte 1 von Peterkaſchütz, Kr. Militſch (Schleſien). Aus Tackenberg, Neue ſchleſiſche Funde S. 8.

Für die Menge der Bevölkerung, ſei es daß ſie ſich aus ſich heraus entwickelte, ſei es, daß ſie Zufluß aus altgermaniſchen oder nordgermaniſchen Gebieten erhielt, reichte das Land auf die Dauer zur Verſorgung mit Nahrungsmitteln nicht aus. Zwiſchen 650 und 500 erweiterten die Frühgermanen ihr Gebiet beträchtlich. Nach Oſten zu beſetzten ſie die weſtlichſten Kreiſe von Oſtpreußen — das Samland war ſchon früher wohl des Bernſteins wegen in ihren Beſitz gelangt — nach Süden

[5a]) Die Kliſchees für die Abb. 7—12 ſtellte der Schleſiſche Altertumsverein in dankenswerter Weiſe zur Verfügung.

[6]) Zuſammenfaſſend über dieſe Fragen handelt Peterſen in: Die frühgermaniſche Kultur in Oſtdeutſchland und Polen, Berlin 1929.

und Südoſten zu nahmen ſie den Urnenfelderleuten Poſen, die nördlichſten Teile von Kongreßpolen, Niederſchleſien und Mittelſchleſien rechts der Oder ab.

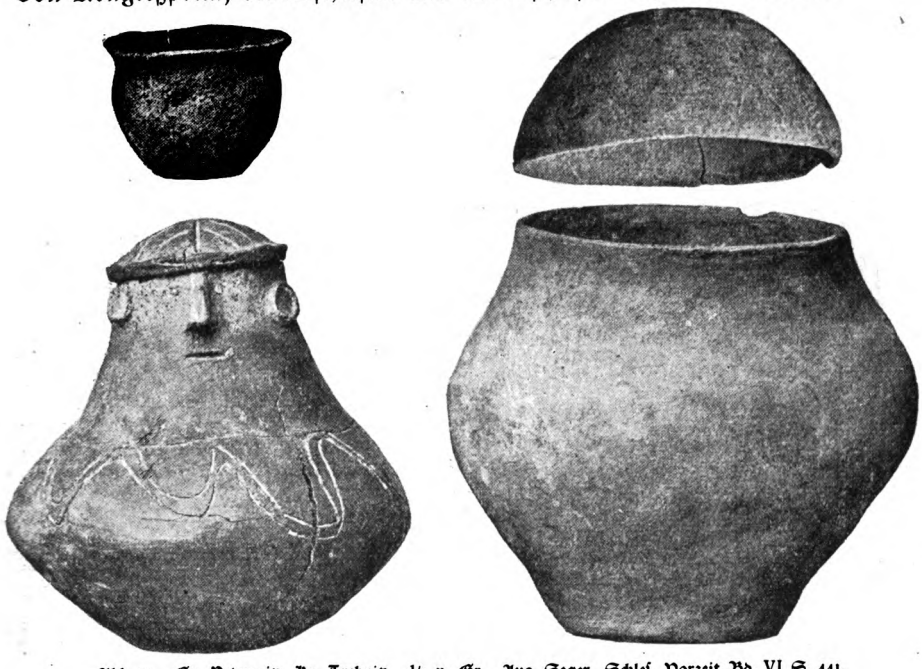


Abb. 10. Gr. Peterwitz, Kr. Trebnitz. 1/5 n. Gr. Aus Seger, Schleſ. Vorzeit Bd. VI S. 441.

Abb. 11. Gefäße aus der Steinkiſte 1 von Peterkaſchütz, Kr. Militſch (Schleſien). Aus Tackenberg, Neue ſchleſiſche Funde, Taf. 1.

Die Urnenfelderleute gehörten wahrſcheinlich dem großen illyriſch-thrakiſchen Völkerſtamme an. Anſcheinend waren ſie nicht in der Lage, den neuen Feinden

großen Widerſtand zu leiſten. Auch die von ihnen angelegten Befeſtigungen, die Burgwälle, haben ihnen nichts genützt; ſie ſind alle zu gleicher Zeit ein Raub der Flammen geworden, was auf Eroberung ſchließen läßt. In dem genannten Gebiete finden wir um 500 überall die gleichen eigenartigen Kulturerzeugniſſe und Grabbauten, die wir vorher als typiſch für Weſtpreußen, Hinterpommern und Nordpoſen kennenlernten (Abb. 9 u. 10). Die alteinheimiſche Bevölkerung iſt wohl zum Teile durch die Kämpfe vernichtet, zum Teile vertrieben, zum Teile aufgeſogen worden. Das letztere kann man daraus ſchließen, daß Kulturelemente, die bis dahin den Urnenfelderleuten eigen waren, auch in der frühgermaniſchen Kultur auftreten. Als Beweis auf geiſtigem Gebiete führe ich an, daß die Sitte, Seelenlöcher an den Gefäßen anzubringen, entlehnt wurde; als Beweis auf dem Gebiete der materiellen Kultur, daß Formen von Schmuckſtücken übernommen wurden. Wenn aber auch fremdes Gut in die frühgermaniſche Kultur einfloß, ſo herrſchte doch weiterhin das germaniſche Element ſtark vor. Das erſieht man deutlich an der Ähnlichkeit der frühgermaniſchen Kultur in der Zeit um und nach 500 v. Chr. mit der gleichzeitigen weſtgermaniſchen.

Abb. 12.
Gr. Beckern, Kr. Liegnitz (Schleſien). Degenerierte Geſichtsurne und Schüſſel mit Naſendarſtellung. 1/8 n. Gr. Aus Tackenberg, Altſchleſien II Taf. XIII.

Wie es ja ſelbſtverſtändlich iſt, wechſelten Sitte und Brauch im Laufe der Jahrhunderte, nahmen Schmuck und Gefäße als Modeſchöpfungen andere Formen an. So verſchwindet in der Zeit von 500—300 v. Chr. bei den Frühgermanen die Sitte, Steinkiſten für die Urnen herzuſtellen, ſo treten an Stelle der Familienbeſtattungen Einzelgräber auf. Dieſe Umwandlung geht aber nicht plötzlich vor ſich. Manche Familien halten noch Generationen lang an der Väter Brauch feſt, während andere ſchon der neuen Richtung huldigten. Auch Übergänge ſind gut zu beobachten. Eine Gruppe hat lange daran feſtgehalten, Steine um die Aſchenurne zu häufen, wenn ſie auch ſchon zur Beſtattung in Einzelgräber übergegangen war. Andere ſind eher davon abgekommen, Steine zu verwenden, haben aber weiter Familiengrabſtätten angelegt. Auch die Geſichtsurnen verſchwinden in der angegebenen Zeit. Wiederum läßt ſich ganz langſames Abkommen von dieſer Eigenart beobachten. Der Verfall ſetzte ſchon vor 500 ein, indem man zunächſt Augen, Ohren, Mund und Naſe, nicht mehr ſo genau und ordentlich ausführte. Dann ließ man Geſichtsteile weg (Abb. 12); ſo gibt es Urnen, die als letzten Reſt der Geſichtsdarſtellung am Hals einen dreieckigen Vorſprung, die Naſe, oder nur zwei nebeneinanderſtehende Löcher, die Augen, aufweiſen.

In der Zeit von 500—300 v. Chr. verſchiebt ſich das Schwergewicht der frühgermaniſchen Siedlung nach Schleſien, Poſen und Kongreßpolen. Im Stammlande haben wir dagegen mit einer Verminderung der Bevölkerung zu rechnen. Aus der Dichtigkeit der Funde iſt man zu dieſem Schluß gekommen. Neue Gebiete werden in dieſer Zeit von den Frühgermanen dazu gewonnen. In Mittelſchleſien weiſen einige Kreiſe links der Oder und in Oberſchleſien mehrere Grenzkreiſe frühgermaniſche Beſiedlung auf. Das ſüdliche Kongreßpolen bis über den Bug hinaus hat Funde dieſer Stufe erbracht, ebenſo auch Oſtgalizien.

Um 300 v. Chr. hören überall im großen frühgermaniſchen Gebiete die Fried-

Höfe auf belegt zu werden. Das Volk hat demnach ſeine Sitze verlaſſen. Entſprechend der großen Bewegung von der Oſtſeeküſte nach Südoſten, die in den einzelnen Epochen beobachtet worden iſt, mußte man zu der Annahme kommen, daß die Frühgermanen in der gleichen Richtung weiter nach Südrußland gezogen ſind. Da die Zugrichtung gegeben ſchien und die Frühgermanen um 300 ihr Land räumten, um 200 aber als erſte Germanen die Baſtarnen am Schwarzen Meer eintrafen, ſo lag nichts näher, als Frühgermanen und Baſtarnen gleichzuſetzen. — Die Skiren kommen weniger in Betracht, da ſie ein zu kleiner Volksteil geweſen

Abb. 13.
Wolokitino, Gouv. Poltawa, Ukraine.

Abb. 14.
Fundort unbekannt. Etwa 1/6 n. Gr.

ſind. — Dieſe Annahme fand noch eine weitere Stütze dadurch, daß Koſtrzewski in einem ruſſiſchen Werke Angaben über Steinkiſtengräber in Wolhynien fand[7]), die denen an der Weichſel entſprechen ſollten[8]). Schon im Jahre 1926 bin ich aus noch einem Grunde für die Gleichſetzung Frühgermanen und Baſtarnen[9]) eingetreten: nach Muchs Ausführungen bedeutet der Name Baſtarnen oder Baſternen ſoviel wie Baſtarde oder Miſchlinge. Da der Name germaniſch iſt und die Baſtarnen ihn führten, als ſie am Schwarzen Meer ankamen, müſſen ſie ihn ſchon gehabt haben, als ſie das geſchloſſene germaniſche Siedlungsgebiet verließen. Da ferner feſtgeſtellt worden iſt, daß die Frühgermanen Oſtdeutſchlands Urnenfelderleute in ſich aufgenommen haben, wie man an der kulturellen Beeinfluſſung erſehen kann, ſo wäre der Ausdruck „Miſchlinge“ für ſie angebracht. Die benachbarten Germanen müßten ihnen dieſen Namen aus Spott gegeben haben, der ſich dann aber bei ihnen ſo durchſetzte, daß ſie ſich ſelbſt damit bezeichneten[10]). Die Ableitung Baſtarnen = Miſchlinge erhält noch dadurch einen erhöhten Wert, daß mit den „Miſchlingen“ zuſammen die Skiren auftreten, was ſoviel wie die „Reinen“, die „Unvermiſchten“ bedeutet. Dieſes Volk müßte infolge

[7]) v. Richthofen, Zur Latenezeit in Oſteuropa, Mannus XV S. 295.

[8]) Neuerdings iſt Koſtrzewski von ſeiner Anſicht abgekommen, die Frühgermanen wären möglicherweiſe Baſtarnen; da er von Jahr zu Jahr immer weniger germaniſche Kulturen im Oſten gelten läßt, ſind die Frühgermanen jetzt bei ihm zu Balten geworden. Glücklicherweiſe ſteht er mit dieſer Anſicht ſelbſt auf polniſcher Seite allein. v. Richthofen, Oberſchleſiſche Vorgeſchichtsforſchung und nordiſche Altertumskunde S. 51.

[9]) In einem Vortrage in Wien im Naturhiſtoriſchen Muſeum.

[10]) Die Übernahme eines Spottwortes als Volksname iſt auch ſonſt noch bei Germanen beobachtet worden, z. B. bei den Rugiern den „Roggeneſſern“.

ſeiner Wohnſitze weiter weſtwärts oder in Skandinavien keine Miſchung mit Urnenfelderleuten oder anderen Völkern eingegangen ſein.

Durch alle dieſe Erwägungen iſt aber nur die Möglichkeit größer geworden, daß die Frühgermanen Baſtarnen ſind. Ein Beweis fehlte ſolange, bis nicht frühgermaniſche Funde aus Südrußland bekannt wurden. Als ich im Jahre 1928 als Stipendiat der Römiſch-germaniſchen Kommiſſion des Archäologiſchen Inſtitutes des Deutſchen Reiches und mit Unterſtützung der Notgemeinſchaft der Deutſchen Wiſſenſchaft Gelegenheit hatte, die Sowjetunion und Rumänien zu beſuchen — in dem letzteren Lande müſſen ja auch Baſtarnen gewohnt haben —, habe ich auf frühgermaniſche Funde beſonders geachtet. In Rumänien ließen ſich keine derartigen Funde entdecken, dafür aber eine Reihe in den Muſeen der Sowjetunion, die zum größten Teil aus dem Gouvernement Poltawa ſtammten. Dank des überaus großen Entgegenkommens der Profeſſoren Zacharoff in Moskau und Danylewytſch in Kiew (Kyiw), die mir Photos zur Verfügung ſtellten, iſt es mir möglich, einige Funde vorzulegen. Abb. 13 und 14 zeigen Gefäße aus der Sammlung Samoquaſſoff, die im hiſtoriſchen Muſeum in Moskau aufbewahrt wird. Von dem einen (Abb. 14) iſt der Fundort nicht bekannt; das andere wurde mit Leichenbrand gefüllt als Nachbeſtattung in einem Kurgan bei dem Dorfe Wolokitino im Gouvernement Poltawa gefunden. Die beiden Gefäße ſind typiſche Vertreter der frühgermaniſchen Urnenform mit bauchigem Körper, größter Breite im Oberteil und kurzem etwas ausladendem Hals, der meiſt beſſer als der Körper geglättet iſt. Zum Vergleiche werden Urnen aus Peterkaſchütz (Kr. Militſch) abgebildet. Der mützenartige Stöpſeldeckel (Abb. 15) wurde auf dem Burgberge beim Dorfe Lipljana im Gouvernement Poltawa gefunden. Er könnte ebenſogut aus dem Gebiet von Danzig oder Breslau ſtammen (Abb. 7 und 10).

Abb. 15.
Lipljana, Gouv. Poltawa. 1/3 n. Gr.

Wem dieſe Funde als Beweis noch nicht genügen ſollten, ſei darauf hingewieſen, daß noch mehrere, ähnliche vorhanden ſind und daß auch frühgermaniſche Familienbeſtattungen im Gebiet von Poltawa vorkommen. Prof. Makarenko aus Kiew hat zwei Gräber mit je drei dicht zuſammenſtehenden Urnen ausgegraben [11]).

Die Anweſenheit von Frühgermanen im Gebiete von Poltawa iſt ſomit einwandfrei bezeugt. Dieſe Funde ſind m. E. aber auch untrügliche Zeichen dafür, daß die Frühgermanen Oſtdeutſchlands und Polens als Baſtarnen anzuſprechen ſind. Hoffentlich gelingt es bald, weitere Funde in der Ukraine zu heben, damit wir wiſſen, wie die baſtarniſche Kultur, deren Anfang wir jetzt kennen, ſich im Schwarzen Meer-Gebiet weiterentwickelt hat.

[11]) Izveſtija, der ruſſiſchen archäologiſchen Kommiſſion Bd. 22, 1907, S. 38—90.

Kleine Beiträge.

Urmensch und Totenglaube.[1])

Darüber, daß die Vorgeschichtsforscher mit dem Bergen und Ordnen der Funde vorerst alle Hände voll zu tun hatten, ist das Geistige, das hinter den geborgenen Resten der vorgeschichtlichen Kulturen gestanden haben muß, noch selten zu seinem Rechte gekommen. So empfindlich der Mangel ist, hat er doch auch sein Gutes. Denn die Schlüsse auf das Geistige müssen in den meisten Fällen sehr unsicher sein und sind überhaupt erst möglich, wenn genügend viel gesicherter und geordneter Stoff vorliegt. Der Totenglaube ist aber ohne Zweifel einer der wenigen Gegenstände, für die diese Vorbedingungen bereits am ehesten erfüllt sind; denn sehr viele der Funde rühren von Bestattungen her. Die Seele der Völker muß sich darin ausdrücken und Versuche, diesen Ausdruck zu deuten, müssen gemacht werden, wenn die Forschung nicht im bloßen Anhäufen der Funde versanden soll.

Der Verf. gelangte nun bei der Untersuchung der jüngeren altsteinzeitlichen kunstverständigen Mischkultur, deren Träger der Aurignac-Mensch (Löß-Mensch) und der Cro-Magnon-Mensch (Höhlen-Mensch) gewesen seien, zu dem Eindrucke, daß zwei, nach dem Gegensatze dieser beiden Menschenrassen und der zugehörigen Landschaften bestimmte Kulturen zugrunde liegen (S. 10). Zum Cro-Magnon-Menschen Südeuropas mit dessen schreckhaften Höhlen und zerklüftetem, unübersichtlichen Gelände gehöre eine Kultur der Totenfurcht. Die Leiche wird als „Hocker" gefesselt, mit Steinen belastet, gepfählt und schließlich gar verbrannt, um sie zu hindern, daß sie zum Wiedergänger wird. Umgekehrt gehöre zum Aurignac-Menschen die Kultur des Fehlens der Totenfurcht in Mähren und später in Nordeuropa mit dessen Steppen und übersichtlichem Gelände. Da wird die Leiche liegend und später auch sitzend bestattet, gleichsam in ihrem Hause und so, daß sie mit den Lebenden in Verbindung bleibt. Auf der Stufe der Totenfurcht habe aber auch schon der Neandertaler und später die Grimaldi-Rasse gestanden. Dazwischen liegen, räumlich und zeitlich, die anzunehmenden Vermischungen der gegensätzlichen Kulturen. Auch die Leichenverbrennung sei aus solch einer Vermischung hervorgegangen; denn sie tritt in der Jungsteinzeit nur in einem verhältnismäßig schmalen Streifen auf, der sich von Südrußland bis Frankreich erstreckt, während der übrige Süden und der Norden sie nicht kennt (S. 188). In der älteren Bronzezeit hätten dann die Menschen ohne Totenfurcht diese alte Abwehrmaßnahme ihrem Glauben an ein ungefährliches Fortleben des Toten (Seelenglaube) angepaßt und sie so vergeistigt, und von da leite sich die bis in historische Zeiten hinabreichende Religion der Leichenverbrennung her.

Die stärksten Unsicherheiten dieser Ergebnisse liegen natürlich in den Ansätzen der altsteinzeitlichen Urrassen und ihrer Ursprungsgebiete, wie der Verf. S. 19 selbst ausführt, und darin, daß einerseits der Unterschied der Rassen, andererseits der Landschaften das Entscheidende sein soll, ohne daß hinreichend geklärt würde, in wie weit die „Rasse" sich ihre „Umwelt" sucht und in wie weit die „Umwelt" sich ihre „Rasse" gestaltet. Die Veränderungen, die Lebewesen in neuer Umwelt erfahren, wären z. B. an biologischen Begriffen wie Paravariation und Mixovariation zu messen gewesen, und daß die Bewohner des Hochlandes phantasiereicher seien als die der Ebenen (S. 108 nach W. Hellpach), dürfte sich angesichts der Ägypter im Nildelta, der Inder im Fünfstromlande, nicht aufrecht erhalten lassen. Aber trotz dem nicht ganz befriedigenden Unterbaue ist der Versuch, die Abhängigkeit der Kulturen vom Gepräge des Landes, in dem sie sich abspielen, stärker herauszustellen, gewiß berechtigt, und das Gewicht liegt bei v. T.-H. auch nicht in der Theorie, sondern in der sorgsamen Erwägung der Tatsachen, die er übersichtlich zusammenstellt und mit gesundem Urteile erörtert. Nur selten kommen schon geäußerte erwägenswerte Ansichten dabei zu kurz, so bei der Feuerbestattung die Annahme, daß in sie Opferbrauch, die Vergeistigung des Opfers durch Verbrennen, hereinspiele. Der Mangel, daß andere Gebiete urzeitlicher Religion, wie z. B. das Opferwesen, noch nicht ähnlich zusammenfassend behandelt sind, macht sich geltend. Öfter weist auch der Befund selbst zugleich in verschiedene Richtungen. So wurden schon in der Altsteinzeit gefesselten Leichen auch Waffen beigegeben; v. T.-H. nimmt an, daß man dadurch den Toten günstig stimmen wollte, falls es ihm trotz den Fesseln doch gelänge, wiederzukehren — ein sehr unbefriedigender Ansatz. Beherrschte die Bestatter Totenfurcht, dann durften sie den Gefürchteten unter keinen Umständen auch noch bewaffnen. Also ist vielleicht auch schon für den Neander-

[1]) Joachim v. Trauwitz-Hellwig, Urmensch und Totenglaube. 195 S. und 7 Taf. mit 12 Abb. München, 1929, Bayerische Druck- und Verlagsanstalt G. m. b. H.

taler und die früheste Zeit ein Nebeneinander verschiedener Glaubensschichten anzunehmen, wie wir es auch bei uns beobachten können, wenn ein schwerer Grabstein die Aufschrift trägt: „Die Erde sei ihm leicht" oder „Friede seiner Asche".

Aber unbeschadet solcher Bedenken, die sich an vielen Stellen ergeben, vermittelt das Buch doch gerade durch sein Streben, zu zusammenfassenden Ergebnissen zu gelangen, einen guten Überblick über die Lage und Schwierigkeit der Probleme. Um Abschließendes, Feststehendes kann es sich, wie der Verf. S. 13 selbst betont, noch nicht handeln. Es liegt im Wesen der Sache, daß die Begriffe, mit denen wir nach der Urgeschichte des Menschengeistes über weite Zeiträume hinweg tasten, zunächst bloß erste Annäherungen an die Wirklichkeit und deren eigentlichen Geist sein können.

Wolfgang Schultz, Görlitz.

Aus Oberschlesiens Urzeit.

Im Rahmen der Kulturarbeit der neugegründeten Provinz Oberschlesien hat erfreulicher Weise auch die Erforschung der heimischen Vorzeit einen wichtigen Platz erhalten. Nach Schaffung einer Provinzialdenkmalpflege und dem Ausbau des städtischen Museums in Beuthen ist im Anfange dieses Jahres nun auch eine eigene Veröffentlichungsreihe[1]) entstanden, die in schneller Folge bereits auf fünf Hefte angewachsen ist. Man kann die Provinz Oberschlesien dazu beglückwünschen, daß sie damit die Bekanntgabe der höchst beachtenswerten Fortschritte der oberschlesischen Vorgeschichtsforschung ermöglicht hat, und die herausgebenden Stellen bürgen dafür, daß die nächsten Hefte sich den schon erschienenen in jeder Beziehung an die Seite stellen. Nicht nur der Fachmann erhält Kenntnis von neuen wissenschaftlichen Entdeckungen in dem jedem Deutschen heute besonders teuren Grenzlande, sondern auch die große Zahl der mitarbeitenden Heimatfreunde, ohne deren tätige Hilfe der Vorgeschichte nennenswerte Erfolge versagt blieben, wird gern zu den mit den oberschlesischen Farben „blau—gelb" gezierten Heften greifen. In buntem Wechsel sehen wir schon in dem bisher Erschienenen leichter faßbare Darstellungen neben mehr fachwissenschaftlich gehaltenen Beiträgen, und auch die folgenden Hefte sollen diesem Leitgedanken treu bleiben und gleichzeitig dem Heimatfreunde — in erster Linie in Oberschlesien, aber auch außerhalb —, sowie dem Fachmanne dienen. Daß in allen Heften Abbildungen nicht gespart werden, während der Preis durch das weitgehende Verständnis der das Unternehmen fördernden Behörden denkbar niedrig gehalten ist, empfiehlt diese erfreuliche Neuerscheinung im Schrifttum über Vorgeschichte und sichert ihr weite Verbreitung.

Das vorliegende erste Heft[2]) enthält eine Reihe wichtiger Ergebnisse einer Studienreise des rührigen Leiters der oberschlesischen Denkmalpflege nach den skandinavischen Ländern. Bemerkenswerte Beziehungen zwischen dem Norden und Ostdeutschland, vor allem Oberschlesien, werden für die verschiedensten vorgeschichtlichen Zeitstufen festgestellt und in der dem Verfasser eigenen gründlichen Art, gegründet auf eine außergewöhnliche Stoff- und Literaturkenntnis auf ihre Bedeutung untersucht. Wir verzeichnen hier nur kurz, daß der bisher wenig geklärte, ältere Abschnitt der jüngeren Steinzeit eine dem Norden ähnliche, aber doch wohl autochthone Kultur umfaßt hat, die sich an die ebenfalls nordischen Erscheinungen eng verwandten Verhältnisse während der vorangehenden mittleren Steinzeit trefflich anfügt. Zum Teil kann von Richthofen hier die bereits von Raschke (Sudeta IV 1928 S. 16 ff.) als mittelsteinzeitlich erkannten Gerätformen für weitere Teile Norddeutschlands nachweisen. Es dürfte sich durch weitere Forschungen ergeben, daß im ganzen nördlichen Mitteleuropa bis weit nach Osten und Westen hin während des Mesolithikums und älteren Neolithikums ein recht ähnlicher Kulturzustand herrschte, dem vielleicht auch eine im großen und ganzen einheitliche Bevölkerung entsprach, bis dann im jüngeren Neolithikum die verschiedensten Kulturkreise von diesen Gebieten Besitz ergriffen. Daß Ausläufer der „arktischen Kultur" in Gestalt eines Schiefermessers bis ins Quellgebiet der Oder reichen, ist ebenfalls eine sehr wichtige Feststellung.

Einen breiten Raum nehmen sodann Probleme der jüngeren Bronzezeit und frühen Eisenzeit Ostdeutschlands ein; hier weist von Richthofen — unabhängig davon gelangte der Berichterstatter zu vielen ähnlichen Ergebnissen — den engen Zusammenhang nach, der

---

[1]) Aus Oberschlesiens Urzeit, herausgegeben von der oberschlesischen Provinzialdenkmalpflege für kulturgeschichtliche Bodenaltertümer, Ratibor und der ur- und frühgeschichtlichen Abteilung des städtischen Museums Beuthen O.-S.

[2]) Heft 1: B. Frhr. v. Richthofen, Oberschlesische Urgeschichtsforschung und nordische Altertumskunde, 63 S. mit 4 Taf. und 12 Abb., RM. 1.80.

zwischen dem skandinavischen Germanentum und den im unteren Weichselgebiet siedelnden germanischen Volksteilen bereits in der jüngsten Bronzezeit bestand. Gerade im Gegensatz zu den andersartigen Versuchen des Posener Vorgeschichtsprofessors Kostrzewski kann die als älteste ostgermanische Entwicklung (archäologisch, nicht im sprachwissenschaftlichen Sinne!) angesehene Gesichtsurnenkultur nur aus dem Kerngebiet des Germanentums abgeleitet werden, niemals aber aus der „Lausitzer" Kultur. Aus der hier besprochenen Arbeit von Richthofens geht wieder einmal hervor, daß kein Vorgeschichtsforscher, der sich mit ostdeutschen Stoffen befaßt, einer Erörterung der an sich längst widerlegten Ansichten der Posener Archäologenschule ausweichen darf, zumal wenn Fragen gestreift werden, für die die „Lausitzer" Kultur und ihr in Polen z. T. noch immer für slawisch gehaltenes Volkstum von Bedeutung sind!

Die Benutzbarkeit des vielseitigen und dem Laien wie dem Fachmann gleich wertvollen Heftes wird durch das sorgfältige Fundorts- und Sachregister wesentlich gefördert.

Heft 2 [3]) bildet das erste Kreisinventar Gesamtschlesiens und hat schon allein dadurch eine gewisse Bedeutung. Nach einer kurzen, flott geschriebenen, zusammenfassenden Darstellung legt Maruschke ein recht stattliches und abwechslungsreiches Material in sorgfältigen Fundberichten vor, die durch eine große Zahl von Abbildungen bereichert werden. Leider verboten die hohen Kosten eine Anlage der sonst sehr übersichtlichen, rein auf das Landschaftsbild abgestimmten Karten in Höhenlinien.

Heft 3 [4]) umfaßt einen bereits in Altschlesien II, 3 abgedruckten Fundbericht, in dem neue Funde der bisher in Schlesien nicht vertretenen jungsteinzeitlichen Kugelflaschenkultur vorgelegt werden, an den sich eine Erörterung über die Zeitstellung dieser Gruppe anschließt.

Zu den wichtigsten Entdeckungen der oberschlesischen Vorgeschichtsforschung gehört die Feststellung der in Osteuropa weit verbreiteten „Kammkeramik", die als Kulturhinterlassenschaft finnougrischer Menschengruppen angesehen wird, in Schlesien. Das vierte Heft [5]), ein Sonderdruck aus dem Bericht der Anthropologentagung in Hamburg (1928), enthält eine vorläufige Mitteilung über die neue Fundgruppe.

Daß sowohl Zeitstellung als ethnologische Deutung der „Lausitzer" Kultur, deren Fundmassen den Hauptbestandteil der ostdeutschen Museen bilden, noch so wenig geklärt sind, liegt vor allem daran, daß sorgfältige Fundberichte über einzelne, sachgemäß ausgegrabene Gräberfelder noch so selten sind. Insofern hat die vorliegende, zum ersten Male bereits vor Jahren gedruckte, aber inzwischen längst vergriffene Arbeit Arndt's [6]), des verdienstvollen Begründers der oberschlesischen Bodendenkmalpflege, die Aufgabe, die Zweifel mit zerstreuen zu helfen, denen die in Schlesien übliche chronologische Gliederung der Urnenfelder häufig noch begegnet.

Über die weiteren Hefte soll später an dieser Stelle berichtet werden.

E. Petersen-Breslau.

Das Deutschtum in Rumpf-Ungarn.

Die ungarische Reichshälfte der Donaumonarchie hat durch das Trianoner Friedensdiktat von 325 411 qkm seiner Fläche 232 578 qkm oder 71,5 v. H., von 20 886 487 Bewohnern (nach der Volkszählung des Jahres 1910) 13 279 516 oder 63,6 v. H. Seelen und von seinen 2 037 435 Deutschen 1 483 198 oder 72,8 v. H. verloren. Ungarn hat also fast $^2/_3$ seiner Gesamtbevölkerung und mehr als $^2/_3$ seines Deutschtums verloren. Nach der amtlichen Volkszählung von 1920 hat Rumpfungarn eine Gesamtbevölkerung von 7 980 143 Seelen, von denen 7 147 053 (89,6 v. H.) Magyaren und 551 211 (6,9 v. H.) Deutsche sind. Das Deutschtum ist die einzige bedeutende Nationalität im heutigen Ungarn; denn die Zahl der Slowaken beträgt nur 141 882 (1,8 v. H.) Seelen, die der übrigen Nationalitäten macht insgesamt gar nur 1,7 v. H. aus.

Der weitaus größte Teil dieses Deutschtums wohnt auf dem rechten Donauufer (321 690), an zweiter Stelle steht das Donau-Theiß-Becken mit 194 059 Deutschen, wo

[3]) Heft 2: Maruschke, Die ur- und frühgeschichtliche Besiedlung des Kreises Neustadt O.-S. 52 S. m. 6 Taf. u. 4 Karten; RM. 1.50.

[4]) Heft 3: B. Frhr. von Richthofen, Neue Funde der Kugelflaschenkultur aus Ober- und Niederschlesien, 15 S. m. 7 Abb., RM. 0.50.

[5]) Heft 4: B. Frhr. von Richthofen, Steinzeitliche Kamm- und Grübchenkeramik in Oberschlesien, 8 S. m. 7 Abb.

[6]) Heft 5: Arndt, Der Urnenfriedhof bei Czarnowanz, Kreis Oppeln, Ausgrabungsbericht 1922, 38 S. m. 10 Taf.

die Mehrheit sich in und um Ofen-Pest gruppiert. Die Deutschen verteilen sich auf 2274 Gemeinden und 49 Städte, während Rumpfungarn insgesamt 3468 Gemeinden und Städte zählt; 60 v. H. der Deutschen wohnen in Mehrheitsgemeinden. Es gibt nach der Zählung von 1920 325 deutsche Mehrheitsgemeinden (mit 50—100 v. H.), 74 deutsche Minderheitsgemeinden (20—50 v. H.); in den übrigen Gemeinden oder Städten handelt es sich um kleine Minderheiten, die die untere Grenze (20 v. H.) nicht erreichen. Im Jahre 1880 war die Zahl der deutschen Mehrheitsgemeinden um 36 größer als im Jahre 1920. Stark zurückgegangen ist das Deutschtum in dem Zeitraum 1880—1920 aber nur in den Städten und insbesondere in der Hauptstadt Ofen-Pest, während das ländliche Deutschtum von 427 150 (1880) auf 441 729 (1920) ein wenig zugenommen hat. In Ofen-Pest machte das Deutschtum 1880 mit 123 458 Seelen 34,2 v. H. oder mehr als ein Drittel der hauptstädtischen Bevölkerung aus; 1920 war es auf 60 425 Seelen zurückgegangen, betrug also nur noch 6,5 v. H. oder weniger als den 10. Teil der Bevölkerung der Hauptstadt [1]). Als Gegenstück sei eine deutsche Landgemeinde in der Nähe der Hauptstadt, Budaörs in den Ofener Bergen, angeführt: Hier lebten 1880: 4188 (95,7 v. H.) Deutsche, 1910: 4410 (59,7 v. H.!)[2]) und 1920: 7418 (93,2 v. H.).

Diese Zahlenhinweise mögen hier genügen. Wem an weiteren Einzelheiten liegt, wer die absoluten und relativen Zahlen der Deutschen in sämtlichen Komitaten, Bezirken, Städten und Landgemeinden Rumpfungarns für die Jahre 1880, 1890, 1900, 1910 und 1920 wissen will, der greife zu dem Werk „Das Deutschtum in Rumpfungarn", das Univ.-Prof. Dr. Jakob Bleyer, der Führer der deutschen Minderheit im heutigen Ungarn, vor kurzem herausgegeben hat[3]). Dieses Werk darf als eine sehr bedeutsame Bereicherung des deutschtumskundlichen Schrifttums lebhaft begrüßt werden, und zwar nicht nur wegen seines rund 100 Seiten umfassenden geographisch-statistischen Tabellenteils, der von Dr. Johannes Schnitzer bearbeitet wurde. Das Buch stellt den ersten Versuch einer zusammenfassenden Darstellung des Deutschtums in Rumpfungarn dar; es zu einer erschöpfenden Monographie auszugestalten, dazu fehlt es vorläufig noch an vielen wissenschaftlichen Vorarbeiten. Andererseits war es notwendig, gerade für das Gebiet Rumpfungarns ein neues Werk herauszubringen, weil sein Deutschtum zumeist von privaten, geistlichen und weltlichen Grundherrschaften angesiedelt wurde und nicht der staatlichen Kolonisation seine Entstehung verdankt, wie die großen Deutschtumsgebiete im abgetrennten Südungarn (Banat, Batschka u. a.), und weil es — wegen des Fehlens urkundlicher Unterlagen in den großen Staatsarchiven Wiens und Ofen-Pests — in den älteren Werken von Czoernig, Schwicker und Raindl recht wenig berücksichtigt worden ist.

Für die künftige Einzelerforschung des Deutschtums in Rumpfungarn sind auch die beiden anderen, in dem Buche veröffentlichten Arbeiten von Univ.-Prof. Heinrich Schmidt und Gymn.-Prof. Rogerius Schilling O. Cist. von grundlegender Bedeutung, grundlegend vor allem auch für die deutsche Forschung, weil sie insbesondere auf schwer zugänglichen magyarischen Quellenschriften beruhen. Prof. R. Schilling gibt einen knappen Grundriß der Ansiedlungsgeschichte, der von Dr. Peter Jekel ins Deutsche übertragen ist. Darauf kann nun die orts- und familiengeschichtliche Einzelforschung aufbauen, zumal der Verfasser genau angibt, wo sich die Archive der einzelnen Privatkolonisatoren befinden. Der Verfasser wirft auch die Frage auf, warum gerade deutsche Kolonisten in den unbewohnten Gebieten Ungarns angesiedelt wurden, und findet die Erklärung darin, daß am Oberrhein, woher die meisten Kolonisten kamen, Ackerbau, Landwirtschaft und Weinbau auf hoher Stufe standen und allgemein hochgeschätzt wurden. Er faßt seine Ansicht über die deutsche Besiedlung wie folgt zusammen: „Wenn wir die Sachlage objektiv beurteilen, müssen wir die Tatsache anerkennen, daß man zur Bearbeitung der brachliegenden Felder, zur Urbarmachung der Sümpfe, Wälder, Röhrichte und Steppen kaum ein geeigneteres, glücklicheres Element gefunden hätte, als den fleißigen,

---

[1]) Hier sei auf den Aufsatz von Friedrich Ebeling, „Sturmzeichen für das mitteleuropäische Deutschtum" und die Bemerkungen von Prof. Reche zu demselben in Heft 1 dieses Jahrganges (1928) verwiesen. Die Schriftleitung.

[2]) Die Zahlen für die „Magyaren" in Budaörs lauteten nämlich: 1880: 152 (3,5 v. H.), 1910: 2969 (40,2 v. H.) und 1920: 530 (6,7 v. H.). Die große Zahl der Magyaren im Jahre 1910 erklärt sich damit, daß mehr als ein Drittel Deutscher freiwillig oder zwangsmäßig als Magyaren gezählt wurde.

[3]) Volksbücherei des „Sonntagsblatts" 2. Band. Budapest 1928. Verlag des „Sonntagsblattes" (Ofenpest VI, o -utca 12). Preis: Pengö 8.—.

zähen, sparsamen, unbedingt verläßlichen, in Wirtschaft und Gewerbe gleichermaßen hervorragenden deutschen Landmann und Handwerker."

Schließlich noch einige Bemerkungen über die Arbeit „Die deutschen Mundarten Rumpfungarns", ein Problem, mit dem sich Prof. H. Schmidt seit Jahrzehnten unermüdlich und erfolgreich beschäftigt hat. Diese Arbeit bildet den ersten Abschnitt des Bleyerschen Werkes, sie wird hier nur deswegen an letzter Stelle genannt, weil sie, ein Ergebnis der gründlichen Einzelumtersuchungen des Verfassers, ein besonders abgerundetes Bild des ungarländischen Deutschtums gibt.

Weitaus am zahlreichsten sind die rheinfränkischen Mundarten; sie finden sich in etwa 230 Dörfern der Schwäbischen Türkei — Baranya und Tolnau in dem Winkel zwischen Donau und Drau — und in den Dörfern des bei Ungarn verbliebenen Restteils der Batschka, insgesamt in etwa 250 Dörfern. Auch die Deutschen in den an Südslawien und Rumänien abgetretenen Gebieten Südungarns sprechen, von einzelnen Ausnahmen abgesehen, rheinfränkische Mundarten. — An zweiter Stelle stehen bayrisch-österreichische Mundarten, die sämtlich zum Mittelbayerischen zu rechnen sind. Zu dieser Mundartengruppe gehören die Steirer und Heanzen in Westungarn, die Deutsch-Pilsener in einem isolierten Dorf an der heutigen Grenze gegen die Tschechoslowakei — sie sind verwandt mit den sogen. Krickehäuern der Deutsch-Probener und Kremnitzer Sprachinsel in etwa 20 deutschen Dörfern der Slowakei —, die Heidebauern hauptsächlich im Wieselburger Komitat, die Bayern und Franken im Bakonyer Wald und die Donaubayern im Schildgebirge und in der Umgebung von Budapest, wo das Fränkische und Schwäbische vom Bayrischen fast völlig überwuchert ist.

Von besonderem Interesse ist, daß schwäbische Mundarten nur in 3 bis 4 Dörfern Rumpfungarns gesprochen werden; die Schwaben in Ungarn sind also, worauf immer wieder hingewiesen werden muß, Nenn-Schwaben und nur zum kleinsten Teil Abstammungs-Schwaben.

Zwei einzigartige Fälle seien noch erwähnt. In Elek im Arader Komitat, in der äußersten Südostecke Rumpfungarns, wird eine ostfränkische Mundart gesprochen, die zu den wenigen gehört, deren Urheimat sich ganz eng umgrenzen läßt: sie liegt nördlich von Würzburg zwischen Spessart und Rhön. — In Györköny (Tolnauer Komitat) haben sich zwei voneinander vollständig abweichende Mundarten rein erhalten: eine mittelbayrische und eine rheinfränkische; denn der Ort erhielt zweimal deutsche Kolonisten, 1717 Wieselburger Deutsche (Heidebauern) und 1734—35 deutsche Familien aus Hessen-Nassau.

Diese wenigen Hinweise mögen hier genügen, sie sollen ja auch nur dazu anregen, zu dem Buch selbst zu greifen, dessen Wert durch eine beigegebene ethnographische Karte der deutschen Siedlungen Rumpfungarns (1 : 400 000), eine Karte der Verbreitung der deutschen Mundarten (1 : 1 500 000) und mehrere andere Kartenskizzen wesentlich erhöht wird. Wer darüber hinaus mit der Erforschung des ungarländischen Deutschtums in dauernder Verbindung bleiben will, der sei auf die seit Beginn dieses Jahres von Prof. Bleyer in Ofenpest herausgegebene Vierteljahresschrift „Deutsch-ungarische Heimatblätter" hingewiesen.

So schwer und unklar gerade in kultureller Hinsicht die Lage des Südostdeutschtums ist, wir dürfen uns dieses lebendigen Willens und wissenschaftlichen Eifers freuen, die durch die Herausgabe des vorliegenden Buches und die Gründung der neuen Zeitschrift zutage treten. Über beiden stehen die schönen Worte Prof. H. Schmidts als Leitstern: „Wir wollen die große Arbeit, die unsere Vorfahren geleistet haben, dadurch ehren, daß wir sie erforschen, erkennen und würdigen."

Hermann Rüdiger, Stuttgart.

Besprechungen.

Hillaire Belloc: Die Juden. Übersetzung aus dem Englischen und Nachwort von Theodor Haecker. Verlag Josef Kösel und Friedrich Pustet. München 1927. Brosch. 5.50 Mk., Ganzlein. 7.50 Mk.

Dem Buch ist eine Widmung an die jüdische Sekretärin des Verfassers vorausgeschickt: „der besten und treuesten unserer jüdischen Freunde, zu der meine Familie und ich immer in tiefer Schuld der Dankbarkeit stehen werden". Es ist kein antisemitisches Buch.

Der Verfasser wendet sich dagegen, daß jeder, der die jüdische Frage anschneide, von gewissen Kreisen sofort als „Antisemit" verschrien werde; es liege im Gegenteile nicht

zuletzt im Interesse der Juden selbst, wenn die Dinge in aller Ruhe und Offenheit erörtert würden. Denn durch die bisherige Taktik, durch das bisherige Verschweigen und Nichtsehenwollen, sei die Lage erst in die heutigen Schwierigkeiten hineingetrieben worden. Denn es gebe nun einmal eine jüdische Frage, und es werde zu einer schweren Katastrophe kommen, wenn nicht eine Lösung gefunden würde, die sowohl den Interessen der Nichtjuden wie denen der Juden gerecht würde.

Aus dem sehr vielseitigen Inhalt nur einige Stichproben, die zur Charakterisierung der Gedankengänge dienen mögen; sie finden sich teils in dem die Kapitel kurz erläuternden Inhaltsverzeichnis, teils im Text, der auf unzählige Einzelheiten eingeht:

„Die Juden sind ein Fremdkörper innerhalb der Gemeinschaft, in der sie wohnen — daher Reizung und Reibung." — „Die Lösung dieses Problems dringend notwendig." — Bisher meist „Ableugnung des Problems". — „Diese Unwissenheit oder Fiktion heute zusammengebrochen." — Anschwellen des Antisemitismus in allen europäischen Kulturstaaten und in Nordamerika; „lange vorher vorbereitet durch die wachsende Macht der Juden im öffentlichen Leben, die antisemitischen Schriften auf dem Kontinent, die Dreyfußagitation, den südafrikanischen Krieg, die jüdische Führerschaft im Sozialismus". — Akut geworden infolge des Krieges und seines Ausganges, durch „die russische Revolution" (die der Verf. als „eine jüdische Bewegung", aber „nicht eine Bewegung der jüdischen Rasse" — also aller Juden — bezeichnet) und durch die starke nach 1918 einsetzende jüdische Einwanderung in Nordamerika. — „Seit der bolschewistischen Bewegung offene (und feindselige) Diskussion des jüdischen Problems". — Der Verfasser schildert den Antisemiten, wie er ihn sieht: er kenne „nicht ein zu lösendes jüdisches Problem, sondern nur einen hassenswerten Juden". — „Dieser Haß sein ganzes Motiv." — „Die Presse boykottiert im ganzen noch die antisemitische Bewegung, aber diese wächst erstaunlich," und zwar in allen Kulturstaaten Europas und Amerikas — Die antisemitische Bewegung habe eine „große Stärke in Belgien." — Die Frage der Lösung des Problems: die jüdische Besiedelung in Palästina hält der Verfasser für undurchführbar, wenigstens unter britischem Protektorat; es wachse in England die Abneigung, dort eventuell für jüdische Interessen englisches Blut zu opfern; wollten die Juden dort siedeln, so müßten sie sich eine eigene nur aus Juden bestehende Armee schaffen. Äußerst verfehlt sei die Wahl des ersten Gouverneurs gewesen; denn dieser sei stark komprimittiert; der Verfasser bedauert, daß Balfour „ausgerechnet auf den Urheber des Marconi-Vertrages und den Wortführer bei der berüchtigten Erklärung im Unterhause, daß kein Politiker Marconianteile angerührt habe, verfallen" mußte. Sehr unsympathisch ist dem Verfasser als gläubigem Katholiken der Gedanke, daß es zur Errichtung „einer jüdischen Kontrolle über die heiligen Orte" kommen könne. Für die einzig mögliche Lösung der jüdischen Frage hält der Verfasser die Anerkennung der jüdischen Sondernationalität; es sei die Pflicht der Nichtjuden, die Juden in ihren Reihen zu dulden, sie zu „respektieren und mit Freimut zu behandeln". — „Der Hauptteil der gegenseitigen Pflichten" liege auf Seiten der Nichtjuden. Die Pflichten, die umgekehrt die Juden den Nichtjuden gegenüber hätten, streift der Verfasser dagegen nur kurz und meint, da müßten die Juden selber Vorschläge machen, „denn Einmischung oder Rat in häuslichen Angelegenheiten der Judenschaft wäre eine Unverfrorenheit"; kurz gesagt, der Verf. möchte es den Juden überlassen, die Dinge ganz nach ihren Wünschen zu regeln. — Der Übersetzer hat ein Nachwort geschrieben, in dem der Sinn des Buches in gewissem Grade verzerrt wird, so wenn er — entgegen den Ausführungen Belloc, der durchaus die Andersartigkeit als „Nation" betont — schreibt: „Das jüdische Problem ist für uns zuhöchst doch ein religiöses und theologisches, und dann erst ein nationales." Er scheint damit den Standpunkt des Katholiken, wie er seiner Meinung nach sein müßte, kennzeichnen zu wollen. Der Übersetzer betont übrigens ausdrücklich, daß der Verf. Katholik und daß das Buch ein „katholisches" sei. Aus diesen Bemerkungen und aus dem Umstande, daß das Werk von dem bekannten katholischen Verlag in deutscher Übersetzung herausgebracht ist, wird man den Schluß ziehen dürfen, daß die hier vorgebrachten Anschauungen und die vorgeschlagene Lösung die offizielle Billigung der katholischen Kirche haben.

Nicht verschweigen möchte ich, daß Belloc, wie aus manchen Stellen recht deutlich hervorgeht, noch unangenehm stark unter der Kriegspsychose steht; für ihn ist der Deutsche, und ganz besonders der Preuße, noch immer der „böse Mann". O. Reche.

R. Fetscher: Erbbiologie und Eugenik. Bd. 10 der Mathematisch-naturwissenschaftlich-technischen Bücherei. Berlin 1927, Verlag Otto Salle. Geb. 4.— Mk. — Wie der bekannte Dresdner Hygieniker und Rassen-

hygieniker im Vorwort angibt, ist das Büchlein für die Schüler höherer Schulen, für Studenten „allgemeiner Disziplinen" und als erste Einführung für Studierende der Medizin gedacht; es setzt daher beim Leser absichtlich wenig Vorkenntnisse voraus und behandelt die Dinge mit großer Ausführlichkeit, so die Ergebnisse der experimentellen Erblichkeitsforschung, die Variationserscheinungen durch Modifikation und durch Erbänderung und sehr eingehend und an vielen Beispielen die Vererbung beim Menschen, wobei die Besprechung der Vererbung krankhafter Erbanlagen im Vordergrunde steht. Nicht vergessen sind Ausführungen über die Vererbung des Charakters, der geistigen Eigenschaften und der Kriminalität, aber auch der Blutgruppen und der Muster der Fingerabdrücke. Bei der Vererbung der geistigen Eigenschaften lehnt sich der Verf. durchaus an die Konstitutionstheorie von Kretschmer an, wobei er diese überbewertet; nicht erwähnt dagegen werden die rassenmäßig bedingten geistigen Unterschiede. Die Eugenik wird in zwei Hauptkapiteln behandelt, der „theoretischen" und der „praktischen" Eugenik; die praktische wird in die „öffentliche" und die „private" eingeteilt; negative und positive Maßnahmen werden erörtert. Bei der negativen öffentlichen Eugenik tritt der Verf. für eine sehr energische Bekämpfung der Keimschädigungen, der Geschlechtskrankheiten und der Tuberkulose ein, wobei er das für das Deutsche Reich eingeführte „Gesetz zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten" in den wichtigsten Bestimmungen wörtlich anführt. Er setzt sich weiter für den dringend notwendigen Austausch von Gesundheitszeugnissen vor der Eheschließung ein, für Eheberatungsstellen und für die Ausschaltung Minderwertiger von der Fortpflanzung, wobei er weniger für Asylierung als für Sterilisierung der erblich Minderwertigen eintritt. An positiven Maßnahmen empfiehlt er Bevorzugung der großen Familien in der Steuergesetzgebung und in der Beamtenbesoldung; er fordert Elternschaftsversicherung (wobei er den Grotjahnschen Gesetzentwurf wörtlich wiedergibt) und Förderung eines geeigneten Wohn- und Siedelungswesens; die Wirkung einer „Elternschaftsversicherung" scheint er etwas zu überschätzen, aber das liegt wohl im Zuge der Zeit. Am Schluß wird eine sehr kurze Zusammenstellung der wichtigsten Literatur gegeben. Das Buch enthält 79 zumeist gute Abbildungen und Tabellen.

O. Reche.

M. Henke: Blutprobe im Vaterschaftsbeweise. München 1928, Verlag der Ärztlichen Rundschau, O. Gmelin. Kart. 1.— Mk. Eine sehr übersichtliche und gemeinverständliche Zusammenstellung, aus der jeder Arzt und jeder Jurist leicht das Wichtigste entnehmen kann. Vor allem werden alle Kombinationsmöglichkeiten, nach denen die Bluteigenschaften der Eltern auf die Kinder vererbt werden, ausführlich besprochen.

O. Reche.

W. Frenzel: Die Totenstadt von Burk bei Bautzen. Urgeschichte einer ostdeutschen Dorfmark. Augsburg 1929, Verlag Benno Filser. 44 S. m. 19 Abb. u. 21 Taf. Preis Mk. 3.—.

Die Arbeit ist als 3. Heft der von Reinerth herausgegebenen Reihe: Führer zur Urgeschichte erschienen. Daß sich Frenzel bei der Wahl, die Urgeschichte einer Dorfmark zu schreiben, für Burk entschied, hat seinen Grund in der großen Zahl der Funde, die von dieser Gemarkung bekannt sind. Steinzeitliche und bronzezeitliche Funde, solche der frühen Eisenzeit, der germanischen und der slawischen Zeit werden uns vom Verfasser in lebendiger Weise vorgeführt — wobei die vielen Abbildungen gute Dienste leisten — und für die materielle und geistige Kultur der einzelnen Epochen ausgewertet. Von großer Bedeutung sind vor allem die systematisch gehobenen Gräber von einem der beiden großen bronzezeitlichen Friedhöfe. Sie zeigen, mit wieviel verschiedenen Arten von Grabanlagen wir es in der Bronzezeit zu tun haben. Neben den vielen Photos der Gräber in situ hätte man gern die Gefäße aus denselben Gräbern geschlossen abgebildet gesehen, da geschlossene Grabfunde aus der Bronzezeit trotz der Fülle des Materials nur in geringer Anzahl in der Literatur bekannt sind. Wenn Frenzel die in Burk und auch anderswo in der Lausitz beobachteten, mit Beigefäßen ausgestatteten Gräber *ohne Bestattung* als Schein- oder Ehrengräber bezeichnet, so möchte ich ihm nicht beistimmen. Falls sich dicht neben diesen Beigefäßen (vielleicht sogar in derselben Eintiefung?) eine Urnenbestattung findet, wie im Falle Caßlau 1924 Tf. 4, sind m. E. die eben zitierten Ausdrücke nicht angebracht. Läßt sich aber dicht neben den Beigefäßen keine Brandbestattung entdecken, so muß man auch daran denken, daß die Gefäße vielleicht als Beigaben zu einem Skelett gehören, das vollkommen vergangen ist. In Schlesien sind z. B. in letzter Zeit, wenn auch vereinzelt, Skelettgräber der mittleren und jüngeren Bronzezeit aufgedeckt worden, die man bisher aus dieser Zeit nicht kannte.

Hannover. Kurt Tackenberg.

Wilhelm Grönbech: Nordische Mythen und Sagen. Aus dem Dänischen übersetzt von E. Hoffmeyer-Eppenstein. Jena 1929, Eugen Diederichs. 230 S.

Der Band enthält Götter- und Heldensagen der Edda und anderer nordischer Quellen (z. B. Saxos), sowie eine der Sagas (Die Leute aus dem Lachstal). Grönbech hat durchwegs die Prosaform gewählt, was den Vorteil freierer Gestaltung hat, während die Nachdichtung der Eddaverse manche Schwierigkeiten mit sich bringt und der eigenartige Reiz der altnordischen Sprache doch nie erreicht werden kann. Jedenfalls ist dieser Neufassung nachzurühmen, daß ihre knappe, echt sagenmäßige Sprache dem Gehalt der Dichtungen ausgezeichnet angepaßt ist, und man kann sich nur darüber freuen, daß diese in so wohlgelungener Gestalt, die zum Teil auch des Übersetzers Verdienst ist, unserem Volke zugänglich gemacht werden.

Die Einleitung hätte vielleicht bei der deutschen Ausgabe auf einen breiteren Leserkreis Rücksicht nehmen sollen. Wenn neben Sigurd Fafnirstöter die Gjukungen genannt werden (S. 8), so wird der durchschnittlich Gebildete nicht gut wissen können, daß im Norden Gjuki dem Gibich (im Nib.-Lied Dankrat) der deutschen Sage entspricht. Auch wäre ein Wort darüber am Platz, weshalb z. B. in der Beowulfsage die angelsächsischen Namen durch die altnordischen ersetzt sind; denn in Deutschland sind jene doch viel bekannter. Und wenn vorne von König Ermanarich die Rede ist (S. 6), werden gerade die Leser, in deren Hände wir eine so ansprechende Neuschöpfung des alten Sagengutes wünschen, kaum auf den Gedanken kommen, daß der Gotenkönig Jörmunrek der Sage (S. 220 f.) dieselbe Gestalt ist. Allerdings hat der Verlag früher das ausgezeichnete Buch von Wolff herausgebracht, das diesen Mangel sehr gut ergänzt, und auf dessen Besprechung (V. u. R. 1929, 64) hier deshalb nochmals aufmerksam gemacht sei.

Frankfurt a. M. H. Zeiß.

Louis Pinck: Verklingende Weisen. (Lothringer Volkslieder.) 2. Band. Heidelberg 1928. C. Winters Universitätsbuchhandlung. 420 S. mit reichem Bildschmuck. Preis geh. Mk. 8.50.

Sehr rasch nach dem 1. Band (1926) legt der verdiente Heimatforscher Pfarrer Pinck in Hambach (Lothringen) hundert weitere Lieder vor, über deren Aufzeichnung er im Anhange sorgfältig Auskunft gibt. Gerade diese Mitteilungen über liederreiche Sänger und in Familien treu bewahrte Sammelhefte geben dem Buche besonderen Wert. Daß die Lieder im allgemeinen auch in den bekannten großen Sammlungen aus anderen deutschen Gebieten vorkommen, ist verständlich; doch fehlt es nicht an abweichenden Fassungen, die manches zur Geschichte einzelner Lieder abgeben. Weder die sprachliche Form noch der Inhalt der Lieder ist irgendwie wesentlich von Frankreich her beeinflußt, mit dem Lothringen doch seit der Mitte des 18. Jahrhunderts bis 1870 verbunden war; wenn einmal statt „Jäger" „Voltigeurs" erscheint, so ist das fast das einzige Fremde, und ein solches Wort hätte auch rechts des Rheines vor 150 Jahren ins Volkslied eindringen können. Das Buch ist als ein warmes Bekenntnis bodenständiger lothringischer Heimatliebe uns nicht minder wertvoll, denn wegen seines reichen Inhalts und dem 2. Bande, den wieder die anheimelnden Zeichnungen H. Bachers schmücken, ein nicht geringerer Erfolg zu wünschen.

Frankfurt a. M. H. Zeiß.

Berichtigung.

In meiner Anzeige von Dr. Friedrich Losch: „Die Brautwerbungssage der deutschen Spielmannsdichtung" auf S. 187 des lauf. Jahrganges dieser Zeitschrift hat sich ein Fehler eingeschlichen, den ich nicht unberichtigt lassen möchte, obwohl er den meisten Lesern als solcher sofort erkennbar sein dürfte. Es muß Zeile 6 v. u. in Beziehung auf die Hildesage heißen, daß ihr ursprünglicher Schauplatz das noch germanische Südufer der Ostsee — nicht, wie dort steht: das noch nicht germanische — gewesen sei. Daß etwas anderes nicht meine Meinung sein kann, wird niemand bezweifeln, der meine Abhandlung „Der germanische Osten in der Heldensage" kennt, in der ich den Nachweis dafür erbracht habe, daß die Hildesage von Haus aus bei germanischen Stämmen am Südufer der Ostsee, also vor dem Vordringen der Slaven in jene Gegenden, spielt.

Rudolf Much.

Homo-Test unverdünnte, haltbare Menschenblutsera zur Blutgruppenbestimmung.

Homo-Test-Serum A und B: Je ein ccm RM. 5.—, je 2 ccm RM. 10.—, je 5 ccm RM. 20.—. Homo-Test-Blutkörperchen: A oder B pro ccm RM. 4.—. Mitglieder der D.G.f.B. besondere Preise. Blutgruppenbestimmung an eingeschicktem Blut. Einzeluntersuchung RM. 3.—.

Dr. med. Wilhelm Hilsinger, Berlin-Lichterfelde-Ost Jungfernstieg 25, Telephon: G 3 Lichterfelde 3372

Kurt Gerlach

Zwischen den Fronten

oder **Der Krieg von unten**

Roman 306 Seiten, Ganzleinen 6,50 RM.

„— spannend wie Remarque, aber bejahender, — von unerbitterlicher klirrender Sachlichkeit wie Renn, aber dichterischer —." Kurt Arnold Findeisen

„— von einer geradezu erschütternden Echtheit und Lebendigkeit —."

Vogtländischer Anzeiger und Tageblatt Plauen.

„— Das ehrlichste und wahrste Kriegsbuch, das ich in die Hände bekam —". Hammer, Leipzig.

Hellenhaus-Verlag, Hellerau b. Dresden

Die Antwort der Front an die Literaten:

Wir von der Infanterie

Tagebuchblätter aus 5 Jahren Front- und Lazarettzeit

Von Friedrich Lehmann

6.—15. Tausend. Geh. Mk. 3.—, Lwd. Mk. 4.50.

Ein Buch, von dem der alte Krieger sagen muß: So wars wirklich!
Fränkischer Kurier.

Seine Wahrhaftigkeit ist es, die uns in Bann schlägt.
München-Augsburger Abendzeitung.

Ein Frontkämpfer schrieb dem Verfasser:

Sie haben uns, die wir im Felde gestanden haben, wirklich das Buch über den Krieg gegeben. Was Sie schildern hat wohl jeder von uns erlebt und gefühlt, im Grunde waren Ihre Gedanken unser Aller Gedanken. Darum wissen wir, daß Ihr Buch echt und wahr ist, kein romanhaftes Machwerk.

Ein hoher Befehlshaber der neuen Wehrmacht:

Wenn man von dem Kriegsbuch sprechen darf, dann darf man sich dabei auf Ihr Buch beziehen, das alle Fragen von so hoher Warte behandelt.

J. F. Lehmanns Verlag / München SW. 4

Soeben erschienen:

Rassenkunde Europas

Mit besonderer Berücksichtigung der Rassengeschichte der Hauptvölker indogermanischer Sprache

Von **Dr. Hans F. K. Günther.**

3. wesentlich vermehrte und verbesserte Auflage. 1929. 342 Seiten mit 483 Abbildungen und 34 Karten. Geh. Mk. 10.—, Lwd. Mk. 12.—.

Die soeben erschienene 3. Auflage ist wieder stark erweitert und vermehrt. Jedes Jahr bringt ja neue Beobachtungen und Erkenntnisse, die gerade so ein gewissenhafter und ehrlicher Forscher wie Günther kritisch darstellen mußte. Die Vermehrung des Umfangs betrifft in gleicher Weise die prachtvolle und vielseitige Bebildung wie den tiefschürfenden Text.

Dieses Buch ist nicht nur eine Fundgrube von Wissen um rassenkundliche Dinge, sie ist ebenso, ja vor allem auch ein Aufruf an alle, die sich ein Gefühl für die Ungleichheit der Menschen bewahrt haben und wissen, daß es nicht gleichgültig ist, aus welcher Art Menschen künftig die Völker Europas sich zusammensetzen.

Die seltene Vereinigung von Gestaltungskraft, Beobachtungsgabe und Klarheit, die den Verfasser auszeichnen und seinen Werken in den weitesten Kreisen Verbreitung verschaffen, macht auch das Lesen des neuen Buches wieder besonders anziehend. Dr. von Eickstedt.

Das Judentum

als landschaftskundlich-ethnologisches Problem

Von **Prof. Dr. S. Passarge, Hamburg.**

Mit 153 Bildern. Preis geh. Mk. 13.—, Lwd. Mk. 15.—.

Ein ganz eigenwüchsiges Buch, das seinen Weg auf einem anderen Pfade als dem der Rassenforscher, Theologen und Politiker sucht und findet. Landschaftskunde und Ethnologie dienen hier als Schlüssel zu den Geheimnissen des Judentums. Dadurch ist das Buch der Sphäre des Judenhasses und der Judenverherrlichung entrückt. Die Eigenart des jüdischen Charakters in ihrer Abhängigkeit von der orientalischen Landschaft und den orientalischen Lebensformen wird ohne Voreingenommenheit nach irgendeiner Seite untersucht und einleuchtend gemacht. Gerade so und nicht anders mußte sich das Judentum entwickeln. Die wesentlichen Ausdrucksformen jüdischen Lebens — die Jahwereligion und das Ghetto werden eingehend unter Heranziehung vieler Bilder dargestellt. Der Zweigeschlechterglaube als Urform der Naturreligionen bietet weitere, ganz neuartige Gesichtspunkte für eine aufschlußreiche Betrachtung der jüdischen Religionsvorstellungen.

J. F. Lehmanns Verlag / München SW. 4.

Verantwortlich für die Schriftleitung von „Volk und Rasse“: Prof. Dr. O. Reche, Leipzig und Dr. Bruno K. Schulz, München.
Verantwortlich für den Anzeigenteil: L. Waibel, München N 23. — Verlag: J. F. Lehmann, München.
Druck von Dr. F. P. Datterer & Cie., Freising-München.

7 DAY USE
RETURN TO
ANTHROPOLOGY LIBRARY
This publication is due on the LAST DATE
and HOUR stamped below.

MAR 18 1985

INTERLIBRARY LOAN
APR 7 1988
UNIV. OF CALIF., BERK.

RB17–40m-8,'72
(Q4186s10)4188—A-32

General Library
University of California
Berkeley

YE 27920

745348

GN1
V6
v.4

UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY